Georg Freiherr von Ompteda

Cäcilie von Sarryn

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Cäcilie von Sarryn

Erſter Band

Werke

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Romane

Die Sünde. Geschichte eines Offiziers.
Drohnen. Moderner Roman.
Unser Regiment. Ein Reiterbild.
Maria da Caza.
Der Zeremonienmeister.
Philister über dir!
Die Radlerin. Geschichte zweier Menschen.
Monte Carlo.
Aus großen Höhen.

Deutscher Adel um 1900

Erster Teil
Sylvester von Geyer.

Zweiter Teil
Eysen.

Dritter Teil
Cäcilie von Sarryn.

Novellen

Freilichtbilder. Skizzen und Novellen.
Vom Tode.
Unter uns Junggesellen. Freie Geschichten.
Weibliche Menschen.
Das schönere Geschlecht.
Die sieben Gernopp. Eine lustige Geschichte.
Leidenschaften. Männliche weibliche sächliche Geschichten.
Lust und Leid.
Traum im Süden.

Gedichte

Von der Lebensstraße und andere Gedichte.

Theater

Eheliche Liebe. Schauspiel in drei Akten.

Freie Übertragungen aus dem Französischen

Ossit: Ilse.

Maupassant: Fräulein Fifi.
Maupassant: Die Schwestern Rondoli.
Maupassant: Miß Harriet.
Maupassant: Das Haus.
Maupassant: Mondschein.
Maupassant: Herr Parent.
Maupassant: Der Horla.
Maupassant: Die Schnepfe.
Maupassant: Der Liebling.
Maupassant: Ein Menschenleben.
Maupassant: Stark wie der Tod.
Maupassant: Dickchen.
Maupassant: Hans und Peter.
Maupassant: Die kleine Roque.
Maupassant: Nutzlose Schönheit.
Maupassant: Der Tugendpreis.
Maupassant: Schnaps-Anton.
Maupassant: Unser Herz.
Maupassant: Tag- u. Nachtgeschichten.
Maupassant: Mont Oriol.

Georg Freiherr von Ompteda

Deutscher Adel um 1900

(Dritter) Teil

5

Cäcilie von Sarryn

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

LG
)563d

Cäcilie von Sarryn

Roman

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Erster Band

Sechste Auflage

80158
4/9/06

Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Meinem Bruder Otto

herzlich

zu eigen

1.

Nun war auch die letzte Schwester aus dem Hause, und Cäcilie von Sarryn blieb allein bei dem Vater zurück. Der alte Geheimrat nahm ihre Hand, als sie in die einsame Wohnung heimkehrten, und sagte, mit einer Thräne im Auge, die ihm langsam herab in den weißen Bart perlte:

— Jetzt habe ich bloß noch dich, Cäcilie. Denn wenn man eine Tochter verheiratet, giebt man sie doch eigentlich ganz fort. Sie kommt in eine andere Familie, wechselt den Namen, und bald stehen ihr Mann und Kinder näher, als das Vaterhaus. Aber es muß sein. Und es ist ganz gut so. Nur wenn man eine Frau gehabt hat und vier Kinder, und dann geht eins nach dem andern fort, das thut weh. Die liebe Mama liegt draußen in der Erde. Aber mir ist's manchmal, als ob auch Martha, Irene und unsere Else nie wieder kämen.

Cäcilie strich dem Vater die Wange und sprach:

— Aber Väterchen, ich bleibe ja bei dir! Mich behältst du doch!

Der alte Herr dachte im stillen daran, daß er es eigentlich seiner Tochter wünschen mußte, sie möchte sich auch verheiraten. Aber der Gedanke, überhaupt nur an die Möglichkeit zu rühren, sie könnte aus dem Hause gehen, erregte ihn

so, daß er in eigensüchtigem Gefühl nur noch fester nach ihrer Hand griff, als wollte er sie halten, damit sie ihm ja nicht entflöhe. Und er sagte traurig:

— Nicht wahr, Cäcilie, du pflegst deinen alten Vater?

Dabei setzte er sich in seinen Lehnstuhl, rieb sich die runzeligen, gilblichen Hände, fuhr sich durch das am Scheitel spärliche weiße Haar, gähnte ein wenig und legte sich zurück, als wollte er einnicken.

Seine Tochter hatte eine wollene Decke genommen, die sie vor ein paar Jahren für den Vater gestrickt, und deckte ihm die Kniee zu, denn den alten Herrn fror beim Sitzen. Er sagte auch sofort, es sei doch recht kalt heute abend, worauf Cäcilie zum Thermometer an der Thür ging und mit der Meldung zurückkehrte:

— Es sind über sechzehn Grad, Väterchen.

— Dann habe ich mich am Ende bei der Hochzeit erkältet.

— Willst du nicht Thee trinken?

— Ja, das wäre nicht übel. Aber nicht zu stark.

— Wie gewöhnlich! — gab die Tochter zurück und ging hinaus, um den Thee zu bestellen.

Der alte Herr griff nach den Zeitungen, die neben ihm auf dem Tisch am gewohnten Fleck schon bereit lagen. Die Pfeife lehnte am Stuhl, der Porzellankopf am Boden, das Weichselrohr bis zu den Armpolstern hinauf reichend. Er nahm die Tagesblätter auf den Schoß und die Pfeife, die Cäcilie am Morgen noch zwischen Standesamt und Hochzeitsdiner gestopft, in die Hand. Aber nun fehlte das Feuer. Schon wollte der Geheimrat rufen, als die Tochter eintrat. Halb verlegen, halb ungeduldig sagte er:

— Ich hatte kein Feuer, Cäcilie. Wie soll da die Pfeife brennen!

— Sofort, Väterchen! — antwortete sie, setzte schnell das Theebrett auf den Tisch, zündete ein langes, breites, schwedisches Streichholz an, kniete neben dem Lehnstuhl nieder, hielt die Flamme über den Porzellankopf und wartete geduldig, bis der Tabak glühte und immer größere, dichtere, dunklere Rauchwolken emporstiegen.

Der Geheimrat nickte befriedigt: ein Zeichen, es sei nun genug. Cäcilie stand auf, und er nahm, ohne weiter ein Wort zu verlieren, die Zeitung in die Hand und begann zu lesen, während seine Tochter den Thee ziehen ließ. Dann schenkte sie ein, that die vorgeschriebene Menge Sahne dazu, ein Stück Zucker, legte ein paar Brötchen zurecht, die sie selbst gestrichen, und setzte das alles dem Vater hin. Der ließ die Zeitung sinken und begann seinen Thee zu schlürfen, während Cäcilie dabei war, die andere Pfeife, die bisher in der Ecke gelehnt, aus einem großen Blechkasten mit Tabak zu stopfen.

— Aber Cäcilie, nicht wahr, du stellst den Tabak dann wieder hinaus, damit er nicht trocken wird? — meinte der Geheimrat ganz ängstlich. Sie antwortete nur, den Blechdeckel schließend: — Gewiß, Väterchen.

Dann trug sie den Kasten fort. Aber als sie wieder kam, wartete ihrer neue Arbeit: die Pfeife war ausgebrannt, sie mußte gegen eine neue umgewechselt werden, die wiederum mit derselben Umständlichkeit angezündet wurde wie die erste. Der alte Herr zog und zog. Er konnte sie nicht genügend in Brand setzen, so daß er mißtrauisch den Pfeifenkopf prüfte, indem er meinte, der Tabak sei wohl zu fest gedrückt.

Cäcilie nahm eine Nadel, stach zum Schein einmal in den Tabak hinein und zündete ein neues Streichholz an.

Nun brannte er endlich, und Cäcilie konnte hinausgehen, um die alte Pfeife von den Aschenresten zu reinigen. Schnell

band sie eine Schürze vor, ihr Hauskleid, das sie gegen das weiße Brautjungfernkleid vertauscht, zu schonen.

Doch sie mußte sich beeilen, damit der Vater nicht ungeduldig würde, wenn er so lange allein blieb.

Als sie wieder ins Zimmer trat, fand sie ihn, die Hand vor den Augen, betrübt und tief bewegt im Stuhl sitzen. Sie schob sich einen kleinen, niedrigen Sessel an seine Seite, streichelte ihn, blickte ihn mit ihren hellen, fast wasserblauen Augen an und sagte:

— Was hast du denn, Väterchen? Was hast du denn? Ich bin ja bei dir! Bleib' ja bei dir!

Er ließ sich streicheln und zureden wie ein Kind, aber zuerst wollte er keinen Trost annehmen. Dann begannen sie über die Ereignisse des Tages zu sprechen, über das Aussehen Elses, der Braut, die sehr blaß gewesen, über die bescheidene Wohnung des jungen Paares, die aber doch sehr nett sein würde.

— Wenn Else nur glücklich wird! — meinte der Geheimrat. Cäcilie erwiderte zum Troste, die beiden anderen verheirateten Schwestern, Martha und Irene, wären es doch, warum sollte es da die Jüngste nicht auch werden? Nun redeten sie von den Verwandten, die bei der Hochzeit gewesen, vom Pastor, seiner Trau- und seiner Tischrede, überhaupt von allen Reden, die gehalten worden. Schließlich erklärte der Geheimrat, mit einem Blick auf die Uhr:

— Herr Gott, es ist schon halb zwölf. Da wollen wir aber schleunigst zu Bett gehen. Cäcilie, nicht wahr, du schickst die Mädchen zu Bett!

Sie lächelte nur:

— Die schlafen schon längst, Väterchen.

— Aber die Möbel sind noch nicht zugedeckt zur Nacht.

Er hatte fast erregt gesprochen, während die Tochter bescheiden, nebenbei, als sei es ganz selbstverständlich, antwortete:

— Habe keine Sorge, Väterchen, das besorge ich schon.

Dann gab sie dem Vater den Arm, denn das Gehen ward ihm sauer, und geleitete ihn in sein Schlafzimmer. Er fragte, ob gelüftet worden — sie hatte es gethan. Darauf sah er nach, ob auch die Wärmflasche im Bett läge. Und Cäcilie schob sie auf der Matratze hin und her, um diese gleichmäßig durchzuwärmen. Sie hatte dem Vater das Licht angezündet und die Pantoffeln zurecht gerückt, dann gab sie ihm fröhlich einen herzhaften Kuß und sprach:

— Nun, Väterchen, sei hübsch artig und lies nicht mehr. Vergiß auch nicht das Licht auszumachen! Du wirst ja bald einschlafen nach solch einem langen, anstrengenden Tage.

Er küßte sie auf die Stirn mit den Worten:

— Es war ein trauriger Tag, aber doch auch schön! Wenn bloß meine Else glücklich wird! Gute Nacht, Cäcilie!

Sie ging fast lautlos, wie es ihre Art war. Der Geheimrat rief ihr noch ängstlich nach, obwohl er sich durch einen Blick hätte selbst davon überzeugen können:

— Du hast doch das Nachtlicht angesteckt, Cäcilie?

— Gewiß, Väterchen!

Es brannte in der Ecke hinter einem Stoß Bücher, die das junge Mädchen immer aufbaute, um die Blendung abzuhalten.

Cäcilie aber konnte nicht so bald zur Ruhe kommen: sie mußte noch im Salon, in des Vaters Stube und sogar im Eßzimmer die Möbel mit grauen Leinwandstücken zudecken, nachsehen, ob die Mädchen auch das Gas in der Küche ausgelöscht, den Hahn an der Gasuhr abgestellt und die Sicherheitskette vor die Thür gelegt hätten.

Dann goß sie sich noch einmal den Thee des Vaters mit lauem Wasser auf, holte ein paar Zwiebäcke aus dem Speiseschrank und ging damit in ihr kleines, bescheidenes Zimmer. Dort setzte sie sich, nachdem sie den Riegel vorgeschoben, und begann, da sie noch keine Zeit gefunden, für sich selbst zu sorgen, die Zwiebäcke in den kalten Thee zu stippen.

Auch sie dachte an die Schwester. Ja, wenn sie nur glücklich würde! Else verdiente allen Segen und alle Freuden dieser Erde. Es war Väterchen so schwer geworden, seine Else herzugeben. Aber sie blieb ja bei ihm. Er wäre ohne die Tochter ganz hilflos gewesen. Sie mußte ihm die selige Mutter ersetzen. Das war Kindespflicht und Dankbarkeit für alles, was er an ihr gethan.

Cäcilie strich sich das blonde, widerspenstige Haar zurück, das immer drohte, ins Gesicht zu fallen. Dann schlüpfte sie im Unterrock, denn sie hatte schon begonnen, sich zur Nachtruhe vorzubereiten, noch einmal hinaus, um die Sahne in den Küchenschrank zu stellen ... im Zimmer hätte sie verderben können. Und bei der Gelegenheit widerstand sie der Versuchung nicht und brachte sich aus der Speisekammer noch eine Weintraube mit, die sie im Bett essen wollte.

Darüber war längst Mitternacht vorbei. Sie huschte also schnell unter die Decke, aß Beeren, lauschte noch einmal nach dem Zimmer hinüber, wo der Vater schlief. Alles schwieg. Sie löschte das Licht, streckte sich aus, zuckte ein paar Mal fröstelnd zusammen, stieß mit den Fußsohlen gegen die harte Bettwand, um sich zu wärmen, und hauchte in die starren Hände.

Dann schlief sie ein, im Einnicken immer den Gedanken im Kopfe: an der kleinen Schwester Glück.

In der Nacht fuhr sie einmal auf: es war ihr, als hätte

der Vater gerufen. Sie horchte — nichts. Da suchte sie schnell wieder einzuschlafen, denn am andern Morgen hieß es zeitig aufstehen, und sie war müde.

2.

Cäcilie war die zweite der vier Schwestern und wurde schon vierundzwanzig Jahre. Sie hatte die Älteste und dann die Jüngere, nun die Jüngste vor sich heiraten sehen. Aber sie hielt das für ganz natürlich. Wer sollte sich in ihr dummes Gesicht verlieben! wie sie zum Scherze zu sagen pflegte. Und doch war sie nicht häßlich. Ihre blauen Augen waren vielleicht zu hell, aber es lag Seele in ihnen, eine feste, ehrliche, demütige Mädchenseele — fest, denn sie besaß Selbstzucht und Thatkraft; ehrlich, denn das war sie immer gewesen gegen sich wie gegen Andere; demütig, denn sie meinte, nichts Besonderes vorzustellen in der Welt, sondern geboren zu sein, Anderen des Lebens Lasten zu erleichtern, des Daseins Härten zu ebnen und zu glätten.

Vielleicht war ihre Ehrlichkeit daran schuld, daß sie sich auf Bällen und in Gesellschaften nicht wohl fühlte. Sie hatte, wie ihre Schwestern, das alles mitgemacht, aber war nur mitgegangen, weil es eben sein mußte, wie sie alles that, was sie für ihre Pflicht hielt.

Jetzt war sie entschlossen, einen Strich unter ihr Leben zu machen. Mit der Hochzeit ihrer letzten Schwester begann

für sie ein neues Dasein. Väterchen war alt und kränklich. Er mußte Ruhe haben. Sie war übrig geblieben, vom Schicksal dazu bestimmt, den Lebensabend des alten Mannes freundlich zu gestalten.

Es war Herbst, und die Zeit der Geselligkeit begann bald von neuem. Da freute sich Cäcilie förmlich, nicht mehr alle die Aufregungen mitmachen zu müssen und die Langweile zu erleben. Vierundzwanzig Jahre! Das hieß so viel wie „außer Gefecht gesetzt", meinte sie und sagte am anderen Tage Martha, der ältesten Schwester, die kam, um nach dem Vater zu sehen:

— Ich bereite mich jetzt auf die alte Jungfer vor.

— Cäcilie, das darfst du nicht sagen, auch nicht mal im Scherz. Da sei Gott vor. Du wirst noch einen sehr braven Mann kriegen, des kannst du sicher sein. Laß nur uns Schwestern sorgen! — antwortete Martha von Rangenhofen, indem sie entsetzt die Hände hob. Sie besaß für solch eine Äußerung kein Verständnis bei ihren fünf Kindern in sieben Ehejahren. Ja, sie hielt den Gedanken, ein Mädchen könnte sich absichtlich seinem Berufe, Frau zu werden, entziehen, beinahe für eine Sünde — eine Anschauung, die ihr Mann, der Assessor Isidor von Rangenhofen, teilte.

Cäcilie lächelte nur und sagte kein Wort. Es mußte ja nicht sein. Sie brauchte keinen Mann, ihr Platz war an der Seite des Vaters, dort war sie wichtiger als im eigenen Haushalt. Das konnte eben Martha nicht verstehen, und man durfte über so etwas mit ihr eigentlich nicht sprechen.

— Kommst du vielleicht heute nachmittag ein wenig herüber? — fragte Martha. Cäcilie wußte, daß der Vater zu gewissen Stunden sein Nachmittagsschläfchen hielt. Da wollte sie kommen.

Und als der alte Herr sich auf sein Sofa gestreckt hatte, sie ihn gut zugedeckt und ihm die Birne der elektrischen Klingel auf das Tischchen an seiner Seite hingelegt, falls er etwas brauche, schlich sie sich verstohlen davon, denn die Zeitung war Väterchens Hand bereits entsunken. Er atmete tief und regelmäßig.

Cäcilie zog eine Jacke an und setzte einen einfachen Strohhut mit schwarzem Band auf. Dann ging sie zur Schwester, die auf der Reichsstraße in der Nähe des böhmischen Bahnhofs wohnte. Denn Isidor war in der Verwaltung der Staatsbahnen beschäftigt.

Rangenhofens hatten einen geräumigen zweiten Stock inne, aber sie brauchten auch Platz wegen der Kinder.

Das ganze Familienleben dieses Hauses spielte sich in der Kinderstube ab. Sobald der Mann nach Hause kam, setzte er sich zu der kleinen Schar, sah zu, wie sie ihre Milch bekamen, wie sie gewaschen und angezogen, zu Bett und aus dem Bett gebracht wurden.

Es gab zwar ein Herrenzimmer, aber in dem stand der Schreibtisch allein zum Schmuck, denn Isidor arbeitete nur auf dem Büreau. Und auch der Salon, ganz „gute Stube", war für gewöhnlich verschlossen, denn wenn die Kleinen in dieses Prunkgemach eingedrungen wären, so hätten sie wahrscheinlich unersetzlichen Schaden verursacht.

Cäcilie ging auch sofort in das erste Kinderzimmer, wo die zwei ganz Kleinen schliefen, Zwillinge: Fritz und Ernst geheißen.

Martha kam der Schwester entgegen, mit vor Freude strahlenden Augen:

— Denke dir nur einmal, Lili hat wieder einen Zahn. Er kommt eben durch. Das mußt du mal ansehen. Man kann ihn schon fühlen.

Sie lief voraus in das nächste Zimmer. Cäcilie folgte. Die kleine Lili, die eigentlich Karoline hieß, war drei Jahre alt, ein auffallend häßliches Kind, das die Mutter trotzdem beinahe immer „meine niedliche, kleine Lili" nannte.

Cäcilie mußte das Zahnfleisch untersuchen, und richtig, das kleine Zähnchen war deutlich zu fühlen. Darüber herrschte erneuter Jubel. Doch die Mutter meinte, nachdem die erste Freude verrauscht war:

— Um Gottes willen, wir wollen nicht solchen Lärm machen, daß die Zwillinge nicht aufwachen!

Da kamen auch schon aus dem dritten Zimmer die Älteste und die Zweite, Marie und Ida, herein, ein paar niedliche, kleine Mädchen, zart, fein, mit blonden Haaren und nettem Gethue. Sie machten, wie sie es gelernt, vor der Tante einen Knix. Die aber zog sie in ihre Arme und küßte die kleinen Nichten.

Die Älteste war sechs Jahre alt, die Zweite fünf. Tante Cäcilie erkundigte sich sofort, ob Mili, wie Marie abgekürzt genannt wurde — denn bei Rangenhofens hatte jedes Kind seinen Kosenamen — ihre Schulaufgabe gut gelernt hätte.

Das kleine Ding mußte der Tante etwas hersagen, während Ida dabei stand und zuhörte mit einem Gesicht, als meinte sie:

„Das geht mich zwar alles noch nichts an, aber wenn ich einmal so weit bin, kann ich das viel besser, denn ich weiß es ja jetzt schon beinahe."

Sie hatte ein paar Brocken aufgeschnappt von dem, was sie bei Mili hörte, und brachte die nun an, als die Älteste mit Hersagen fertig war.

Nun nahm Cäcilie Titchen ihrerseits vor und ließ sich erzählen, was sie auf der Straße erlebt. Da war ein Pferd

gefallen, dann hatte sie einen Mann gesehen, der ohne Hut gegangen wäre, endlich wiederum hatte ihr auf der Pferdebahn eine alte Dame eine Blume geschenkt.

Kurzum, bei Titchen war immer etwas Besonderes geschehen, und sie wußte immer aufgeregt davon zu berichten.

Nachdem auch das vorbei war, setzten sich die Kinder zum Spielen. Martha nahm ihre Schwester bei Seite, zog sie ans Fenster und fragte leise:

— Sag' mal, Cäcilie, findest du nicht, daß Mili ein bißchen bleich aussieht?

Cäcilie blickte hinüber:

— Nein, das finde ich eigentlich nicht!

Die Mutter atmete sofort auf:

— Ach, das freut mich aber sehr. Ich hatte wirklich schon Angst. Man kommt bei den Kindern aus der Sorge nicht heraus. Wenn's dem nicht fehlt, so fehlt's jenem. Denke dir nur einmal, gestern fällt Titchen die Treppe herunter und wird uns in die Wohnung gebracht, während die Zwillinge gerade ihre Milch bekommen, so daß mir es in dem Moment wirklich nicht paßte, und Titchen hatte die Augen schon ganz geschlossen; es war wirklich schauderhaft.

— Aber sie ist doch ganz munter heute? — fragte Cäcilie.

— Gewiß ist sie munter. Aber denke dir nur, der Schreck! Nein, es ist grauenhaft, was man mit Kindern alles erleben muß.

Darauf setzte sich Cäcilie zu den beiden Ältesten in eine Ecke. Ein Onkel Rangenhofen hatte ihnen eine ganze Puppenausstattung geschenkt, und nun wurden die kleinen Lieblinge aus- und angezogen, was die Mädchen noch nicht recht zu Stande brachten, da der Spielkasten eigentlich für ein viel höheres Alter berechnet war.

Da rief Martha von drüben:

— Cäcilie, um Gottes willen, bitte, komm einmal her!

Sie stand auf und ging in das andere Zimmer, aus dem ihr schon von weitem Gebrüll entgegenscholl. Dort mußte sie helfen, den beiden kleinen Kerlchen ihre Milch zu geben. Die Wärterin stand dabei, ohne einen Finger zu rühren.

— Ist denn Mademoiselle nicht da? — fragte Cäcilie.

— Ja, gewiß, aber die hat zu nähen. Ach, weißt du, Cäcilie, kannst du nicht mal helfen, wir kriegen nämlich den Schnitt nicht heraus. Mili muß ein neues Kleidchen bekommen. Aus dem Herbstkleid vom vorigen Jahre ist sie zu sehr herausgewachsen, und Mademoiselle hat schon ein Stück verschnitten, so daß der Stoff nicht reichte. Und denke dir nur, ich bin deswegen bei Müller & Blankeritz gewesen, und da passierte mir's, daß der Stoff nicht mehr da ist. Sie kriegen ihn aber. Weißt du, Cäcilie — du gehst ja doch dort vorbei. Heute soll die neue Rolle angekommen sein. Sie wissens schon. Wir haben die Auszeichnung außerdem behalten. Du bringst mir's vielleicht dann morgen früh, nicht wahr?

— Gewiß, natürlich. Wenn ich dir was helfen kann, sehr gern! — sagte Cäcilie. Dann ging sie hinüber in das Schlafzimmer der Gatten, wo ein großer Tisch zum Zuschneiden eingerichtet worden war, und bemühte sich, den Schnitt in Ordnung zu bringen, den Mademoiselle, eine hagere, ältere Person mit stechend schwarzen Augen, falsch zusammengesteckt hatte. Währenddessen machte die Bonne ihren Gedanken Luft: diese Schneiderei zu Hause hätte wirklich keinen Zweck, man kriegte die Sache heutzutage nämlich viel besser und billiger fertig im Laden.

Cäcilie zuckte die Achseln. Sie wollte sich nicht in die

Angelegenheiten ihrer Schwester mischen; sie meinte nur begütigend auf französisch zu ihr:

— Es ist aber doch eine kleine Mühe, und wenn Sie in Verlegenheit sind, werde ich Ihnen gern helfen.

Nachdem Cäcilie eine Zeit lang gearbeitet hatte, blickte sie nach der Uhr, gab der Mademoiselle noch ein paar Anweisungen, nahm sich eine Probe vom Stoff mit und ging wieder in die Kinderzimmer, wo sie sofort von den Kleinen umringt ward. Mit Mili sollte sie spielen, Titchen wollte ihr etwas erzählen, Lili behauptete, Wehweh zu haben. Und kaum war sie eingetreten, rief Martha sie wieder zu den Zwillingen, die nun ihre Milch getrunken hatten.

— Ich muß fort, Martha.

— Wohin willst du denn? — meinte die Schwester ganz erstaunt. — Du bist doch noch kaum da! Hast du denn der Mademoiselle geholfen?

— Sie wird schon ins reine kommen. Ich muß nach Hause, Väterchen wacht jetzt auf und würde böse sein, wenn er mich nicht fände.

Aber Martha wollte sie nicht fort lassen und meinte, der Vater würde sich schon allein zu helfen wissen, die Schwester sei hier viel nötiger. Sie klagte immer wieder, es wäre schrecklich, wie viel Mühe die Kinder machten, und man wäre ja so glücklich, jemanden zu haben, der die Würmer beschäftigte. Dann neigte sich Martha zu ihrer Schwester Ohr, blickte sich um, ob es niemand höre, und sagte leise:

— Weißt du, auf die Leute ist eben absolut kein Verlaß. Willst du denn nicht einmal mit Mili und Titchen ausgehen? Mittwoch zum Beispiel. Ich muß bei den anderen bleiben. Und Mademoiselle will einmal für sich in die Stadt, um Stoff für ein Kleid zu kaufen.

Cäcilie meinte, sie werde sehen, was sich thun ließe. Dann holte sie einen kleinen Notizkalender aus dem Portemonnaie, nahm einen Taschenbleistift und machte sich ein Kreuz an dem betreffenden Tage:

— Vielleicht nachmittags um vier?

Martha zog ein Gesicht.

— Ach, aber das ist doch sehr spät. Könntest du denn nicht einmal um zwei herkommen? Weißt du, es wäre zu nett von dir, denn die Mädchen möchten doch Luft schöpfen! Ich lasse sie immer gern nachmittags mindestens zwei bis drei Stunden spazieren gehen.

Cäcilie wandte ein, das ginge nicht wegen des Vaters. Aber da sagte Martha, der Vater solle doch mitkommen, das wäre das allerbeste:

— Das macht ihn nervös. Und weißt du, ich muß ihm doch den Arm geben, er kann ja so schlecht gehen. Da kann ich nicht nebenbei die Kinder bei der Hand nehmen; und auf sie achten muß ich doch auch.

Aber Martha meinte, es würde sich schon alles finden. Damit trennten sich die Schwestern.

Auf dem Flur traf Cäcilie ihren Schwager. Isidor war ein lang aufgeschossener, blonder Mann mit Vollbart und einer Brille mit so dicken Gläsern — weil er sehr kurzsichtig war — daß sie wegen ihres unförmlichen Aussehens auf der Straße auffiel.

Er hielt die Schwägerin sofort an:

— Ah, Cäcilie, das ist aber recht, daß du kommst. Martha hat dich gewiß gut brauchen können. Haben denn die Zwillinge schon ihre Milch bekommen? Und sind denn Mili und Titchen artig? Wenn die Lili nur nicht krank wird! Heute früh, wie ich fort ging, hatte sie ein heißes Gesicht!

Cäcilie ließ ihren Schwager ausreden. Nun meinte sie ganz bescheiden:

— Ach nein, eine Krankheit ist es nicht. Es scheint ein Zähnchen zu sein. Man kann's schon fühlen.

Der große Mann lachte über das ganze Gesicht:

— Ach, man kann's schon fühlen? Das muß ich mir gleich mal ansehen.

Sie gaben sich die Hand. Er kümmerte sich kaum um sie, so eilig hatte er es, Lilis Zahn zu fühlen.

Cäcilie ging langsam die Treppe hinab. Sie war kaum ein paar Stufen gegangen, als noch einmal von oben Isidors Stimme tönte.

Sie blieb stehen. Er beugte sich ein Stockwerk oberhalb über das Treppengeländer:

— Ach, ich hätte eine sehr große Bitte. Könntest du denn nicht die arme Martha ein wenig entlasten? Ich möchte ihr so furchtbar gern eine Freude machen und sie mal in die ‚Meistersinger' mitnehmen. Und die fangen so zeitig an. Aber es muß doch jemand die Kleinen mit zu Bett bringen. Kannst du das nicht mal thun? Die Woche kommen die ‚Meistersinger' noch nicht, aber nächste Woche. Oder doch — nein — richtig, sie sind ja Sonnabend. Cäcilie, sei so gut. Willst du?

Cäcilie wollte eigentlich „Nein" sagen, denn sie durfte Väterchen nicht allein lassen, gerade weil er sich jetzt so verlassen fühlte. Aber ihre Gutmütigkeit siegte. Es hätte ihr leid gethan, wenn Martha ihretwegen die „Meistersinger" nicht hören sollte, was sie sich, wie Cäcilie wußte, seit langem gewünscht. Und sie rief ihrem Schwager hinauf:

— Nun, ich will mal sehen. Der Vater wird's wohl zugeben, daß ich fortgehe.

Sie hörte nur noch seine Stimme, während er sich zum Weitergehen anschickte:

— Also bon, abgemacht für Sonnabend. Martha wird sich aber freuen! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

Dann verhallte sein Tritt.

Cäcilie eilte nach Hause. Unterwegs überlegte sie sich ob es nicht möglich sein würde, Else wiederzusehen. Aber das ging doch nicht. Das junge Paar befand sich zwar in der Wohnung, denn der Ersparnis halber hatte es auf die Hochzeitsreise verzichtet, aber die acht Tage Urlaub, die der junge Gatte bekommen, um seinen Honigmond zu verleben, waren noch nicht verstrichen.

Eigentlich mochte Cäcilie doch die kleine Else am liebsten von ihren Schwestern, obgleich auch nur der Gedanke, eine zu bevorzugen, ihr als Unrecht erschien. Mit Else war sie am längsten im Hause zusammen gewesen, Else verstand sie.

Auf ihrem Wege verglich sie unwillkürlich die Schwestern. Martha hatte sie ja auch lieb, und vor allen Dingen war Martha eine so treue Mutter, wie es keine zweite gab.

Else würde schon gut mit ihrem Haus auskommen. Die paßten ja zu einander. Freilich, ob sie mit Irene und ihrem Mann vielen Verkehr haben würden, erschien zweifelhaft, denn die lebten in ganz anderen Kreisen.

Irene, die einen Baron Börking geheiratet, einen sehr reichen Balten, einstigen Diplomaten, war die schönste der Schwestern. Sie wurde von der Familie angebetet. Man fand nicht Worte genug über ihre Gestalt, über ihren Teint, über ihre Augen, über ihren Mund, über ihre kleinen Hände.

Und auch jetzt, als Cäcilie an sie dachte, warf sie unwillkürlich einen vergleichenden Blick auf ihre, Hausarbeit und Thätigkeit verratenden, derben Finger . . .

Als Cäcilie nach Hause kam, hatte Väterchen schon ungeduldig nach ihr gefragt. Sie erzählte, wo sie gewesen, und er beruhigte sich nach einer Weile.

Während sie noch sprachen, trat plötzlich die schöne Irene ins Zimmer.

Sie verbreitete einen leisen Duft von Veilchen, war sehr elegant angezogen und sah wirklich vorzüglich aus.

— Ach, Väterchen, ich wollte doch mal sehen, wie es dir geht — meinte sie, küßte ihren Vater und darauf flüchtig die Schwester.

Dann setzte sie sich, zog sorgfältig ihr Kleid zurecht, um es nicht zu zerdrücken, legte den Sonnenschirm quer über den Schoß, rechts und links die Hände darauf und fragte mit dem Anstoßen der Zunge, das kein Sprachfehler war, sondern eine Angewohnheit aus Ziererei:

— Habt ihr denn eigentlich schon etwas gehört, wie es Else geht? Nein, das könnt ihr ja noch nicht, die werden sich ganz ihrem Glücke überlassen. Aber nach einiger Zeit müssen sie schon zum Vorschein kommen. Ich wollte auch bloß mal sehen, wie es dir geht, Väterchen, weil ich dachte, Du würdest ganz allein sein.

— Ich bin ja bei ihm — sagte Cäcilie.

Irene nickte und warf einen flüchtigen Blick auf die Schwester, deren einfacher Anzug ihr immer mißfiel. Dann fuhr sie fort:

— Nun Väterchen, wenn du so gut gepflegt wirst, ist's ja ganz unnütz, daß ich dir meine Dienste anbiete, — nein, nein, widersprich nicht. Ich weiß schon, du willst sagen, daß ich dir auch etwas zu Liebe thun kann. Aber so wie Cäcilie, mache ich es doch nicht. Ich hab' nun mal kein Geschick dazu. Denn die Pfeife kann ich nicht stopfen. Das wird immer zu

lose oder zu fest. Aber vielleicht könnte ich dir Thee geben, Väterchen?

Auf dem Tisch stand der Thee, den der alte Herr nachmittags zu trinken pflegte. Cäcilie hatte ihn bereitet, Cäcilie war darum hinausgelaufen, Cäcilie hatte, weil die Mädchen waschen mußten, jedes einzeln zusammengesucht, und nun erntete Irene dort, wo die Schwester gesät, nahm ein Stück Zucker, warf es in die Tasse, goß ein, schüttete Sahne dazu und kauerte sich neben den Vater, wieder möglichst vorsichtig, um nicht den Rock zu zerknittern.

Dann gab sie ihm mit ihrer reizenden Art zu trinken, einen Löffel nach dem andern, wie einem kleinen Kinde.

Sie fand dabei liebe Worte, lachte, that, als hätte sie Angst, der Thee wäre zu heiß, und das arme Väterchen könnte sich verbrühen, fragte, ob sie noch Zucker hineinthun sollte oder Sahne oder Wasser, ob der Vater nichts dazu esse, kurz, stellte sich an, als ob sie unendliche Mühe hätte.

— Soll ich dir einen Zwieback holen, Väterchen? — fragte sie. Der alte Herr lächelte glückselig über die Liebenswürdigkeit seines schönen Lieblings, und obgleich er sonst zu seinem Thee niemals Zwieback nahm, sagte er jetzt:

— Nun, ich werde es mal versuchen. Aber du mußt ihn mir geben.

Natürlich holte Irene den Zwieback nicht, sondern schickte Cäcilie danach.

Frau von Börking aber zog sich den rechten Handschuh aus, so daß ihre zarte Hand erschien, an der schöne Ringe blitzten, nahm das Gebäck zwischen die Fingerspitzen und tauchte es zierlich in den Thee, um es dann in Väterchens Mund zu schieben.

Doch es war nur Spielerei, denn mit einem halben Stück

hatte er schon genug, und die schöne Irene warf das übrig Gebliebene nachlässig bei Seite, wie man etwa einen Cigarrenstummel auf der Straße fortschleudert.

Als dann Väterchen aufstand und sich von seiner schönen Tochter wieder ans Sofa geleiten ließ, wo er sich auf deren Zureden hinlegen sollte, obgleich er eigentlich gar keine Lust dazu hatte, nahm Cäcilie das Endchen Zwieback und rettete es auf ihren Teller.

Sie wollte es draußen essen, „damit nichts umkommt," meinte sie im stillen.

Irene legte dem Vater inzwischen eine Menge Kissen unter, zog die Schlummerolle zurecht und breitete ihm eine Decke über, die sie auf allen Seiten sorgsam einstopfte.

Damit hatte sie aber genug. Und sie erinnerte sich infolgedessen plötzlich eines Stelldicheins mit ihrem Mann an der Ecke des Altmarktes:

— Väterchen, Väterchen, jetzt muß die arme Irene fort, und es ist so gemütlich hier bei euch. Aber wenn man Mann und Kinder hat, ist man eben der reine Sklave, also lebe wohl, pflege dich recht schön!

Dann wandte sie sich zu Cäcilie:

— Daß Väterchen nur nicht wieder Wirsingkohl bekommt! Den kann er nicht vertragen.

Cäcilie lächelte still und sagte nur leise:

— Nein, nein, den soll er nicht bekommen.

Väterchen strahlte über das ganze Gesicht und blieb geduldig in der unbequemen Lage, in die ihn Irene durch zu viel Kissen im Rücken gebracht, bloß weil es seine Tochter so gewollt. Nun rief er ganz betrübt:

— Irene, du mußt schon fort? Das ist aber traurig! Ich dachte, du könntest noch ein Stündchen hier bleiben.

Sie lächelte und meinte etwas geziert, immer mit ihrem leisen Anstoßen, indem sie den Kopf zur Seite neigte und reizend aussah, wie eine Puppe:

— Väterchen, es geht doch nicht. Ach Gott, ich habe so viel zu thun, so entsetzlich viel zu thun. Weißt du, diese Besuche und diese Verpflichtungen, die man hat, es ist wirklich schrecklich. Wir würden ja am liebsten den Abend ruhig zu Hause bleiben oder herkommen. Aber es geht doch nun einmal nicht. Wer in der Gesellschaft ‚A' sagt, der muß auch ‚B' sagen.

Dabei gab sie Väterchen noch einen Kuß, streichelte ihm die Wange, tätschelte ihm die Hände und huschte hinaus.

Cäcilie begleitete sie. Draußen im Korridor nahm Irene ihre Hand, als sie die Thür schon geöffnet und sagte noch schnell:

— Apropos, Cäcilie, könntest du nicht nächsten Dienstag die kleine Eva-Marie hierher nehmen? Weißt du, Väterchen braucht's ja gar nicht zu wissen. Der schläft da schon. Ich dachte, sie könnte in Elses Zimmer unterkommen. Wir müssen nämlich den Abend eine große Gesellschaft geben, sechzig Personen, und brauchen das Kinderzimmer durchaus als Garderobe. Die Kleine wird hergefahren und kann ja gleich im Wagen liegen bleiben, oder du machst schnell ein Bettchen zurecht. Die Sachen sind ja da. Was meinst du?

Cäcilie antwortete strahlend:

— Aber mit tausend Freuden! Natürlich schickst du sie her! Natürlich! Das süße kleine Ding!

Irene sagte schnell:

— Also gut, Cäcilie. Es macht dir doch Spaß?

Die Schwester antwortete nur:

— Du weißt, wie ich die kleine Eva-Marie lieb habe.

Und im Scheiden rief ihr Irene noch zu, wieder mit dem Kopfneigen, dem leichten Anstoßen, und indem die seidenen Röcke rauschten, als sie die Treppe hinuntertrippelte:

— Wir geben dir ja so gern das Kind, daß du's auch mal hast!

Dann war sie verschwunden, und man hörte noch den Wagen davon rollen.

Als Cäcilie wieder ins Zimmer trat, rief ihr Väterchen schon von weitem entgegen:

— Aber Cäcilie, nun bitte, nimm mir einmal die Kissen weg. Ich will doch lieber aufstehen und mich in meinen Stuhl setzen.

Und Cäcilie hatte die ganze Not und Arbeit, alles, was die schöne Irene in ihrem niedlichen Gethue, in ihrer gezierten Besorgnis um den Vater in Unordnung gebracht, wieder fortzuräumen.

Väterchen aber sagte — und immer noch stand ein Lächeln auf seinem guten, alten Gesicht —:

— Das ist doch das reine Sonnenkind, unsere Irene! Und wie besorgt sie um mich ist! Wie sie mir meinen Thee schön gemacht hat! Mir hat er noch einmal so gut geschmeckt!

Cäcilie senkte die Augen und trug das Brett mit dem Thee hinaus.

3.

Aber es gab auch Augenblicke, wo Väterchen anders dachte über Irene. Und gerade jetzt, wo der Winter begann, er mit

Cäcilie allein war, und das junge Ehepaar, Else mit ihrem Mann, einem Leutnant von Serben, sich noch immer zurückhielt, fühlte sich der Geheimrat verlassen.

Dann kamen Augenblicke, wo er fand, seine Töchter kümmerten sich nicht genug um ihn.

Da mußte dann Cäcilie vermitteln. Wenn ihr Vater behauptete, Martha hätte längst kommen können, so wußte sie tausend Gründe zu finden, warum es nicht möglich gewesen wäre. Doch der Geheimrat pflegte bei seiner Meinung zu bleiben und sagte:

— Aber Isidor könnte wohl einmal erscheinen.

— Der hat gerade um diese Zeit sehr viel zu thun.

Damit war die Angelegenheit erledigt, bis am nächsten Tage dasselbe Lied begann. Diesmal meinte er:

— Warum nur eigentlich Irene fortwährend ausgehen muß? Das kann gar nicht einmal für ihre Gesundheit gut sein. So eine junge Frau muß doch auch zum Schlafen kommen. Aber die Bälle reißen gar nicht ab.

Cäcilie antwortete, so schlimm wäre es wohl nicht, nur ab und zu würde Irene etwas vorhaben. Sie müßte sich doch auch um Mann und Kind kümmern, die kleine Eva-Marie wäre auch nicht immer wohl gewesen; dazu hatten sie Verwandte Börking aus Westfalen zu Besuch gehabt.

Das stimmte zwar, aber das Ehepaar hätte sich wohl einmal zeigen können.

Doch Irene verstand es, durch einen einzigen Besuch Väterchen wieder zu versöhnen, so daß sie an diesem Tage doch die beste Tochter war. Aber eine ernste Verstimmung war bei dem Vater eingetreten wegen Else, der Jüngsten.

Sie hätte am ehesten kommen müssen. Ihr Wegbleiben

empfand er am schwersten. Und da wußte in der That Cäcilie nicht, wie sie entschuldigen sollte.

Sie ging infolge dessen einmal nachmittags, während der Vater schlief, nach der Neustadt hinüber, wo das junge Paar wohnte.

Die Wohnung war bescheiden, wie es den Mitteln der beiden entsprach, sehr klein, sehr einfach, und es war auch richtig das Vorhergesagte eingetreten: ein Verkehr zwischen Börkings und Serbens kam nicht zu stande.

Dieser Hans von Serben hatte auch zu wenig. Das war ja bei diesem Ehepaar wirklich das reine Elend. Jetzt schon! Wie sollte es nun erst werden, wenn vielleicht einmal noch mehr hungerige Mäuler zu speisen sein würden!

Cäcilie fand Else allein. Ihr Mann hatte Dienst.

Und die Schwester klagte sofort:

— Ach Cäcilie, das ist entsetzlich, dieser Dienst fortwährend! Hans ist nie zu Haus! Und wenn er nach Haus kommt, ist er immer so furchtbar müde. Aber weißt du, wir lieben uns eben wirklich, da vergißt man alles. Wir müssen uns ja sehr in Acht nehmen mit unseren Ausgaben, deshalb bleiben wir immer zu Hause und gehen mit den Hühnern zu Bett.

Cäcilie hatte sich auf das einfache, grüne Ripssofa gesetzt, neben ihre Schwester, deren Hände sie in den ihren hielt, um sich von ihr erzählen zu lassen.

Die kleine Else, ein rundliches Geschöpf, das eigentlich den anderen Schwestern gar nicht ähnlich sah, schwatzte wie eine Elster. Das hatte sie schon als Mädchen gethan. Sie machte immerfort Pläne, richtete sich alles wundervoll ein, war praktisch über die Maßen, und hatte besondere Quellen, die kein anderer kannte, wo alles um fünfzig Prozent weniger kostete.

Fortwährend konnte sie erzählen, das riß gar nicht ab, und auch jetzt fing sie wieder an:

— Weißt du, Gott sei Dank, will mein Hans nie ins Theater gehen oder abends fortlaufen. Gott sei Dank, denn so was könnten wir gar nicht. Wir haben den ersten Monat unser ganzes Wirtschaftsgeld verbraucht; nicht ein Pfennig ist übrig geblieben, und dabei war alles frisch angeschafft: Gräupchen, Reis, Gries, Salz, Zucker, Kaffee, Thee, Nudeln, Essig, Öl, Pfeffer, kurzum alles, alles, und es brauchte doch nichts angeschafft zu werden, — aber alles ist weg!

Die kleine Frau lachte laut auf, als freute sie sich darüber. Cäcilie machte jedoch ein ernstes Gesicht:

— Else, aber was soll denn dann werden — das geht doch nicht!

— Ach, es wird schon gehen! Ich habe zwar die Fleischerrechnung noch nicht bezahlt. Aber ich verstehe doch auch sehr gut einzukaufen. Und dann ist mein Hans sehr vernünftig: er raucht nicht, er trinkt keinen Wein; er ist überhaupt ein goldiger Mensch! Und weißt du, es ist doch sehr vernünftig, daß wir keine Hochzeitsreise gemacht haben. Diese Hochzeitsreisen sind das thörichteste, was es geben kann; das kann ich dir bloß sagen: wenn du dich einmal verheiratest, mache nur keine Hochzeitsreise!

Cäcilie lächelte:

— Ach, daran denke ich ja gar nicht.

— Aber ich sage dir, man ist glücklich, wenn man verheiratet ist!

Cäcilie schüttelte nur immer den Kopf. Doch die kleine Else beschäftigte sich auch schon wieder mit sich selbst und ihrem jungen Glück:

— Ich sage dir, Cäcilie, man ist ja so frei, und dieses

‚früh zu Bett gehen‘! Weißt du, früher war mir's doch unangenehm, wenn der Vater manchmal lange las, und wir konnten nicht zu Bett. Weißt du noch, wie müde wir manchmal waren! Ach Gott! Ach Gott! Wenn ich daran denke!

Cäcilie fuhr sich leise mit der Hand über die Augen und strich sich das blonde Haar zurück.

Die andere erzählte weiter:

— Und dann das Aufstehen! Ach, wenn Väterchen nicht mehr schlafen konnte und wollte schon um sechs Uhr das Frühstück haben! Das giebt's bei uns nicht. — Doch halt, wenn mein Hans in den Dienst muß, natürlich steh' ich da auf. Ach, da steh' ich noch viel früher auf. Ich bin neulich — da war eine Übung — nein, Felddienstübung heißt das — da bin ich schon aufgestanden um halb fünf Uhr. Aber weißt du, wie mein Hans fort war, da bin ich wieder huschel, huschel ins Bettchen. Und denke dir bloß mal, weißt du, wann ich aufgewacht bin?

— Nun? — fragte Cäcilie lächelnd und sah mit liebevollem Blick auf das rundliche, lebhafte kleine Ding an ihrer Seite.

— Ich bin um halb zwölf Uhr erst aufgewacht. Ja, siehst du, das kann man eben, wenn man verheiratet ist.

Da klingelte es, und Hans erschien. Er war ein kleiner, untersetzter Mensch, erst sechsundzwanzig Jahre alt, mit winzigem, blondem Schnurrbärtchen, und sah beinahe noch wie ein Knabe aus, so daß man sich wundern mußte, wie er schon verheiratet war.

Er ließ den Säbel klirren und sagte, während er die Handschuhe auszog und die Mütze fortlegte:

— Nein, so was, Cäcilie, du bist da! Das ist aber reizend! Hat dir Else denn Kaffee gegeben? Oder ein

Glas Bier? Ach so, Bier trinkst du ja nicht. Weißt du, du mußt doch etwas bei uns genießen, das geht gar nicht so.

Cäcilie wollte nichts haben. Aber Else war schon in die Küche gelaufen.

Sie hatten nur ein Mädchen und den Burschen. Der Bursche war zum Löhnungsappell in die Kaserne gegangen, und das Mädchen hatte für den Abend etwas einkaufen müssen. So war Else allein in der Küche.

Hans und Cäcilie folgten ihr. Else zeigte den Rest ihrer Vorräte, von denen sie den ganzen Monat gelebt, und wollte durchaus beweisen, daß sie kochen könnte:

— Soll ich dir ein Spiegelei machen?

Cäcilie lächelte:

— Nein, Else, ich kann doch jetzt, nachmittags, kein Spiegelei essen. Ich will auch gar nichts haben! Wirklich nicht!

— Aber etwas mußt du essen.

Doch Cäcilie wollte durchaus nicht. Und nachdem sie ein paar Deckel aufgehoben, um zu entdecken, daß in zwei Töpfen bloß Wasser auf dem Herde brodelte, gingen sie in das Wohnzimmer zurück.

Cäcilie mußte fort. Es war höchste Zeit, Väterchen würde bald erwachen.

Das junge Paar brachte sie bis an die Treppe, eng umschlungen, und sobald Cäcilie den Rücken gewandt, gaben sie sich einen Kuß.

Als sie an der Thür standen, flüsterte Else der Schwester ins Ohr:

— Das nächste Mal, wenn du kommst, mußt du mir was mitbringen.

— Was denn?

— Chokolade, aber gefüllte. Weißt du, mit dem gelben Teig. Ach, die esse ich so gern! Und wenn man verheiratet ist, kann man sich so was nicht mehr leisten.

Cäcilie versprach, das nächste Mal nicht mit leeren Händen zu kommen. Die jungen Leute winkten ihr nach, man hörte das Schallen eines Kusses, dann helles Gelächter.

Darauf fiel die Thür zu, und Cäcilie sagte sich, während noch ein freundliches Lächeln auf ihren Zügen stand: ‚Ja, es muß doch schön sein!‘

4.

Sonntags sollte immer reihum in der Familie gegessen werden, so hatte es Väterchen gewünscht. Und von dem Tage ab, wo das beschlossen worden, wollte er selbst den Anfang machen.

Aber nur Hans und Else, sowie Isidor und Martha kamen, während die schöne Irene dem Vater durch den Diener einen spaßigen, kleinen Brief schickte, der wieder nach Veilchen duftete, und in dem zu lesen stand, sie wären schon beim kommandierenden General eingeladen, und gerade bei dem wäre es eine vollkommene Unmöglichkeit, abzusagen, denn er mache sonst seine gesellschaftlichen Verpflichtungen stets in einem großen Aufwasch ab, während er sie sogar zum Familiendiner gebeten.

Als der Geheimrat das las, ward er doch etwas bitter und meinte:

— Na, ich dächte, bei uns wäre auch Familiendiner. Aber man muß ja wissen, zu wem man sich hält.

Am folgenden Sonntag wurden Börkings mit keinem Worte erwähnt. Bei Tisch erschien zum ersten Mal in der Familie Hans von Serben als Schwiegersohn.

Das junge Paar war von Cäcilie nebeneinander gesetzt worden und machte von dieser Vergünstigung den umfassendsten Gebrauch, indem die beiden sich fortwährend anstießen, neckten, verstohlen kniffen und sich mit wichtiger Miene schwerwiegende Geheimnisse mitteilten. Ab und zu bot Else ihrem Hans als großes Geschenk ein Stück Brotrinde an. Er dankte ihr beseligt und steckte die Gabe sofort in den Mund.

Isidor erzählte von allerlei Neuerungen bei der Eisenbahn: ein Pensionsgesetz sollte ausgearbeitet werden, und es war nicht ausgeschlossen, daß die Gehälter nach Maßgabe der Dienstjahre durch eine Zulage verbessert werden würden.

Da fing dann die ganze Familie an, ihm ausrechnen zu helfen, in wie viel Jahren er dessen teilhaftig würde.

Dazwischen strich Martha ihren Isidor heraus, wie furchtbar fleißig er wäre. Aber sehr bald war doch das Gespräch auf Rangenhofenscher Seite wieder übergegangen zu Kindern und Kindererziehung.

Die zarte, feine, blonde Mili saß sehr artig da, während Titchen ihrer Mademoiselle ein Gesicht schnitt, weil ihr verboten worden, mit der Gabel zu spielen. Sogar die kleine Lili aß mit am Tisch. Aber ihr mußte alles in den Mund gesteckt werden, was Cäcilie zu besorgen hatte. Sie that es mit großer Geduld. Trotzdem bekam sie von den Eltern gute Lehren: Die kleine Lili sollte nicht zu schnell essen, nicht zu langsam; der Bissen, den sie ins Mäulchen

gesteckt erhielt, war zu groß, zu klein, vielleicht noch zu heiß oder wurde kalt, wenn er nicht bald verabreicht würde.

Cäcilie ließ alles ruhig über sich ergehen, lächelte nur manchmal über die Ermahnungen und that doch schließlich, was sie wollte.

Der Geheimrat sprach nicht viel. Er war glücklich im Kreise seiner Kinder, vor allem glücklich über die Anwesenheit der Enkel. Nach Tisch wurden die Kinder in den Salon gebracht, wo sie spielen sollten.

Väterchen ruhte in einer Ecke und besah sich das Treiben. In der anderen Ecke standen die beiden Schwäger und unterhielten sich, obgleich sie sich nicht sehr nahe kommen konnten.

Im Kreise saßen die Töchter um den Vater herum. Martha gab ihre Erziehungslehren zum besten, wobei Else zuhörte, vielleicht im Gedanken, daß sie über kurz oder lang dessen auch einmal bedürfen möchte. Cäcilie war die einzige, die keinen festen Sitzplatz hatte; einmal mußte sie beim Vater sein, um ihm die Decke zurechtzuziehen, ihm die neue Pfeife zu bringen. Dann wieder wollte Mili sie haben, um sich in einem Bilderbuch ein Bild erklären zu lassen, während im nächsten Augenblicke Titchen nach ihr rief.

Dazu mußte sie den beiden Schwägern Kaffee anbieten und einen Schnaps, darauf im Namen des Vaters eine Cigarre.

Endlich war in der Küche zu thun. Es war der Ausgehtag der Köchin, da galt es helfen, daß schnell aufgewaschen ward, und sich darum kümmern, daß es auch etwas zu Abend gab.

So kam Cäcilie nicht zur Ruhe. Ab und zu setzte sie sich einmal in den Familienkreis, wo Martha eben eine Mordsgeschichte erzählte über die wachsende Gerissenheit der Zwillinge.

Dann stahl sie sich wieder davon. Zuletzt schob sie sich an Elses Seite und flüsterte ihr ins Ohr:

— Ich freue mich unendlich, daß du so glücklich bist!

Else antwortete:

— Das bin ich auch. Ich bin riesig glücklich.

Im nächsten Augenblick kam Hans. Die beiden küßten sich schon wieder verstohlen, so daß Cäcilie mit leisem Erröten sich zu den Kindern begab, um ihren Rundgang von einem zum andern fortzusetzen.

Sie fand keinen ruhigen Augenblick. Und als endlich die Zeit des Abendessens herannahte und beide Geschwisterpaare Miene machten, fortzugehen, durfte sie es auf Anordnung des Vaters nicht dulden, obgleich sie eigentlich von diesem Tage mit seinem Hin und Her und dem vielen Sprechen genug hatte.

Aber nun galt es, schnell, ganz allein, für ein Abendessen zu sorgen. Es war zwar alles bereit, aber es mußte doch auf die Teller gelegt und mit Grün hübsch ausgeputzt und hingestellt werden.

Das andere Mädchen war erst spät wiedergekommen, weil es die Rangenhofenschen Kinder mit hatte nach Haus begleiten müssen.

Zuletzt von allen kam Cäcilie dazu, sich zu setzen. Und sie mußte es noch erleben, daß der Geheimrat ihr verweisend sagte:

— Cäcilie, aber sei doch etwas pünktlicher; diese Herumlauferei ist schrecklich!

Sie antwortete keine Silbe, ließ sich still an ihrem Platz nieder, freute sich über das Glück des jungen Paares, hörte den Kindererzählungen Marthas zu, und als endlich alle gegangen waren und sie den Vater zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich in ihr kleines Zimmer und nahm das Buch vor, in

dem sie nur selten lesen konnte, weil ihr die Zeit mangelte, das sie so gern hatte seit der Zeit ihrer Konfirmation: Geroks „Palmblätter". Bei den Gedichten wurden ihr die Augen naß, und sie sagte zu sich, während sie halb im Schlafe die letzten Verse widerholte:

— Das war doch wieder einmal ein herrlicher Tag!

5.

Cäciliens Unterhaltung mit ihrem Vater bestand eigentlich nur darin, daß er über seine Schmerzen und Leiden klagte, von der seligen Mutter sprach, und von seiner Pfeife.

Auch von den Geschwistern war die Rede. Ab und zu wollte Väterchen sie einladen, dann aber fand er, sie müßten von selbst zu ihm kommen, denn Kinder sollten den Drang haben, das Vaterhaus aufzusuchen, auch ohne daß sie besonders gerufen würden.

Am liebsten verweilte Väterchen bei den Kleinen. Und da, wie Else schämig bekannt, beim jungen Paare ein Zuwachs in Aussicht stand und nach altem Brauch bei Martha zweifellos war, so legte sich Väterchen einen Kalender an, in dem er die einzelnen Geburtstage vermerkte.

Nun mußte überlegt werden, was den Enkeln geschenkt werden sollte. Dazu wurden die Eltern zu Rate gezogen oder ließen durch Cäcilie Wünsche und Erwartungen mitteilen.

Um alle kümmerte sich Väterchen, von allen war die Rede, nur von Cäcilie nicht. Es erschien selbstverständlich, daß sie

außer dem Spiel blieb; sie war ja zu Haus, war immer zu haben.

Und sie fühlte sich wohl dabei. Wenn sie bei einem flüchtigen Besuch von der schönen Irene hörte, wie viel Diners jene zu überwinden hätte, auf wie viel Bällen sie gewesen, dann überschlich sie immer eine stille Freude, daß sie es nicht nötig hatte, die Nächte zu tanzen und sich an den Abenden den Magen zu verderben.

Dafür nahm Cäcilie teil an den kleinen Sorgen der Kinderstube, die bei Martha kein Ende fanden, fühlte das junge Eheglück Elses mit und konnte sich sogar hineinversetzen in die Gesellschaftswelt Irenens.

Die erzählte ihr immer von tausend ihr eigentlich gleichgiltigen Menschen, aber sie gingen ja Irene an, die sie doch lieb hatte.

So wußte sie genau in dem Bekanntenkreis Bescheid. Die meisten der Leute hatte sie niemals gesehen, aber, wenn sie wirklich ihre Bekanntschaft gemacht hätte, wären sie ihr vorgekommen, wie alte Freunde, für deren Oberflächlichkeit sie milde Worte fand.

Wenn Väterchen doch einmal etwas Scharfes über die Weltlichkeit Irenes gesagt, weil sie vierzehn Tage nicht dagewesen, so hielt es Cäcilie immer für ihre Pflicht, der abwesenden Schwester zu helfen und einen Grund zu finden, warum sie nicht hätte kommen können.

Mit ihrem Schwager Günther Börking stand sich Cäcilie so gut wie gar nicht. Er war ein überelegenter Mensch, ganz auf Äußerlichkeiten gestellt, der keine Interessen hatte, keine Tiefe und eigentlich auch kein Herz. Er mochte es gern leiden, wenn andere seiner Frau etwas den Hof machten —, nur ja nicht zu sehr, und er betrachtete das dann immer von weitem,

im stillen Gefühl, daß die Artigkeiten, die man seiner Frau erwies, doch auch ein wenig ihm galten.

Da er sehr auf guten Anzug hielt, so ärgerte er sich über Cäciliens Kleidung. Er zeigte sich nicht gern mit ihr auf der Straße und machte manchmal eine Bemerkung, die so viel hieß, als: „Trägst du denn immer noch deinen alten Rock?"

Cäcilie konnte sich in beinahe jeden Menschen liebevoll versenken, aber mit dem Schwager wußte sie nicht fertig zu werden. Er erschien ihr wie aus einer ganz anderen Welt.

Der einzige Punkt, in dem sie sich einigermaßen fanden, war das Kind, die kleine Eva-Marie. Die liebte der Vater. Er liebte sie zu sehr. Nichts war für seine Tochter schön und gut genug, und in seiner Affenliebe übersah er ihre kleinen Ungezogenheiten, fand alles reizend, was sie that, und nahm stets ihre Partei gegen die Kinderfrau.

Aber er liebte doch eben sein Kind, und darin traf er sich mit Cäcilie.

Als sie eines Tages am Lager der Kleinen, die hustete und deshalb hatte zu Bett bleiben müssen, schon stundenlang saß, weil Irene behauptete, sie könne das nicht, sie würde sonst auch krank, da sagte Günther plötzlich zu seiner Schwägerin:

— Es freut mich sehr, daß du die Kleine so lieb hast.

— Das ist doch selbstverständlich.

Er runzelte die Stirn:

— Na, ich weiß nicht, ob ihre Mutter sie so lieb hat wie du.

Cäcilie, die gewohnt war, immer zu entschuldigen, meinte nur:

— Aber natürlich, sie ist doch die Mutter.

Günther schüttelte den Kopf und ging hinaus.

Da streckte ihr die kleine Nichte das Händchen entgegen und sagte, indem sie beinahe ebenso geziert sprach wie ihre Mutter, der sie täuschend ähnlich sah:

— Nicht wahr, Tante, du bleibst hier?

Cäcilie beugte sich über das Bettchen:

— Ich muß doch auch nach Hause gehen.

Aber die Kleine wollte sie nicht weglassen:

— Gehst du zu Großpapa?

— Ja, natürlich, ich bin doch bei Großpapa.

— Weshalb bist du bei Großpapa?

Cäcilie lachte, strich dem Kinde die Wange und rückte ihm das Kopfkissen zurecht:

— Weil ich eben bei Großpapa bin.

Eva-Marie schien über etwas nachzudenken, das offenbar über ihren Horizont ging. Dann fragte sie plötzlich:

— Hast du keinen Onkel? Warum hast du keinen Onkel?

Cäcilie verstand nicht. Da sagte das Kind noch ein paar Worte, aus denen hervorging, daß sie fragen wollte, warum die Tante nicht verheiratet sei.

Cäcilie machte einen Scherz:

— Ja, weißt du, ich habe keinen Onkel gefunden.

Aber die Kleine ließ nicht los: warum sie keinen gefunden. Doch da antwortete Cäcilie nur lachend:

— Ach, so mußt du nicht fragen. Mich hat eben keiner gewollt. Und ich will auch keinen. Ich brauche keinen Onkel.

Auf dem Nachhauseweg gingen ihr des Kindes Worte im Kopfe herum. Zum ersten Mal dachte sie daran, wie es wohl werden möchte, wenn der Vater einmal die Augen schlösse. Sie wußte nicht, wie sie jetzt auf diesen Gedanken kam; es war ihr plötzlich ängstlich zu Sinn. Sie meinte, wenn sie daheim ankäme, könnte am Ende dem Vater etwas zugestoßen

sein, — kränklich war er ja immer. Und sie malte es sich aus, daß sie ihn fände, auf dem Sofa liegend, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Sie meinte ihn zu sehen! Er war sehr blaß, er war krank. Nein, krank nicht, — er war — tot.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Ihr klopfte das Herz. Es war ja thöricht, so etwas! Aber als sie in sein Zimmer trat, lag er wirklich auf dem Sofa mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen.

Sie beugte sich über ihn und lauschte.

Er atmete tief. Gott sei Dank! Ihr standen kleine Schweißtropfen auf der Stirn.

Als sie ihn abends versorgt und zu Bett gebracht, kam ihr, wie sie in ihrem Zimmer saß und sich in eine Taille, am Kragen und an den Ärmeln, einen kleinen Spitzensaum einnähte, beim unsicheren Schein des flackernden Lichtes abermals der Gedanke, wie sich ihr Dasein wohl gestalten würde, wenn der Vater nicht mehr lebte.

Sie fand es unrecht, aber sie konnte nicht anders, immer wieder kehrte ihre Phantasie dahin zurück.

Dann stand sie ganz allein auf der Welt. Sie hatten ja sonst eigentlich keine Verwandten. Ein paar entfernte, ja, am Rhein, ein paar Sarryn, die sie gar nicht kannten. Der Vater hatte ihnen vor mehreren Jahren einmal geschrieben, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. So viel sich Cäcilie erinnerte, war aber nur ein einziger Briefaustausch erfolgt, der zu weiter nichts geführt hatte.

Sie besaß eben keinen Menschen auf der Welt, als die Schwestern, und bei denen war sie wohlgeborgen.

Am nächsten Morgen fühlte sich Väterchen müde und abgespannt. Er ließ Cäcilie an sein Bett kommen.

— Nun, Väterchen, bist du noch nicht aufgestanden?

Er streckte sich etwas:

— Ach, weißt du, Cäcilie, mir ist gar nicht wohl heute. Ich weiß nicht, was es ist.

Ängstlich beugte sich die Tochter über ihn:

— Was fehlt dir denn? Du bist doch nicht krank?

— Nein, krank nicht. Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar!

— Um Gottes willen, was hast du denn? Soll ich den Arzt rufen?

Aber er wurde fast böse:

— Nicht wahr, damit das auch noch Geld kostet? Nein, das ist ja Unsinn. Nein, nein, ich will bloß noch etwas liegen bleiben. Es wird schon besser werden.

Aber er nahm kein Frühstück zu sich, meinte jedoch, er fühle sich bereits wohler, obgleich er nicht ans Aufstehen dachte.

Das ängstigte die Tochter, und sie überlegte im stillen, ob sie nicht doch zum Arzt schicken sollte. So kannte sie ja den Vater gar nicht.

Dann ging sie ihren häuslichen Pflichten nach, half, wie gewöhnlich, dem Mädchen beim Aufräumen der Zimmer, untersuchte die Öfen, ob auch die Asche herausgenommen und fortgetragen, sah nach dem Thermometer, wie warm es in Väterchens Zimmer wäre, holte selbst ein paar Briquetts, um die Temperatur zwei Grade zu erhöhen, denn siebzehn wollte der alte Herr in seinem Zimmer haben, und es waren doch erst fünfzehn.

Während sie so geschäftig hin und hereilte, machte sie sich plötzlich Vorwürfe, daß sie so lange nicht in des Vaters Zimmer gewesen.

Sie ging hinüber, aber er schien ruhig zu schlafen.

Auf den Zehen schlich sie wieder hinaus und nahm nun endlich selber ihr Frühstück ein.

Das Hauswesen war jetzt in Ordnung. Es herrschte Stille in der ganzen Wohnung. Wichtige Postsachen und Briefe waren heute nicht gekommen, nur die Zeitung. Mit der ging Cäcilie nach einer Weile wieder in das Zimmer des Vaters, in der Absicht, ihm, falls er wach wäre, vorzulesen.

Er lag noch immer unbeweglich da. Aber sein Gesicht sah so bleich aus, daß es ihr plötzlich unheimlich ward. Sie trat ganz nahe heran, nahm seine Hand von der Decke, doch sie war kalt und fiel schlaff auf die Tücher zurück.

Da legte sie die Lippen an seine Wangen — auch sie waren erkaltet.

Ihre erste Überlegung war, daß das doch gar nicht möglich sei. Er hatte doch so schön geschlafen! Allerdings, über zwei Stunden hatte sie jetzt das Zimmer nicht betreten. Nein, es war noch länger her, es konnten drei Stunden sein, drei Stunden — drei, oder waren es vier, seitdem sie mit ihm gesprochen? Sie wußte gar nichts mehr, es ging ihr alles im Kopfe herum. Was war nur das? Schnell einen Arzt!

Sie klingelte dem Mädchen:

— Schnell, schnell, rufen Sie den Herrn Doktor! Aber schnell!

Das Mädchen blieb stehen. Cäcilie wiederholte:

— Aber so machen Sie doch, daß Sie fort kommen. Der Herr Geheimrat wäre krank, sehr krank. Ich weiß nicht, was es ist. — Und schicken Sie mir die Köchin.

Aber es war Unsinn, das mit der Köchin, denn was sollte die ihr helfen? Und sie kniete neben dem Lager des Vaters hin, nahm seine Hände, küßte sie und rieb sie, und dann kam ihr plötzlich der Gedanke: der Vater war tot.

Sie lief zum Waschtisch, wo der kleine Rasierspiegel des alten Herrn lag, nahm ihn und hielt ihn vor seinen Mund.

Das Glas blieb ungetrübt.

Eine kleine Flaumfeder, die sich wohl durch den Stoff des Überbettes an die Oberfläche gerungen, hielt sie auch vor den Mund des Vaters.

Sie bewegte sich nicht.

Da packte Cäcilie das Entsetzen. Um Gottes willen, der Vater war tot!

Thränen fand sie nicht, sie war erstarrt im Schmerz, sie wußte nicht, was thun. Wen sollte sie rufen — und sie war allein hier und konnte ihm nicht helfen, und die Köchin kam nicht, der sie es doch hatte sagen lassen. Aber was sollte auch die dabei! Doch irgend etwas mußte geschehen. Wenn nur der Doktor da wäre!

Das Herz krampfte sich ihr zusammen, sie fühlte den Körper an, sie versuchte, ihn etwas in die Höhe zu rücken. Aber der Kopf fiel zur Seite, und der Mund stand ein wenig offen.

Da überrann Cäcilie eine Empfindung, daß sie sich nicht mehr fassen konnte. Sie schrie laut auf und brach neben dem Bett zusammen.

Als sie die Augen aufschlug, war noch immer niemand im Zimmer. Sie wußte nicht, wo sie war, und erinnerte sich erst nach einer Weile dessen, was geschehen.

Nun richtete sie sich auf, blickte Väterchen wieder an. Er lag noch immer unbeweglich da wie anfangs.

Plötzlich ward ihr die Gewißheit ihrer Lage — er war tot. Tot! Der Vater! Sie hatte keine Eltern mehr! Väterchen, der ihr ganzes Leben ausfüllte, den sie gehätschelt und geliebt — war tot und hatte nicht einmal Abschied genommen.

Es schnürte ihr die Kehle zusammen, die Thränen stiegen ihr in die Augen. Sie schluchzte.

In die Kniee gesunken, blieb sie am Lager. Immerfort rann ihr das Wasser über die Wangen.

Und mit einem Male, Angesichts des Todes, der ins Haus getreten, erfaßte sie ihre Lage, fühlte sie sich einsam.

Sie besaß ja ihre Schwestern, aber die Schwestern hatten ihre Männer und Kinder, und sie hatte nichts, keinen Menschen, sie war allein.

Es kam über sie, wie ein Augenblick der Erleichterung. Woran sie noch nie gedacht, das stand vor ihren Augen: daß die Anderen doch bloß für sich sorgten und mit einander durch engere Bande verknüpft waren, daß aber sie, das einsame Mädchen, zu keinem anderen Menschen auf der Welt so stand, daß es um sie öde war, grenzenlos.

Da fing sie laut an zu schluchzen.

Im Nebenzimmer hörte man Lärm. Es ward geklopft. Das Mädchen hatte den Arzt, der nach der Sprechstunde noch zu Hause gewesen, gleich mitgebracht.

— Ist es denn so schlimm, gnädiges Fräulein? — fragte der alte Doktor, richtete sie auf und strich ihr, da er sie weinen sah, das Haar.

— Nun, nun, aber Sie müssen sich fassen. Kommen Sie, setzen Sie sich. — Nein, nein, nicht fallen. — Setzen Sie sich hier hin. Ich werde gleich den Vater untersuchen.

Aber Cäcilie sagte:

— Da ist nichts zu untersuchen, es ist aus!

Der Arzt schien es auf den ersten Blick zu wissen, doch er meinte, als müsse er ihr Mut einreden:

— Na, na, na, wir wollen mal sehen.

Dann trat er an den alten Herrn heran, nahm seine

Hand, fühlte sie an, öffnete das Hemd, legte ihm die Rechte aufs Herz, bog ihm den Arm, ließ ihn zurückschnellen und machte mit zwei Fingern halb die Augenlider auf. Er sagte kein Wort, sondern trat nur zur Tochter:

— Gnädiges Fräulein, fassen Sie sich, das ist unser aller Los. Und freuen Sie sich, daß der Vater nicht hat leiden müssen. Sehen Sie nicht, wie friedlich er aussieht?

Cäcilie blickte ihn an. Doch im selben Augenblick schossen ihr wieder die Thränen aus den Augen, und sie schluchzte, daß man kaum ihre Worte verstand:

— Aber Väterchen war doch noch ganz wohl!

Der alte Arzt legte die Hand um ihre Schulter, stützte Cäcilie und sagte:

— Ja, er war ganz wohl. Ein Herzschlag wird es sein. Das ist doch ein schöner Tod. Das ist doch schön. Freuen Sie sich für ihn!

Sie hielt die Hand vor die Augen:

— Da kann ich mich doch nicht freuen. Nein, der arme Vater! Der arme Vater!

Er sprach aber weiter in sie hinein:

— Glücklich ist er! Gott möge mir solch' ein Ende bescheren. Kommen Sie, Kindchen, kommen Sie mit, kommen Sie einen Augenblick mit herüber. Wir wollen nicht so laut sprechen.

Er führte Cäcilie, die ganz willenlos geworden war, in Väterchens Zimmer nebenan, setzte sie dort in einen Stuhl, wo sie das Taschentuch vor die Augen drückte und den Kopf schwer auf den Tisch sinken ließ.

Da traten die Mädchen auch schon näher. Die Köchin wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen, und die andere schlich auf den Zehen bis zur Thür.

Der alte Doktor zog die beiden auf den Flur hinaus schloß den Thürflügel, den er angelehnt ließ, und sagte:

— Sehen Sie zu, daß es dem gnädigen Fräulein erleichtert wird, die wird wohl jetzt an nichts denken. Also, die anderen Herrschaften müssen benachrichtigt werden. Sie wissen ja, der Herr Baron und der Herr Leutnant und der Herr Assessor. Aber platzen Sie nicht mit der Thür ins Haus, sagen Sie nur, dem Herrn Geheimrat ginge es sehr schlecht.

Doch Cäcilie hatte alles gehört. Sie nahm alle Kraft zusammen und nannte genau den Wortlaut, der den Schwestern mitgeteilt werden sollte. Aber sie bestimmte, daß nur das eine Mädchen gehen dürfe, die Köchin sollte bleiben. Die Portiersfrau, sowie deren erwachsene Tochter schickte sie zu den beiden anderen Schwestern.

Sie traf alle Anordnungen mit Ruhe und Sicherheit, vernünftig und gefaßt wie ein Mann. Es schien, als ob nach dem ersten Niederbruch ihre Kräfte sich doppelt regten.

Der alte Arzt war zwei Stunden schon da gewesen, jetzt riefen ihn andere Pflichten. Er versprach, nachmittags wiederzukommen, und meinte, das übrige, was zu thun sei, möchte Cäcilie ihren Schwägern überlassen. Ehe er schied, klopfte er ihr noch einmal in seiner liebevollen Art auf die Schulter:

— Nun, mein gnädiges Fräulein, nicht wahr: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Es ist ja bitter, den Vater zu verlieren, aber denken Sie immer daran, wie schwer manchem das Sterben wird, und wie leicht er es gehabt hat: ein schönes, seliges Ende!

Cäcilie nickte bloß. Sie hatte sich zusammengenommen bisher, aber Worte zu finden vermochte sie nicht.

Als der Arzt gegangen war, setzte sie sich neben den Toten, blickte ihn starr an und wartete auf die Ankunft der

Geschwister. Sie fühlte, daß sie den größten Verlust erlitt, daß es für die anderen, so schwer es sie ankommen mochte, doch nicht das bedeutete wie für sie. Denn sie hatte nicht den Vater — sie hatte auch Vaterhaus und Heimat verloren, sie stand von heute ab allein auf der Welt.

6.

Die Schwestern waren beim Tode des Vaters fassungslos. Else ging es am nächsten. Irene zeigte den lautesten Schmerz. Er war ehrlich, aber in ihrem ganzen Auftreten lag etwas Gemachtes, das sie auch in solchen ernstesten Augenblicken des Daseins nicht verließ. Martha weinte und betete lange am Totenbett.

Der kleine Leutnant von Serben kannte den Schwiegervater zu wenig. Er versuchte keine Thräne zu heucheln. Isidor war ernstlich ergriffen. Günther dagegen, der nie mit dem Geheimrat übereingestimmt, that zwar einen Augenblick verzweifelt, wußte aber sehr bald seine Haltung wiederzugewinnen.

Cäcilie mußte den Schwestern genau erzählen, wie es gewesen. Ihr schien am schrecklichsten dabei, daß sie mit dem Vater nicht mehr gesprochen, seine letzten Augenblicke nicht erlebt hatte.

Nun kamen nacheinander alle die Leute, die bei dem Tode eines Menschen erscheinen mußten. Das Begräbnis fand draußen auf dem Trinitatiskirchhof statt. Der Geistliche konnte

eine schöne, tief empfundene Rede halten, da er dem Verstorbenen persönlich nahe gestanden. Cäcilie kehrte vom Kirchhof in die leere Wohnung zurück.

Die Zimmer waren verödet, und im stillen dachte sie daran, alle diese Räume zu schließen. Sie wollte in der Erinnerung nicht leben und hatte in den letzten Tagen auch im Salon einfach die Möbel zugedeckt gelassen.

Sie trat an das Bett, worin der Vater gelegen, das nur die einfache Matratze zeigte, über die man eine Decke gebreitet. Alles stand noch da, wie es der alte Herr gebraucht: die Uhr neben dem Bett aufgezogen, Licht, Streichhölzer und eine Schale, worin er immer seine Hemdenknöpfe, Nadeln und kleinen Gegenstände verwahrte.

Dann irrte sie weiter durch die verlassenen Räume. Als sie an Väterchens Sofa kam, war es ihr, als könnte man den Eindruck seines Körpers auf den Polstern noch erkennen. Sie ließ die Kissen, wie sie gewesen, und auch die Pfeife, sogar noch frisch gestopft, blieb am Lehnstuhl gelehnt stehen.

Da brach Cäcilie zusammen. Jetzt konnte sie nicht mehr. Sie hatte die Tage gegen sich gekämpft, um die Fassung zu behalten, um alle Anordnungen zu treffen, und je mehr die Schwestern geweint, desto starrer, stiller und verschlossener war Cäcilie geworden.

Und sie floh in ihr einsames kleines Zimmer.

Dort setzte sie sich ans Fenster und sah dem Schneetreiben zu, wie die Flocken einzeln niedersanken, aus Glas kamen, um dort zu schmelzen und zu sterben.

Die ganze Natur erschien ihr ein einziger Tod.

Sie fand, es hätte keinen Zweck mehr, zu leben: denn sie hatte für niemanden zu sorgen auf der ganzen Welt! Da dachte sie daran, was nun werden sollte. Die Wohnung war

noch auf ein halbes Jahr gemietet. Und dann? Ja, dann mußte sie allein ziehen.

Der Gedanke kam ihr so unmöglich vor, daß sie sich gar nicht hineinzufinden vermochte. Sie war nie in ihrem Leben allein gewesen.

Vielleicht nahm eine ihrer Schwestern sie auf. Und sie überlegte, zu welcher der drei sie wohl gehen könnte.

Else war ausgeschlossen. Ein dritter Mensch in die junge Ehe, — nein. Und dann: für das Frühjahr stand Familienzuwachs in Aussicht, und da sollte sie noch zur Last fallen?

Zu Irene konnte sie nicht gehen, darüber war sie sich von vornherein klar. Die lebten ein Leben, das sie gar nicht verstand.

Es blieb also Martha. Aber Martha mit ihrer Wohnung, in der sie noch drei Jahre Kontrakt hatten, und wo der Platz jetzt schon auf das Äußerste beschränkt war?

Es würde wohl nicht anders werden, als daß sie allein ein paar Zimmer nähme. Aber davor fürchtete sie sich eben, denn obgleich sie für Väterchen in den letzten Jahren die Bücher geführt, die Wertpapiere verwaltet, die Pension eingezogen, alles, alles gemacht hatte, fühlte sie sich doch schrecklich unselbständig.

Und sie mußte doch jemanden haben, für den sie arbeitete, dessen Hausstand sie unterhielt.

Ihre eigene Wirtschaft — ach du mein Gott, mit einem Mädchen hätte sie mehr als genug gehabt. Sie wollte Staub wischen und ihre Küche besorgen, nur das gröbste sollte die Köchin thun. Aber was bliebe dann für den Nachmittag?

Sie fand, sie könnte ein Mädchen gar nicht für sich allein beschäftigen.

Sie mußte eben mit den Geschwistern sprechen. Und nun stand noch etwas Gräßliches bevor — die Erbschaft. Ein Testament war nicht vorhanden. Beim Bar-Vermögen gab es keinen Zweifel, das ging einfach in vier Teile. Die Pension fiel weg. Es blieb also nur noch zu überlegen, was mit den Möbeln geschehen solle. Aber das war ja nur Formsache, sie waren doch Geschwister, wie Martha sagte.

Eines Nachmittags trafen sich die Schwestern in der Wohnung. Der Salon war noch immer zugedeckt, das Sterbezimmer und das Wohnzimmer des Vaters unverändert geblieben. Cäcilie hatte erwartet, ihre Schwäger würden mit erscheinen; aber Günther kümmerte sich nicht um die Sache, Isidor hatte auf der Eisenbahn zu thun und Hans Dienst.

So waren denn die vier unter sich. In den schwarzen Kleidern, mit langem Kreppschleier, traten sie in des Vaters Zimmer.

Das Geschäft erschien Cäcilie so traurig, daß sie kein Wort über die Lippen brachte und ihre Schwestern reden ließ. Irene that, als ginge sie das ganze überhaupt nichts an. Else schmiegte sich kleinlaut an Cäciliens Arm. Martha führte das Wort:

— Ich denke, Irene und Cäcilie und Else, nachdem ich mit Isidor darüber gesprochen habe — wißt ihr, er ist doch Jurist —, daß alles einfach in vier Teile gehen muß.

Sie blickte die Übrigen fragend an. Keine gab eine Antwort. Sie fuhr fort:

— Man könnte ja, wenn es von einem Gegenstand vier Stücke giebt, jeder eins zusprechen. Aber ich glaube, dieses und jenes paßt für den besser und dieses und jenes für jenen. . . .

— Wir werden uns schon einigen, das ist ja lächerlich! meinte Irene.

Martha nickte und fuhr fort:

— Das Silber bleibt wohl am besten möglichst zusammen. Die Möbel können verteilt werden. Ich kann meinerseits erklären (ihr müßt auch jede sagen, was ihr meint): daß ich auf die Sachen im Herrenzimmer keinen besonderen Wert lege. Sie sind Erinnerungsstücke an unseren guten, lieben Vater, und wenn ich nur einen Gegenstand bekomme, der mir unser Väterchen in die Erinnerung zurückruft, so genügt mir das.

Dann einigten sich die Schwestern dahin, daß die Sachen, die in Cäciliens Zimmer gestanden — es waren die einfachsten und schlechtesten, die sie sich seiner Zeit genommen — ihr gehören sollten. Aber sie fielen mit in die Masse, und die andern mußten infolge dessen ein Gegenstück erhalten, um so mehr, als Cäcilie eine kleine Summe vorweg bekam — der einzige Wunsch, den der Vater bei Lebzeiten seinen Töchtern gegenüber ausgesprochen.

Martha schien die größte Lust auf die Saloneinrichtung zu haben.

Aber unerwarteter Weise fiel Irene ein, die doch bis jetzt ganz gleichgiltig gethan:

— Nun, einzelne Stücke sind im Salon, auf die ich denn doch auch Wert legen würde.

Die beiden älteren Schwestern einigten sich, da doch Else, die eben neu eingerichtet worden, nicht in Frage kam — im stillen dahin, daß sie den Salon bekämen.

Else schien einverstanden. Was ihr fehlte, waren Bilder und ein paar große Schränke, die sie gern gehabt hätte.

Aber sie wagte nicht, es zu sagen, und an ihrer Stelle schlug Cäcilie diese Teilung vor. Nachdem es noch einige fast scharfe Worte gesetzt, und die Schwestern nahe daran gewesen

waren, sich in die Haare zu fahren, kamen sie endlich überein, daß also Martha und Irene den Salon, Else ein paar Schränke und Bilder erhalten sollte. Der Rest fiele dann selbstverständlich Cäcilie zu.

Diese sagte nichts. Das Ganze war ihr so schrecklich, daß sie es nicht übers Herz brachte, mit zu handeln und zu feilschen. So kam es denn, daß sie in ihre Mädchenwirtschaft abgesehen von den alten, dürftigen Möbeln ihres eigenen Zimmerchens einen großen Teil der Gegenstände ihres Vaters erhielt, wodurch später ihre Einrichtung die eines Herrn sein würde.

Die Teilung schien erledigt. Die Schwestern machten ein Gesicht, als wäre bei dem Handel Cäcilie am besten weggekommen, und im Innern ihres Herzens meinte es diese selbst. Die Prunkstücke, wenn man bei dem bescheidenen Luxus dieser Räume von Prunkstücken reden konnte, würden zwar zu den Schwestern wandern, — doch was fragte Cäcilie danach! Ihr war nichts daran gelegen, ob ein Tisch geschnitzt oder von Mahagoni war, von Ebenholz oder eingelegt: für sie beruhte der Wert in der Erinnerung. Und in dem Zimmer des Vaters hatte die Familie gelebt. Hier kannte sie jeden Fleck. Der alte Schreibtisch, zerkratzt und geleimt, der noch vom Großvater stammte, und seiner Zeit gewiß nur ein billiges Stück gewesen, schien ihr wertvoller, als die schönen Polsterstühle aus dem Salon. Und ein paar Jugendbilder der Eltern, sicherlich keine Kunstwerke, aber doch eben Väterchen vorstellend, als Student und jungen Mann, und die Mutter als Braut, dünkten ihr wichtiger zu sein, als die zwei Ölgemälde.

Nach der Teilung verabschiedete sich Irene schnell. Sie erwartete wieder irgendwo ihren Mann. Else und Martha

blieben noch ein paar Augenblicke. Aber keine der Schwestern hatte über Cäciliens Zukunft gesprochen.

Nun sagte Martha noch im letzten Augenblick:

— Weißt du, Cäcilie, du wirst dir ja doch später eine kleinere Wohnung nehmen; und ich glaube, den großen Küchenschrank, den könntest du nicht einmal placieren. Ich wollte dir vorschlagen, auch in Isidors Namen, weißt du, wir haben das reizende Schränkchen, weiß gestrichen, mit Blau abgesetzt, so delftartig, das ist doch sehr hübsch! Es steht in unserer Speisekammer. Ich glaube wirklich, es geschähe dir ein Dienst damit, wenn du das nähmest und überließest uns den großen Schrank.

Cäcilie war es wirklich einerlei. Wie ihre Wohnung sein würde, was sie unterbringen könnte, daran hatte sie noch nicht gedacht. Und sie sagte, nur um diese peinlichen Auseinandersetzungen beendigt zu sehen:

— Liebe Martha, thue, was du willst. Mir soll es recht sein.

Martha nahm es sofort an und meinte nur noch im fortgehen:

— Ja, aber nicht wahr, du verstehst uns recht; es ist lediglich, daß wir dir's abnehmen wollen, um dir einen Gefallen zu thun, nicht wahr?

— Gewiß, gewiß!

Nun war Cäcilie mit der kleinen Else allein. Die beiden setzten sich in des Vaters Zimmer, aber den Lehnstuhl und das Sofa wagten sie nicht anzurühren.

Da gestand plötzlich Else, nachdem die Schwestern eine Weile geschwiegen hatten, und Cäcilie sich mit dem Tuch die Augen gewischt:

— Du, ich hatte eigentlich Angst vorhin.

Cäcilie blickte auf:

— Weshalb denn?

— Ach, es ist ja lächerlich. Aber es ist so die Erinnerung, und wie hier Martha — sie ist ja so gut und eine so vorzügliche Mutter — aber wie sie hier herumfuhr und an das Sofa kam, dachte ich: jetzt wird sie sich gerade auf Väterchens Kissen setzen.

Cäcilie nickte. Sie hatte eine ähnliche Angst empfunden, als geschehe dadurch eine Entweihung. Und nun ereiferte sich die kleine Else:

— Denke dir — es ist schlecht von mir — aber wenn sich Martha gesetzt hätte, ich hätte ihr einfach einen Schubs gegeben, daß sie runtergefallen wäre.

Cäcilie lächelte. Sie zog die kleine Schwester, die vor Erregung ganz rote Wangen bekommen hatte, an sich, gab ihr einen Kuß, und einen Augenblick hatte sie die Empfindung, als sei ihr diese die liebste, als stünde sie ihr am nächsten.

Sie kleidete ihr Gefühl in Worte:

— Das arme Väterchen! Sieh einmal, wie die Pfeife hier steht und wartet. Und siehst du hier den Stuhl? Es ist doch, als müßte er gleich aus seinem Schlafzimmer kommen und sich hinsetzen.

Else antwortete traurig:

— Aber Väterchen kommt nicht wieder.

7.

Nur mit Else hatte Cäcilie über ihre Zukunft gesprochen. Die kleine Frau machte förmlich Entschuldigungen, daß es ihr nicht möglich wäre, die Schwester bei sich aufzunehmen:

— Weißt du, ich habe jetzt in der Zeit, wo wir verheiratet sind, gesehen, wie sauer es uns werden wird, auszukommen. Ich habe oft furchtbare Angst, ich glaube beinahe, es geht gar nicht. Jedenfalls weiß ich manchmal nicht, wie es werden soll. Und wenn wir nun die Wohnung noch wechseln sollen? Der Umzug! Ach nein, das ist ganz unmöglich für uns!

Cäcilie gab ihr bloß einen Kuß. Sie wußte, davon konnte nicht die Rede sein.

Aber sie hegte die unbestimmte Hoffnung, Martha oder Irene würden mit ihr darüber sprechen. Wenn es nicht gegangen wäre, so hätten sie wenigstens fragen müssen, was aus der Schwester würde. Es hätte Cäciliens Herz wohl gethan.

Doch es schien, als wollten sich die beiden gar nicht um ihre Zukunft kümmern.

Es waren noch ein paar Kleinigkeiten zu erledigen. Cäcilie wünschte über jedes einzelne Stück aus dem Nachlaß entschieden zu haben. Deswegen fragte sie einmal Sonntags, als sie von Martha eingeladen worden und sich richtig auch Irene und Günther und Else zusammengefunden hatten, die Schwestern:

— Ich habe ein kleines Verzeichnis von Gegenständen hier. Ich mag nicht entscheiden. Bitte, einigt euch darüber.

Dann nahm sie, weil es ihr peinlich war, wieder davon anzufangen, das Papier, legte es auf den Tisch, stand auf und setzte sich zu Mili und Titchen, um ihnen Geschichten zu erzählen.

Während dessen gab es eine Auseinandersetzung über die betreffenden Gegenstände: eine Mappe mit Photographien, ein paar Leuchter, ein Theesieb und dergleichen.

Das Theesieb konnte Martha gut brauchen, die Leuchter Irene für ihre Fremdenzimmer. Als Cäcilie aufgefordert wurde, nun auch ihrerseits etwas zu wählen, sagte sie:

— Ich brauche nichts, ich bin zufrieden mit dem, was ich habe. Ich danke euch vielmals, liebe Schwestern. Wenn ihr etwas thun wollt, so gebt das, was auf mich gefallen ist, an Else, die braucht es am meisten von uns allen.

Else sträubte sich zwar, aber sie wurde nun auch bedacht, und die drei Schwestern teilten die Gegenstände unter einander. Isidor, der eigentlich ein guter Kerl war, näherte sich Cäcilien und zog sie in eine Fensterecke:

— Wir haben ja natürlich an deine Zukunft gedacht, aber es ist uns gänzlich unmöglich, dich bei uns aufzunehmen; das wirst du wohl einsehen, nicht wahr?

Cäcilie antwortete stolz:

— Darauf habe ich auch gar nicht gerechnet.

— Ja, ich meinte bloß! Bei den vielen Kindern und den Leuten, die wir dazu brauchen — und der Kontrakt läuft noch einige Jahre. Ja, das alles würde eben sehr schlecht passen — und es wird am Ende auch gehen, nicht wahr?

Cäcilie dankte, denn es that ihr wohl, daß wenigstens einer von ihrer Zukunft gesprochen hatte. Da kamen Irene und Günther dazu. Sie hatten die letzten Worte gehört, und Irene meinte, indem sie genau, wie sie es früher mit dem Vater gethan, Cäcilie liebkoste und ihr die Wange strich:

— Hast du dir schon überlegt, wohin du ziehen willst? Denn du wirst doch nun die große Wohnung nicht behalten. Ach, wir haben uns schon den Kopf zerbrochen, was am besten

für dich wäre. Ich denke, du nimmst eine Gesellschafterin, es ist ja bloß der Form wegen, denn eigentlich kannst du immer eine Heimat bei uns finden, bei Martha und bei Else.

Dabei blickte sie sich im Kreise um, ob die anderen es auch gehört hätten. Und nun stand die ganze Familie zusammen und beratschlagte über Cäciliens Kopf hinweg ihre Zukunft.

Martha war auch der Meinung, Cäcilie müsse eine Gesellschafterin nehmen.

Günther riet, sich bei Zeiten darum zu kümmern und schon jetzt im „Daheim" eine Annonce zu machen.

Isidor glaubte, gehört zu haben, daß bei einem Geheimen Regierungsrat seiner Bekanntschaft, der sich in späteren Jahren zum zweiten Mal verheiratet, die sogenannte Repräsentantin frei würde, eine vorzügliche, zuverlässige ältere Person.

Hans und Else waren die einzigen, die nichts sagten. Hans fühlte sich in Gegenwart der sehr viel älteren Schwäger nie recht wohl, wobei ihn auch seine pekuniäre Lage drückte. Denn wenn er an Günthers prunkvolle Wohnung und an ihre Equipage dachte und damit seine eigenen Verhältnisse verglich, so überschlich ihn immer ein Gefühl, als wären sie gar nicht verwandt.

Else aber überschlug im stillen die Summe, die Cäcilie geerbt, und mußte über den Gedanken, eine Gesellschafterin zu nehmen, lächeln. Was die anderen nur dachten! Davon ging es doch gar nicht.

Und nachdem eine Weile die ganze Familie beratschlagt hatte und Cäcilie ruhig lächelnd zugehört, sagte sie endlich zu allgemeinem Staunen:

— Ja, ihr Lieben, das ist alles ganz schön und gut, aber ich glaube, es wird mir zu teuer.

— Zu teuer? fragte Günther.

— Nun ja, ich bin doch auf das angewiesen, was ich geerbt habe. Ihr wißt ja alle, wie viel es ist, und daß ich damit keine großen Sprünge machen kann! Ich glaube, eine Gesellschafterin wäre doch etwas leichtsinnig!

Irene, die keine Ahnung vom Gelde hatte, da ihr Mann alles bezahlte, was sie nur wollte, meinte erstaunt:

— Aber Cäcilie, da irrst du dich! So steht's doch nicht mit dir. Das wäre ja wirklich zu toll!

Doch Isidor war vernünftig:

— Ja, wenn ich mir's genau überlege, so mag Cäcilie vielleicht nicht so ganz unrecht haben.

Günther blies den Rauch seiner Cigarre von sich, indem er brummte:

— Na, erlaubt mal, sie kann doch nicht ganz allein wohnen, das schickt sich doch gar nicht!

Aber Cäcilie wandte sich zu ihm und schnitt damit das ganze Gespräch ab:

— Was sein muß, schickt sich, lieber Günther, und es muß sein! Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!

Dabei lachte sie und huschte aus dem Familienkreis hinaus, wieder zu den Kindern.

Die anderen redeten hin und her, aber schließlich gingen sie alle der Sache aus dem Wege, in der unbestimmten Befürchtung, sie müßten, wenn sie es für so unmöglich hielten, daß die Schwester ohne Gesellschafterin bliebe, für sie eintreten.

Davon konnte aber keine Rede sein:

Martha dachte an ihre Kinder, die ihr schließlich am nächsten standen, und Irene redete sich ein und sagte es flüsternd den anderen, während Cäcilie in der Ecke unbefangen mit den Kindern spielte:

— Wir können dabei gar nichts thun, denn sie wäre viel zu stolz, um irgend etwas von uns anzunehmen.

Damit hatte sie unbewußt die Wahrheit getroffen. Denn als nach der Familienzusammenkunft Cäcilie ihr einsames Heim aufsuchte, war sie im stillen glücklich, daß Väterchen ihr so viel hinterlassen hatte, um leben zu können, ohne von anderer Gnade abhängig zu sein.

Das wäre ihr schrecklich gewesen. Dann lieber von ihrer Hände Arbeit leben.

Es würde sich schon etwas für sie finden. Jetzt betrachtete sie sich als in einem Halbzustand befindlich. Sie hatte noch das eine Mädchen, die Köchin, behalten. Der anderen war gekündigt worden.

Nun mußte sie sich nach einer Wohnung umsehen. Das beschäftigte sie ganz und brachte sie auf andere Gedanken.

So lief sie nun herum, treppauf, treppab, Straße auf, Straße ab, von einem Viertel in das andere.

Einen rechten Begriff von den Preisen hatte sie nicht. Zuerst dachte sie an ein Villenviertel, sie wollte ein Gärtchen haben, und wäre es nur ein Platz in der Laube gewesen. Das hätte ihr auch im Sommer die Stadt angenehm gemacht.

Aber sie sah schnell, daß bei ihren Mitteln daran gar nicht zu denken war. In eine Mansarde wollte sie nicht ziehen, da hätte Irene zu sehr geschrien, und Cäcilie dachte doch immer daran, was die Schwestern sagen würden.

So mußte sie sich denn entschließen, in geschlossener Häuserreihe zu suchen. Denn draußen in den Vororten wollte sie nicht wohnen, so ganz allein fürchtete sie sich dort.

Sie hatte in einem Augenblick der Weichheit daran gedacht, Martha oder Irene zu bitten, mit ihr auf Wohnungssuche zu gehen. Aber dann wieder fühlte sie sich zu stolz.

Nein, man half ihr nicht, so wollte sie auch zeigen, daß sie selbst ihres Glückes Schmied zu sein vermochte.

Eine erste Etage hatte sie gar nicht in Berechnung gezogen, aber sie meinte wenigstens, zwei Treppen hoch würde sie etwas finden. Doch endlich kam sie nach langem Suchen zur Überzeugung, daß es sich höchstens um ein Erdgeschoß, wahrscheinlich aber um eine Wohnung im dritten Stock handeln könnte.

Sie brauchte nur ein Zimmer, eine Kammer für das Mädchen und die Küche. Aber sie mußte doch auch die Möbel, die sie bekommen hattte, stellen. Endlich gelang es ihr, am Moltkeplatz, in der Mitte der Stadt und doch nicht weit von der Bürgerwiese, vom Großen Garten, vom Grün, das sie so liebte, etwas zu entdecken.

Es war ein Eckhaus, das keine Tiefe besaß, und infolgedessen nur Vorderzimmer hatte. Dort war der dritte Stock geteilt, die kleinere Hälfte bestand aus einer Küche und drei Zimmern. Das eine Zimmer wäre für das Mädchen, die beiden anderen für sie selbst gewesen.

Sie war glückselig über ihren Fund. Das Haus war zwar alt, die Räume nicht hoch, Jalousieen und Fenster nicht gerade mehr sehr schön, aber die Decken waren frisch gestrichen, und die Wände neu tapeziert. Jedenfalls ließ es sich dort ganz gut wohnen.

Sie hätte in diesem Hause auch das Erdgeschoß bekommen können, aber das sollte hundertfünfzig Mark jährlich mehr kosten. Und da sie jung war und gut auf den Beinen, so freute sie sich über die lustige Wohnung, an der auch ein winziger Balkon nicht fehlte.

Nur Ilse sagte sie etwas davon, die anderen wollte sie mit der Thatsache überraschen, daß sie umgezogen war.

Etwas erschien ihr ganz eigen: wie ruhig sie jetzt über den Tod des Vaters dachte. Sie fühlte sich wohl einsam, aber sie hatte nur noch einen Wunsch: herauszukommen aus dieser Wohnung, an der zwar alte, liebe Erinnerungen, aber auch traurige hingen.

Es war ungemütlich in den Räumen, denn Martha und Irene hatten bereits ihre Möbel aus dem Salon holen lassen. Nur noch die Erbstücke Elsens waren stehen geblieben.

Cäcilie ging zu ihr hinüber nach Neustadt und schlug ihr vor, die Sachen holen zu lassen. Aber Else meinte:

— Ach, das mag ich nicht. Ich habe mit Hans darüber gesprochen. Er findet auch, es sieht so aus, als könnten wirs gar nicht erwarten. Wir wollen dich ruhig erst einmal beim Umzug sehen. Dann findet sich alles schon von selbst.

Cäcilie freute sich über ihre Schwester.

Sie selbst hatte in den Räumen des Vaters nichts geändert. Mit größter Pietät achtete sie darauf, daß auch auf seinem Schreibtisch alle Gegenstände am gleichen Platze stehen blieben: das Tintenfaß in der Mitte, Federn und Bleistifte der Reihe nach gelegt auf der rechten Seite, ein paar Schachteln links und die Schreibmappe dazwischen. Sie saß nur manchmal an dem Schreibtisch und rechnete. Denn jetzt mußte sie sich daran gewöhnen, selbst Buch zu führen.

Sie hatte mit dem Bankier gesprochen, der ihrem Vater immer die Coupons eingelöst und ihm hie und da einen Rat gegeben für neue Ankäufe, wenn etwas ausgelost worden war.

Der alte Herr, ein liebenswürdiger, stets dienstbereiter Mann, meinte:

— Gnädiges Fräulein, wenn Sie über irgend etwas im unklaren sind, kommen Sie ruhig zu mir, ich werde Ihnen helfen, denn Sie müssen ja nun Ihr Vermögen selbst verwalten.

— Das ist nicht schwer, so viel ist's ja nicht — antwortete sie.

Er aber hob den Zeigefinger:

— Sagen Sie das nicht. Denken Sie, wie viele haben gar nichts. Sie besitzen ganz nett etwas. Aber Sie müssen auch sehen, daß es so bleibt, und dazu sollten Sie Ihre Papiere kennen wie ein Bankier.

Nun studierte sie den Kurszettel, und es machte ihr Freude, festzustellen, daß ihre Staatspapiere, Consols und Rente, immer den gleichen Kurs behielten, während die Industriepapiere und Aktien stiegen und sanken. Dazu las sie die beiden Zeitungen, die sie beibehalten, weil der Vater sie einst gehalten. Sie studierte alles peinlich von Anfang bis Ende, den politischen Teil, das Feuilleton und die Lokalnachrichten. Aber in Wirklichkeit interessierte sie es doch viel mehr, ob auf der Waisenhausstraße zwei Wagen zusammengerannt, als ob die Stellung des französischen Ministerpräsidenten erschüttert wäre. Und während sie so eines Morgens bei ihrer Thätigkeit saß, dann in die Küche ging, um nach dem Essen zu sehen, kam plötzlich der Bursche von Hans und meldete ihr mit freudestahlender Miene:

— Der Herr Leutnant läßt sagen, sie hätten die Nacht ein kleines Mädel bekommen.

Damit wollte der Soldat wieder fortlaufen. Cäcilie fragte, wie es der Schwester ginge, ob ihm denn nichts aufgetragen sei, daß sie kommen solle.

Er wußte von nichts, er hätte weiter keine Befehle, müsse nur noch zum Herrn Assessor gehen, es auch dort zu melden.

Aber es schien, als hätte er doch irgend etwas vergessen. Darum fragte Cäcilie noch einmal:

— Mit welchen Worten hat es Ihnen denn der Herr

Leutnant gesagt? Sie sollen mir vielleicht doch noch was ausrichten?

Der Bursche dachte nach, machte dann ein pfiffiges Gesicht und meinte:

— Der Herr Leutnant hat gesagt: ‚Gehen Sie zum gnädigen Fräulein und sagen Sie, sie wäre Tante geworden‘.

— Weiter nichts?

Er wurde rot, stammelte etwas, schien nachzudenken, was ihm augenscheinlich sehr schwer wurde, und fügte hinzu, indem er über das ganze Gesicht lachte, offenbar vor Freude, daß er die Redensart wieder gefunden:

— Der Herr Leutnant hat nicht gesagt: ‚Tante geworden‘, der Herr Leutnant hat gesagt: ‚schon wieder Tante geworden‘.

Damit ging er davon, und Cäcilie trat lächelnd in ihr Zimmer zurück.

Die Worte gingen ihr im Kopfe herum: „Schon wieder Tante geworden!“ Vielleicht war es ihr Schicksal auf dieser Welt, Tante zu sein. Es mußte ja auch Tanten geben. Und ihren kleinen Neffen und Nichten — das wußte sie — wollte sie eine gute Tante sein.

8.

Cäcilie hatte in dem kleinen Haushalt Elses viel helfen müssen. Ja, sie war ganz hinübergezogen als Pflegerin. Es ging Serbens doch recht schlecht. Das Geld fehlte an allen Ecken und Enden, und sie mußten eben zusehen, wo sie

sparten. Gewisse Dinge waren aber nicht zu sparen: es mußten Kindersachen angeschafft werden. Hans' Eltern — sein Vater war Major a. D. und hatte eine Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft inne — konnten nicht viel für den Sohn thun.

Da sparte denn Cäcilie, die Pflegerin. Irene fand es zwar im höchsten Grade unpassend, daß die Schwester als „junges Mädchen" die Wochenstube übernähme. Aber die beiden kehrten sich nicht daran.

In Marthas Haus wunderte man sich nicht weiter darüber, dort drehte sich eben das ganze Dasein um die Kinder.

Else brauchte lange Zeit zu ihrer Erholung. Während dessen saß Cäcilie ununterbrochen an ihrem Lager, las ihr vor, sorgte für die Kleine, und als doch einmal Irene, die wirklich sich aufraffte, ein Viertelstündchen zu kommen, draußen auf dem Flur zu Cäcilie sagte:

— Ich kann bloß nicht verstehen, wie du dich hierher pflanzen kannst. Es ist ja lächerlich, aber in der Gesellschaft muß man das unpassend finden! — da antwortete Cäcilie nur:

— Ach, weißt du, Irene, man kann es ruhig unpassend finden. Ich kenne ja die Leute nicht.

Irene machte ein ganz erschrockenes Gesicht:

— Aber das ist nicht richtig, sich über das Urteil der Menschen hinwegzusetzen.

Cäcilie lächelte wieder:

— Mir ist es ganz einerlei. Wenn ich rechts gehe, reden sie; wenn ich links gehe, reden sie; wenn ich geradeaus gehe, erst recht. Und wenn ich der Schwester, die es nicht bezahlen kann, die Pflegerin ersetze, dann, denke ich, gehe ich geradeaus, Irene.

Frau von Börking sagte kein Wort, sie schien gekränkt zu

sein. Doch Cäciliens Gutmütigkeit siegte, sodaß sie noch hinzufügte:

— Und dann, weißt du, ich finde es einfach lächerlich. Ich bin doch schließlich kein junges Mädchen mehr.

— Kein junges Mädchen?

— Nein. Ich bin sechsundzwanzig.

Aber das war nicht nach Irenens Ansicht:

— Du bist nicht sechsundzwanzig, Cäcilie, du wirst sechsundzwanzig. Du darfst dich doch nicht älter machen, als du bist!

Zwischen Thür und Angel antwortete Cäcilie noch:

— Warum soll ich mich nicht älter machen? 's ist ja ganz gleich, wie alt ich bin.

— Das ist gar nicht gleich. Wenn du so denkst, wirst du dich freilich nicht verheiraten.

Cäcilie richtete sich auf:

— Will ich auch nicht! Will ich gar nicht!

Aber Irene meinte jetzt besänftigend:

— Ach, das ist ja Unsinn!

— Nein, gar kein Unsinn. Ich komme nicht auf so dumme Gedanken, ich muß mich um andere kümmern. Wenn ich nun jetzt verheiratet wäre, wer sollte dann unsere arme Else pflegen?

— Nun, das würde sich schon finden.

— Verzeihe, das würde sich nicht finden. Ich muß hier pflegen, ich muß hier sein, und das Kindchen wird später meiner auch bedürfen, genau so wie ich der kleinen Eva-Marie zur Verfügung stehe, wenn es nötig ist, und allen fünf andern.

Irene zog sich die weißen Handschuhe zurecht und tupfte sich mit der Hand rechts und links an den Kopf, daß auch

die Haare gut unter dem Schleier lägen. Dann sagte sie, als käme ihr plötzlich die Selbsterkenntnis:

— Aber du mußt doch auch an dich selber denken!

Doch Cäcilie fand sich mit einem Scherze ab:

— Es muß auch Tanten geben, Irene.

9.

Endlich war es so weit zum Umzug, und nun erhielt auch Else, der es längst wieder ganz wohl ging, und deren kleine Hanna gedieh, ihre Sachen aus der Erbschaft.

Cäcilie hatte durch Vermittlung des Kaufmanns an der Ecke, von dem sie die paar Kolonialwaren nahm, deren sie bedurfte, einen Gelegenheits-Möbelwagen gemietet für die Hälfte des Preises. Sie war sehr stolz über diesen Abschluß.

Als die Sachen in der neuen Wohnung standen, stellte es sich aber heraus, daß nicht genügend Platz war. Es wurde alles mögliche versucht, doch es schien nicht zu gehen. Endlich, als Cäcilie schon meinte, sie müsse sich entschließen, einen Teil der Möbel auf den Boden zu stellen, machte ihr Mädchen sie darauf aufmersam, daß im Schlafzimmer doch eigentlich noch viel Raum wäre.

Die Sachen aus des Vaters Zimmer hatte sie zusammengestellt gelassen, wie sie gewesen. Das sollte ihre Wohnstube sein, in der natürlich auch gegessen wurde. Aber ihr Schlafzimmer hatte früher nur die allernötigsten Möbel enthalten, und sie war derartig an spartanische Einfachheit gewöhnt, daß

sie gemeint, es müsse immer so bleiben. Jetzt fand es sich, das dort trotz der Vermehrung kein Stück zu viel war.

Nun kamen Tage und Wochen der Arbeit, immerfort wurde gewaschen und geputzt. Endlich sah die ganze Wohnung wie ein Schmuckkästchen aus.

Es waren ja nur alte Sachen, aber blitzblank und sauber stand alles da.

Die Einrichtung wäre wohl schneller gegangen, hätte Cäcilie nicht zwischendurch immer zu den Schwestern gemußt. Da gab es bei Martha zu thun: Titchen schien krank werden zu wollen, mit Lili sollte sie spielen, das Kindermädchen wurde gewechselt, und während der Zeit hatte Cäcilie die Zwillinge zu bewachen.

Dann mußte sie hinüber nach Neustadt und nachschauen, wie es der kleinen Hanna ginge. Dazwischen hielt sie es wieder für ihre Pflicht, sich auch einmal bei Irene zu zeigen, damit diese sie nicht ganz vergäße.

In ihrer neuen Wohnung war noch keine der Schwestern gewesen, und sie freute sich herzlich darauf, die ganze Familie einmal bei sich zu sehen. Zuerst hatte sie große Pläne: zum Mittagessen mußten sie kommen. Dann ward sie bescheidener und meinte, mit einem Abendessen würde es wohl genug sein. Endlich stellte es sich heraus, daß ihr doch an Bestecken dieses und jenes fehlte, denn die ältesten Kinder würden natürlich mit erscheinen. Und da ward aus Mittag- und Abendessen ein Kaffee.

Es gab eine furchtbare Aufregung, die Vorbereitungen zu treffen. Das Porzellan mußte erst durchgespült, Kuchen bestellt werden, und dann fiel ihr ein, daß ihr ja für ihre Schwäger etwas fehle — nämlich Cigarren oder Cigaretten.

Davon verstand sie nichts. Sie zog daher Hans ins

Vertrauen, welche Sorte man nehmen müßte, und zu welchem Preise. Sie war entschlossen, nicht zu viel auszugeben. Schließlich gab ihr Hans von seinen Cigarren. Sie wollte sie durchaus bezahlen, aber das lehnte er ab. Endlich gelang es ihr doch, hintenherum das Geld Elsen zuzustecken.

Dann lief Cäcilie bei den Schwestern herum, um sie einzuladen. Zuerst ging sie zu Martha. Das Ehepaar versprach, zu erscheinen. Bei der Gelegenheit mußte Cäcilie gleich den Nachmittag da bleiben, denn es waren Bekannte Isidors zum ersten Male in Dresden, und Martha und ihr Mann wollten sich für diesen Tag frei machen, um ihnen die Stadt zu zeigen.

Das war immer ein Freudenfest für die Kinder, wenn Tante Cäcilie kam. Die Tante konnte auch alles: Den Ältesten erzählte sie Märchen, der kleinen Lili nähte sie das Kleid der Puppe wieder zusammen oder gar ihre Gliedmaßen, aus denen die Sägespäne quollen, mit den Zwillingen mußte sie Bilder ansehen und ihnen erklären, welche Tiere das wären, obgleich es ihnen schon tausendmal gesagt worden.

Beim Kaffee ging es hoch her. Die kleine Welt war außer Rand und Band. Die Zwillinge bekleckerten sich mit Milch von oben bis unten, und Titchen zerbrach sogar ein Glas.

Darüber ward Mili böse, denn sie war jetzt schon über acht Jahre alt und spielte gewissermaßen die Vertreterin der Mutter. Sie sagte altklug:

— Zerbrochenes Glas giebt Thränen.

— Von wem hast du denn das? — fragte Cäcilie.

— Das habe ich einmal gehört — meinte Mili, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie sie von den Erwachsenen gesehen, als müßte sie schwer nachdenken, und fügte hinzu: — Ich kann mich nicht besinnen, wo ich's her habe.

Cäcilie, an deren rechter Seite sie saß, zog sie an sich und gab ihr einen Kuß mit den Worten:

— Du Närrchen!

Aber Titchen richtete sich plötzlich auf:

— Tante, das darf man nicht bei Tisch.

Da verwies es Mili der jüngeren Schwester:

— Was fällt dir denn ein, das der Tante zu sagen!

Aber Cäcilie fing an zu lachen. Die anderen stimmten ein, und es herrschte eine solche Heiterkeit, wie sie sich unter dem strengen Regiment der Eltern nie entwickeln konnte.

Nur die Mademoiselle saß starr und steif da, ohne ein Lächeln auf den Lippen. Sie fand das ganze Treiben unter ihrer Würde und gegen alle Erziehung.

Am nächsten Morgen gestanden Mili und Titchen auf die Frage der Eltern, wie es gestern gewesen, sie hätten die Tante so lieb, die Mama möchte doch öfters fortgehen.

Darüber war Martha, die schon als Kind nie Spaß verstanden hatte, geradezu empört, legte es den Kindern als Undankbarkeit aus und sagte, als sie mit Isidor allein war:

— Die gute Cäcilie ist aber auch viel zu schwach. Das hat man nun davon, daß die eigenen Kinder wo möglich Fremde einem vorziehen.

Aber Isidor lächelte nur. Er war doch vernünftiger:

— Du bist ja richtig eifersüchtig. Und Cäcilie meint's doch so gut.

— Ja, aber sie soll sich nicht in meine Erziehung mischen.

Das fand ihr Mann zu viel:

— Nun, du kannst doch froh sein, wenn deine Schwester sich um die Kinder kümmert. Wenn du sie das merken lässest, wird sie nicht zu haben sein, wenn du sie wieder mal brauchst.

Aber Martha antwortete im Gefühl, die Älteste zu sein, und als Mutter so vieler Kinder:

— Ach, weißt du, wozu ist denn schließlich, wenn wir's mal genau überlegen, eine alte Jungfer da! Sie hat doch für niemanden zu sorgen. Das wäre wirklich noch 's wenigste, was man verlangen kann.

Isidor zuckte die Achseln und ging in das Kinderzimmer, um sich an den Zwillingen zu ergötzen.

Cäcilie hatte während dessen Irene aufgesucht, um sie einzuladen. Natürlich stellte es sich heraus, daß das Ehepaar gerade an dem Tage etwas vorhatte. Doch Cäcilie erklärte sich bereit, ihren Kaffee zu verschieben, und es gelang ihr auch, den Tag zu finden, an dem Irene frei war; bloß Günther konnte nicht kommen, er mußte in seinen Club. Statt dessen würde die kleine Eva-Marie mit erscheinen.

So schrieb Cäcilie an Martha eine Postkarte, worin sie die Änderung mitteilte.

Die Antwort lief kurz darauf ein: an diesem Tage waren nun wieder Rangenhofens verhindert. Aber Martha wollte ihr wenigstens, falls sie es nicht verlegen könnte, die Kinder schicken.

Ändern konnte es Cäcilie nicht noch einmal, sonst erschien auch Irene nicht, und vielleicht hatte Hans Dienst. Mochte Martha fortbleiben, wenn nur die herzigen Kleinen kamen.

Als sie den Brief der Schwester noch einmal durchlas, fand sie plötzlich die kurze Stelle, über die sie vorher in der Eile hinweggelesen:

„Aber ich bitte dich, daß die Kinder nicht wieder solchen Unsinn machen. Ich fürchte, daß du zu gut bist, und sie glauben, mit dir ungezogen sein zu können. Also bitte, sei recht streng."

Den Satz las Cäcilie mehrmals. Sie sollte an den Kindern etwas verderben! Nein. Im ersten Unmut wollte sie beinahe die kleine Schar wieder ausladen; da siegte aber ihre Gutmütigkeit, und sie sagte sich wie immer: „Martha hat eben viele Kinder aufzuziehen. Da kann sie schon einmal ungeduldig werden." Im stillen meinte sie auch, sie trage wirklich Schuld, und machte sich schon Vorwürfe, daß sie zu schwach gewesen.

Aber sie konnte sich nicht helfen, Tage lang vergaß sie den Brief nicht. Und während dieser Zeit erschien sie auch nicht bei Rangenhofens.

10.

Endlich war der große Augenblick gekommen. Und die Rangenhofensche Schar, Irene, Eva-Marie, Hans und Else fanden sich bei Cäcilie zusammen.

Da es so viel Kinder waren, wurde auch das Programm geändert, und es gab keinen Kaffee, sondern Chokolade.

Irene begutachtete alles, fand die Möbel wieder beinahe ebenso gestellt, wie sie es bei Väterchen gekannt. Aber darüber verlor sie kein Wort, sondern sagte nur:

— Es ist ja sehr gemütlich bei dir, Cäcilie, wenn es auch eigentlich aussieht, wie bei einem Herrn.

Cäcilie ärgerte sich über diese Redensart:

— Da ich für mich allein wohnen muß und ganz allein stehe, schadet das auch nichts.

— Wie meinst du das?

Sie wußte selbst nicht, wie sie es gemeint hatte, und sagte nun zum Spaß:

— Wegen der Herren Einbrecher, damit sie dann wenigstens mehr Respekt haben und denken, sie sind bei einem Mann.

Darüber war großer Jubel unter den Kindern. Und Titchen, die leicht etwas Freches haben konnte, verstieg sich zu der Bemerkung:

— Tante, du bist auch wie ein Mann.

Cäcilie hatte eine tiefe, volle Altstimme, und sie sagte nun, indem sie sich dem kleinen Mädchen näherte und so rauh sprach als möglich:

— Ich bin auch ein Mann, und wenn du naseweis bist, freß' ich dich auf.

Der kleine Zwischenfall ging schnell vorüber, denn sie setzten sich, um Chokolade zu trinken.

Cäcilie allerdings mußte fortwährend herumlaufen, um hier einzuschenken, dort anzubieten, da ein Mäulchen abzuwischen. Und als die Erwachsenen aufstanden, hatte sie selbst noch nichts zu sich genommen.

Man merkte es Irene an, wie wenig sie hierher paßte. Mit Kindern wußte sie nicht umzugehen, sogar mit der kleinen Eva-Marie nicht, die sie einmal verhätschelte und einmal scharf anließ.

Marthas Nachwuchs war ihr vollkommen gleichgiltig. Mit Hans fehlten die Berührungspunkte. Vom Dienst wußte sie nichts. Serbens kannten wiederum die Gesellschaft nicht, denn sie gingen der Ersparnis halber nicht aus, und von Else fühlte sie sich in Folge dessen auch getrennt.

So benutzte sie die Gelegenheit, daß heute ein Bazar war, den sie noch besuchen mußte, und verabschiedete sich schnell. Ihre Kleine ließ sie mit der Gouvernante da.

In den engen Räumen saß alles gedrängt, so daß nun Hans, sonst ein ganz gutmütiger Mensch, der sich aber über Irenes Art und Weise ärgerte, so bald sie draußen war, sagte:

— Desto besser, da haben wir mehr Platz.

Cäcilie flüsterte ihm zu, leise, damit es die Mademoiselle, die Kinderfrau und die Gouvernante nicht hören sollten:

— Aber Hans, du mußt nicht so schroff sein. Sie ist doch wirklich ganz gut.

Der kleine Leutnant wurde jedoch ausfallend:

— Ach, die Sorte kenne ich. Wenn Günther sich um uns nicht schert, soll ihn der Teufel holen! Mag er bleiben, wo er will! Aber eine Schwester muß mit der anderen gut sein. Ist das nicht wahr?

Else wagte nun auch etwas einzuwerfen:

— Sehr verwandtschaftlich ist Irene nicht. Aber ich glaube, man muß ihr den Mann zu gute halten. Er hat sie eben so erzogen.

Cäcilie dachte ihr Teil. Es war ihr immer bitter, von jemand schlecht zu sprechen. Sie meinte nur, nachdem noch eine Weile sowohl über Martha, wie über Irene geredet worden war:

— Ach, ich mache ja gar keine Ansprüche, ich bin ja so ganz zufrieden. Nur das thut einem weh, daß es nicht möglich ist, uns Schwestern unter einen Hut zu bringen. Ich hatte mich nun so auf mein Fest gefreut. Meine Wohnung ist ja nicht schön, aber ich habe es doch nicht anders, und dafür kann ich doch nichts. Und wenn sie aussieht, wie ein Herrenzimmer, so ist eben dieser Herr unser Väterchen gewesen. Und nach dem darf sie schon aussehen. Und wer das nicht findet, der läßt's bleiben. Punktum!

11.

In Cäciliens Seele war eine Verstimmung zurückgeblieben. Sie sagte sich, so etwas würde sie nie wiederholen. Wenn die Geschwister nicht zu ihr kommen wollten, so ließen sie es eben bleiben.

Aber das dachte sie nur in den ersten Tagen; später beruhigte sie sich; endlich meinte sie sogar, das alles sei ganz selbstverständlich, es wäre ja zu langweilig bei ihr.

Bei Else wurde das zweite Kind erwartet. Und bei Martha traf vor Weihnachten Nummer sechs ein.

Jetzt entstand die große Frage, wer Pate stehen sollte. Isidor überlegte. Er wollte Verwandte von Rangenhofenscher Seite auffordern. Martha aber meinte:

— Wie wäre es, wenn wir Cäcilie als Pate bäten?

— Gewiß, wenn du wünschest.

Eigentlich war er nicht dieser Ansicht, aber er wollte seiner Frau, die zum ersten Mal aufgestanden war, keine Bitte abschlagen. Doch da er nicht sehr darauf einging, begann sie ihre Gründe auseinanderzusetzen:

— Ich finde nämlich, es wäre ganz gut, wenn wir Cäcilien darum bäten. Irene hat schon Pate gestanden; Else auch. Also wäre das doch eigentlich gegeben. Und dann, weißt du, Isidor, habe ich noch eine Absicht dabei. Ich finde, es kann nichts schaden, wenn sie sich für unsere Kinder interessiert.

Er blickte auf:

— Wie meinst du das?

— Nun, ich glaube nicht, daß sie sich noch verheiraten wird.

— Warum soll sie's denn nicht?

— Na, sie wird achtundzwanzig.

— Nun, das ginge doch noch.

— Nein, ich glaube, solche Gedanken hat sie aufgegeben. Man müßte ihr ja wünschen, daß sie eine gute Partie machte. Aber das ist gar nicht so leicht. Kurzum, ich rechne darauf, daß es mit ihr so bleibt, wie es ist. Und da, denke ich, wäre es eben gut, sie hätte ein näheres Interesse an einem unserer Kinder.

Ein wenig ironisch, aber doch auch den Wert der Überlegung seiner Frau einsehend, fragte Isidor:

— Du meinst wegen eines Geschenkes, einer Erbschaft?

— Nu ja, es fällt uns zwar doch einmal zu. Aber vielleicht würde sie unser Kind dann besonders bedenken.

Isidor erwiderte nichts. Und so bat denn Martha eines Tages Cäcilie, sie möchte doch einen Augenblick mit in den Salon hinüber kommen.

Das mußte etwas Wichtiges sein, denn der wurde sonst nicht benutzt. Martha wie Isidor nahmen eine feierliche Miene an, und die Schwester sagte zu Cäcilie:

— Wir haben uns etwas ausgedacht. Wir hoffen, dir damit eine Freude zu machen. Du sollst Pate stehen. Willst du das?

Cäcilie antwortete freudestrahlend:

— Aber natürlich will ich. Ich danke euch tausendmal. Wie soll denn das kleine Wurm heißen? Das darf ich doch dann wissen?

Da spielte Martha einen besonderen Trumpf aus, blickte ihren Mann an und meinte:

— Unser kleines Mädchen soll dir zu Ehren heißen wie du. Aber damit eine Unterscheidung ist, haben wir uns vorgenommen, wir nennen sie Cécil.

Cäcilie überlegte glückselig, was sie wohl für das kleine Wesen thun könnte. Das erste war, daß sie ihm ein Häubchen machte mit roten Bändchen. Doch als sie es brachte, meinte die Wärterin — denn die Eltern waren nicht zu Hause —:

— Das is nu freilich dumm, denn das Kind hat alles mit Blau.

Und Cäcilie war gutmütig genug, ihre Arbeit wieder mitzunehmen, den Besatz aufzutrennen und blaue Bändchen einzuziehen.

Aber damit war es noch nicht genug; jetzt mußte sie sich überlegen, was sie zur Taufe schenken sollte. Sie hatte Angst, dieser oder jener ihrer Mitpaten möchte etwas Schöneres bringen als sie. Deshalb kam sie bei sich überein: es mußte Silber sein, damit es ein bleibender Gegenstand wäre.

Zuerst dachte sie an eine ganze Garnitur: Messer, Gabel, Löffel, Becher, Serviettenring und eine kleine Schale zum Essen, aber das wurde doch etwas teuer. Schließlich schenkte sie die kleine Schüssel, aus der das Kindchen essen sollte, ganz allein. Dafür war das Silberstück aber auch hübsch schwer und kostete fünfzig Mark, so daß Cäcilie sich im stillen sagte:

— Jetzt darf ich eigentlich acht Tage lang nichts essen.

Zur Taufe war nur die Familie gebeten, vor allen Dingen mehrere Rangenhofens.

Einen Tisch hatte man zu einem kleinen Altar umgeformt. Die Mutter saß rechts, der Vater stand daneben, die übrigen Paten an der linken Seite. Der Geistliche sprach, dann nahm Cäcilie aus den Händen der Hebamme das Kind entgegen und hielt es während der heiligen Handlung.

Sie blickte das kleine Wesen an, das ruhig schlief, und während sie es hielt, überkam sie ein Gefühl unendlicher

Zärtlichkeit. Dieses Kindchen stand ihr ja näher, als alle anderen, es gehörte so zu sagen zu ihr, sie empfand etwas wie das süße Bewußtsein der Mutter. Und im stillen that sie sich, während der Geistliche sprach, das feierliche Gelöbnis, für dieses Kind zu sorgen, wie es nur eine Mutter konnte.

Als das Wasser die Stirn der kleinen Cécil benetzte, schlug sie die Augen auf, und die Tante wiegte sie auf dem Arme, sie zärtlich an die Brust drückend, daß sie nur ja nicht schreien sollte. Nach ein paar Augenblicken war das kleine Wurm wieder eingeschlafen, und die heilige Handlung beendet.

Da ging Cäcilie zu ihrer Schwester, die etwas angegriffen aussah und noch matt in ihrem Stuhl saß, und sagte sehr feierlich, sehr bewegt, und es war ihr dabei, als spräche sie die wichtigsten Worte ihres Lebens:

— Martha, wir Paten haben uns gelobt, uns dieses Kindes anzunehmen; aber ich sage dir, ich fühle eine besondere Verpflichtung dazu, und ich möchte dir, der Mutter und Schwester, ausdrücken, wie lieb ich die kleine Cécil schon jetzt habe, und daß ich sie immer lieben werde und für sie sorgen will, so weit ich es vermag. Ich danke dir vielmals und dir, Isidor, auch, daß ihr mich aufgefordert habt, die Patenschaft zu übernehmen, und das Kind sogar nach mir genannt habt, und . . .

Sie stockte. Sie hatte sich die Rede den Abend vorher überlegt. Es war ihr sehr ernst dabei, und sie meinte, ihre Worte müßten mit derselben Bewegung entgegengenommen werden, wie sie aus ihrem Herzen kamen. Nun wußte sie den Schlußsatz, den sie sich so schön ausgedacht, nicht mehr zu finden.

Martha aber dauerte es zu lange, weil die übrigen Verwandten im Kreise herum standen. Darum schüttelte sie kurz der Schwester Hand und sagte:

— Ich weiß ja, Cäcilie, wie du's meinst.

Dabei drückte sie ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange und wandte sich im selben Moment zu einem Vetter Rangenhofen, der nicht weit davon stand.

Cäcilie fühlte sich enttäuscht. Das mußte tiefer gehen, das mußte feierlicher sein. Sie war so betroffen, daß sie sich in eine Ecke zurückzog, um erst ihrer Bewegung Herr zu werden.

Im Eßzimmer war ein Büffet aufgestellt worden. Nun strömte alles durch einander, um sich Teller und Besteck, Essen und Trinken zu holen.

Und da die Geschwister von den anderen Menschen in Anspruch genommen waren, so blieb Cäcilie in ihrer Ecke, und ein leises Gefühl der Vereinsamung begann in ihre Seele zu ziehen.

Sie war es ja gewöhnt, daß man sich nicht um sie kümmerte. Sie war nicht hübsch, nicht geistreich, es war an ihr nichts daran, sie war nur eine Tante auf dieser Welt.

Bittere Gedanken stiegen in ihr auf, wie so die anderen an ihr vorbeigingen, ohne auf sie zu achten. Sie paßte nicht hierher, sie fühlte sich wohler allein, in ihrem kleinen Stübchen, in ihrem Herrenzimmer unter Väterchens altem Hausrat.

Aber sie suchte sich zu überwinden; so durfte sie sich nicht gehen lassen. Es war doch auch nur gerecht, daß die Leute nicht weiter auf sie achteten, denn sie kümmerte sich doch auch um andere Menschen nicht.

Während sie noch so in ihrer Ecke stand, trat plötzlich ein großer Herr auf sie zu, ein Vetter Rangenhofen, Professor am Polytechnikum, so viel sie wußte.

Er hatte einen langen, blonden Schnurrbart, trug eine goldene Brille und besaß etwas sehr Bestimmtes.

Er fragte liebenswürdig:

— Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen irgend etwas holen? Ich sehe, daß Sie nichts genießen.

Cäcilie wurde rot:

— Ach, daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Professor von Rangenhofen lächelte:

— Also das beste Zeichen dafür, daß Sie jedenfalls keinen Appetit haben.

— Nein, ich dachte noch an die Feier.

— Ja, es ist ein bedeutungsvoller Moment im Leben des Menschen!

— Ich war so glücklich, daß ich Patestehen konnte!

— Man übernimmt viel dadurch, wenn man es ernst auffaßt.

Sie meinte nur:

— Das muß man doch!

— Darüber denken die Menschen wohl verschieden. Die wenigsten sind geneigt, das Leben ernst zu nehmen.

Sie wollte eine passende Antwort finden, sprudelte endlich hervor und ward dabei wieder rot:

— Das sind dann wohl Menschen, denen es zu gut geht.

— O nein, auch Leute, denen es schlecht geht. Die meisten Menschen haben einen unverwüstlichen Leichtsinn. Wenn sie nur gerade zu leben haben, sind sie zufrieden.

Cäcilie, die eine dunkle Ahnung hatte, daß der Professor Litteratur und Ästhetik las, antwortete:

— Es muß auch Durchschnittsmenschen geben.

— Gewiß muß es Durchschnittsmenschen geben. Aber es wäre doch ganz schön, wenn man die Menschen dahin erziehen könnte, daß sie über den Sinn und Wert des Daseins nachdächten.

Cäcilie meinte:

— Herr von Rangenhofen, ich glaube, da beurteilen Sie die Leute zu sehr nach sich selbst.

— Wieso?

— Nun, was Sie interessiert. Geistige Kämpfe und Fragen werden den meisten fern liegen. Sie sind froh, wenn sie ihr Dasein haben. Mir geht es doch auch so. Ich habe keine Familie und trotzdem so viel zu thun, für meine Geschwister und schließlich auch für mich in meinem kleinen Haushalt, daß ich nicht — leider, leider — mich habe mit dem beschäftigen können, was wohl vielleicht das richtige gewesen wäre: so mit höheren, mit geistigen Interessen.

Der Professor blickte sie durchdringend durch die Gläser seiner Brille an und erwiderte, während ein freundliches Lächeln über seine Züge lief:

— O, die That ist nicht notwendig. Der Wille zur That genügt, und wenn Sie mir das sagen können, was Sie eben sagen, so stehen Sie schon über dem Durchschnitt. Glauben Sie, daß es durchaus nötig ist, eine Reihe von Lyrik, Romanen, Dramen und so weiter zu lesen? Mir ist es zwar notwendig. Aber anderen Menschen? Es giebt Leute, die man hoch stellen muß und die von derlei Dingen keine Ahnung haben. Ich kenne zum Beispiel einen Techniker, der wirklich ein erstaunliches Wissen besitzt und von dem Sie gewiß sein können, daß er nach seinen Schuljahren niemals wieder einen Vers gelesen hat, es sei denn etwas von Wilhelm Busch.

Cäcilie hatte ihm beinahe andächtig zugehört. Sie fühlte sich sehr klein, sie wußte nichts, sie kümmerte sich um nichts, sie las nichts, und sie nahm sich nun während der Worte des Professors vor, ihre Mußestunden besser zu benutzen. Sie

wollte sich aus der Leihbibliothek etwas holen, wollte sich bilden, sie hatte ja Zeit dazu, sie mußte ihr Leben ausfüllen.

Und doch, nein, eigentlich hatte sie keine Zeit. Die Verwandten, die Kinder nahmen sie zu sehr in Anspruch.

Da sagte der Professor, indem er eine Bewegung zum Büffet machte:

— Aber über der Unterhaltung haben wir das Materielle vergessen. Darf ich Ihnen vielleicht irgend etwas holen?

Sie dankte und ging mit ihm ans Büffett. Aber als sie eben mit etwas Pastete liebängelte, die sie jedoch nicht zu nehmen wagte, weil Martha gesagt, sie hätte Angst, mit den guten Sachen würde es wohl knapp sein — war plötzlich der Professor verschwunden. Ein anderer hatte ihn ins Gespräch gezogen, und sie stand allein.

Es war nicht ganz ohne Absicht geschehen, er hatte artig sein wollen und damit genug.

Cäcilie jedoch meinte, nur der Zufall habe ihn entführt, und wartete auf einen neuen Zufall, der ihn wieder in ihre Nähe bringen sollte. Immer lugte sie nach dem Professor aus.

Sie hatte ja sonst keine Gelegenheit, mit solchen Menschen zu reden. Sie wußte, daß er Vorträge für ein weiteres Publikum zu halten pflegte. Darnach wollte sie sich sofort erkundigen. Vielleicht würde es ihr möglich sein, einen oder den anderen Vortrag zu besuchen.

Doch die Taufgesellschaft zog sich allmählich zurück. Schließlich trat der Professor auch an sie heran und sprach in liebenswürdigem Tone, dem man aber etwas Formelhaftes anmerkte, als wäre er gewohnt, derartige Dinge zu sagen:

— Mein gnädiges Fräulein, es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Dann ging er davon.

Cäcilie aber faßte es nicht wie eine allgemeine Redensart auf, sie war glücklich, daß er sich noch einmal an sie gewendet. Und in ihrer Freude und Erregung hatte sie hochrote Wangen bekommen.

12.

Wenn Cäcilie in ihrem einsamen Zimmer saß und hinausblickte auf den Platz, an dem nun, dem Frühjahr nahe, der Rasen anfing grün zu werden und die ersten Knospen an den Bäumen erschienen, dann dachte sie immer an ihr Gespräch damals bei der Taufe mit Professor von Rangenhofen.

Sie hatte ihn seitdem nicht wieder gesehen und nicht Zeit und Muße gefunden, sich um seine Vorlesungen zu kümmern: bei Martha waren die Masern, sie mußte pflegen und war sogar mehrmals über nacht dort geblieben. Dann kehrte bei Else die Krankheit ein, und auch dort war sie beigesprungen. Endlich, um das Unglück voll zu machen, wurde noch ihr Mädchen krank.

Aus Sparsamkeit hatte Cäcilie keine Aufwartung genommen, sondern besorgte alle Arbeit selbst.

Da fielen ihre schönen Pläne ins Wasser: sie war nicht zum Lesen gekommen, nicht dazu, sich fortzubilden.

Aber immer tauchte ab und zu einmal das Bild des Professors vor ihr auf. Das mußte doch ein glücklicher Mensch sein! So viel zu wissen, so auf den Höhen der Menschheit zu stehen!

In der Zeitung hatte sie verschiedentlich von ihm gelesen. Einmal war eine Schrift von ihm besprochen worden, aber der philosophische Titel hatte Cäcilien abgehalten, sie zu kaufen. Dazu scheute sie sich, in der Buchhandlung danach zu fragen.

Da fügte es der Zufall, daß, als sie auf der Pferdebahn nach Neustadt fuhr, er am hinteren Perron, wo sie stand, aufsprang.

Er erkannte sie sofort, erkundigte sich nach Isidor und Martha, und darüber vergaß Cäcilie das Aussteigen. Sie sprachen nur die landläufigsten Dinge, vom Wetter, vom aufgerissenen Pflaster, über das langsame Fahren, vom beginnenden Frühling. Dabei sah der Professor hinauf nach den Bäumen an der Schillerstraße und hinüber in die Gärten, wo die ersten Knospen sich ans Licht drängten:

— Es ist doch ein wundervolles Gefühl, wenn es Frühjahr wird!

Cäcilie hing an seinen Lippen. Er fuhr fort:

— Dieses Drängen und Knospen und Blühen überall!

Es waren alltägliche Worte, wie sie gesagt worden, so lange die Welt steht. Aber sie erschienen ihr als etwas Besonderes. Es war ihr eigentlich bis jetzt gleichgiltig gewesen, wann die Blüten sich ans Licht drängten. Seit dieser Begegnung achtete sie darauf, und sie, die sich sonst nie um Blumen gekümmert hatte, brachte eines Tages vom Markt ein kleines Rhododendron mit.

Das wurde nun gepflegt. Sie erkundigte sich, ob man es naß halten müsse oder trocken, und freute sich, wie es gedieh.

Immer, wenn sie es ansah, dachte sie an den Professor und an das, was er gesagt.

Sie wußte genau, der Mann war ihr vollkommen gleich-

giltig. Aber es war ein bedeutender Mensch, und warum sollte sie sich von ihm nicht belehren lassen?

Das Frühjahr verging, und der Sommer kam, unter Kinderpflege und allerlei Sorgen.

Sorge machte ihr nämlich ihr Patchen. Es war kein kräftiges Kind, schrie viel, schlief dann wieder lange, sah blaß aus, nahm nicht sehr zu. Und als es einmal Tage lang litt und die Verdauung sich gar nicht regeln wollte, hielt Cäcilie das kleine Wurm in ihren Armen, trug es im Zimmer hin und her und dachte plötzlich, ohne jedoch der ängstlichen Mutter etwas davon zu sagen:

„Herrgott, wenn die arme kleine Cécil nun stürbe." Sie war so gebrechlich, sie mußte sich so quälen. So ein kleines Menschenlicht war schnell ausgeblasen — eine Zuckung — und es war weg, es konnte sich nicht äußern, nur schreien und schreien und schreien.

Cäcilie schickte ein stürmisches Gebet zu Gott, er möge ihr diese kleine Menschenknospe erhalten. Während die Mutter verhältnismäßig gefaßt blieb, ward sie so aufgeregt, als ob es ihr Kind wäre, das in Lebensgefahr schwebte.

Der Arzt war früh dagewesen und nachmittags und wollte sogar abends noch einmal vorsprechen, weil es Isidor dringend verlangte.

Cäcilie saß, das kleine Wesen auf den Knieen, in einer Ecke. Die Wärterin war hinausgegangen, um Milch zu kochen. Die Mutter blieb im Nebenzimmer und gebot eben der übrigen Kinderschar, die zu viel Lärm machte, Ruhe. So war Cäcilie allein mit ihrem Patenkinde.

Die Dämmerung brach herein, man konnte nur noch undeutlich die Umrisse der Thür und der weißen Vorhänge des Bettes erkennen.

Da dachte sie nach über den Wert des Lebens.

Wozu war sie auf der Welt? Wozu die anderen? Was sollte dieses kleine Ding hier auf ihren Knieen? Warum war es bestimmt, wieder abzuscheiden, ehe es fast begonnen zu leben? Hatte das alles Zweck und Sinn? Was that es, ob sie selbst existierte oder nicht? Das einzige, wozu sie bestimmt schien, war, sich um Kinder zu kümmern, die doch nicht ihre Kinder waren und die eine andere ebenso gut, nein, sogar noch besser versorgt hätte.

Und sie kam sich in diesem Augenblick fürchterlich unnütz vor. Dazwischen kehrten ihre Gedanken immer wieder zum Professor von Rangenhofen zurück. Sie hätte ihm gerne ihre Zweifel mitgeteilt. Das war nicht so ein oberflächlicher Leutnant, mit dem man bloß von Tanz, Spiel, Pferden, Hunden reden konnte, kein Referendar, mit dem die Unterhaltung auch keine weiteren Grenzen hatte — das war ein Mann, an den man sich wenden durfte. Die paar Worte, die sie nur gewechselt, hatten schon einen tieferen Sinn gehabt. Er sollte sie vergewissern darüber, ob ihr Dasein unnütz sei, ob überhaupt ein Mensch behaupten dürfe, sein Leben sei wertlos.

Sie hatte einmal gelesen: „Nichts ist ohne Zweck." Aber was war ihr Zweck, die sie doch keine Blüte trieb? Sie war doch eine tote Frucht, sie war Tante.

Dabei neigte sie den Kopf herab auf die kleine Cécil, sie fühlte wohlig die Wärme des Kindes in seinem Bettchen, dieses Zeugnis, daß ein anderes Wesen ihr nahe lebte.

Und durfte ihr denn dieses Kind genommen werden? Hatte sie es nicht über die Taufe gehalten? War es ihr nicht das nächste von allen?

Sie hatte davon gelesen, daß es möglich sei, durch den

Gedanken zu herrschen. Sie wollte diesem kleinen unschuldigen Wesen auf ihren Knieen ihren Willen zum Leben aufzwingen.

Und sie drückte das Kind an sich, als müsse sie es mit ihrem eigenen Leibe wärmen, und richtete mit aller Kraft alle Gedanken auf das Leben der Kleinen.

Es war ihr, als ränge sie mit dem Tode.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer. Cäcilie wußte: Martha hatte Angst, das Kind könne sterben, sie getraute sich nicht herein, sie überließ es der Schwester, die sollte es auskämpfen und auskosten. Die Mutter fürchtete sich, das letzte Röcheln mit ansehen zu müssen.

Bei dem Gedanken beugte sich Cäcilie nieder auf ihr Patenkind und lauschte.

Der Atem klang noch, aber es schien ihr, als ginge er schwer.

Und wieder strengte sie alle Kraft ihres Willens an. Endlich dachte sie an ein Gebet.

Sie war fromm, von Herzen gläubig, wie ein naives, einfaches Kind.

Nur eines hatte sie nie gekonnt: richtig beten. In Augenblicken der Verzweiflung — sie erinnerte sich, so lächerlich es war, einmal beim Zahnarzt, da hatte sie gebetet mit aller Kraft, es sollte ihr nicht weh thun; aber nur den Gedanken hineingelegt und nur das Vaterunser gesprochen.

Jetzt ging sie daran, zu beten. Sie faltete unter den Kissen die Hände. In diesem Augenblick regte sich das Kind und wand sich, daß man sah, es mußte Schmerzen haben.

Da preßte es Cäcilie an sich und sprach vor sich hin, mit Stirn und Augen auf das Antlitz ihres Lieblings:

— Lieber Gott, ich bitte dich, thu mir das nicht an!

Ich habe ja nichts im Leben, als dieses Kind, und das soll groß werden, und ich muß dafür sorgen, und ich habe doch Pate bei ihm gestanden. Lieber Gott, bitte, nimm es mir nicht. Vater unser, der du bist im Himmel! Ich bin ein unnützes Geschöpf gewesen. Ich bin meinen Pflichten nicht nachgekommen. Führe uns nicht in Versuchung! Ich will arbeiten, arbeiten von früh bis abends. Ich will meinen Platz ausfüllen auf der Erde, will mich um die Kinder kümmern. Vater unser, der du bist im Himmel, aber bitte, laß mir das Kind, ich habe ja sonst nichts. Bitte, bitte, lieber Gott, laß mir das Kind! Amen.

Als sie aufhörte, war sie wie in Schweiß gebadet. Sie wußte nicht, hatte sie halblaut vor sich hin gesprochen oder nur leise in Gedanken. Es war ganz dunkel im Zimmer geworden; kaum mehr, wenn sie sich etwas zur Seite bog, daß ihr Schatten nicht auf das Kind fiel, konnte sie das Gesichtchen Cécils erkennen.

Aber die Kleine schrie nicht mehr. Und als sie das Ohr niederbeugte und lauschte, hörte sie tiefe Atemzüge.

Da war es ihr, als habe sie das Leben des Kindes Gott abgerungen. Und sie stand langsam auf, um die kleine Cécil wieder in ihr Bettchen zurück zu legen. Sie war fest überzeugt, jetzt mußte das Kind gesund werden.

Und als Martha vorsichtig eintrat und mit beklommener Stimme fragte:

— Cäcilie, wie geht es denn? — sagte diese in felsenfestem Glauben:

— Unser Kind ist gerettet! Es schläft, jetzt wird es wieder gesund.

Die Mutter ging leise an das Bett, um ihren Liebling atmen zu hören, denn sie konnte ihn nicht mehr sehen.

Cäcilie aber schlich in ihre Ecke zurück, wo sie mit der Kleinen gesessen, und ließ sich langsam in den Stuhl sinken. Sie fühlte sich wie zerschlagen, keines Schrittes, keines Wortes mehr fähig. Sie hatte nur noch den einen Gedanken:

„Jetzt gehört das Kind doppelt mir!“

13.

Das Kind ward wirklich gesund.

Da war es Cäcilie, als sei ihre Glaubenskraft dadurch gestiegen, und ihr Leben hätte mehr Inhalt gewonnen. Wochen lang war sie herübergelaufen nach Neustadt, um nach Else zu sehen, zurückgekehrt nach Altstadt auf die Reichsstraße, um ihr Patchen zu pflegen. Jeden Abend kam sie müde und abgetrieben nach Hause.

Darüber hatte sie ihre eigenen Geschäfte liegen lassen. Die Zeit war vorüber, da sie nach dem Kurszettel gesehen. Und als sie wieder zum alten Bankier ging, um die fälligen Coupons einzulösen, die ihr kleines Besitztum ausmachten, wunderte er sich, wie wenig sie unterrichtet sei, und sagte:

— Gnädiges Fräulein, wissen Sie, daß Sie schlecht aussehen. Sind Sie denn krank gewesen?

Cäcilie mußte lächeln und meinte halb stolz, halb bescheiden:

— Ich bin nicht krank gewesen. Andere waren krank.

Doch der Bankier sagte nur und drohte dabei mit dem Finger:

— Mein liebes gnädiges Fräulein, ein gesunder Egoismus schadet gar nichts. Sie sollten wirklich sehen, daß Sie nicht selbst krank werden. Ich habe schon gehört, wie Sie sich der Kinder bei Ihrer Frau Schwester annehmen. Ja, ja, das erfährt man alles, das sickert so durch.

Cäcilie fragte erstaunt:

— Wer hat Ihnen denn das gesagt?

— Haben Ihnen die Ohren nicht geklungen? Ich habe so viel schönes von Ihnen gehört, das glauben Sie gar nicht.

Cäcilie wollte es nun unbedingt wissen:

— Nicht wahr, Sie verraten mir, wer das gesagt hat?

— Ja. Es war ein Herr.

— Ein Herr?

— Sie kennen ihn.

— Ich weiß aber doch nicht, wer es ist.

— Ein sehr kluger Mann.

Cäcilie hatte wirklich keine Ahnung. Endlich sagte es der Bankier:

— Der Herr Professor von Rangenhofen.

Im selben Augenblick schoß ihr das Blut in die Wangen, sie redete noch kurz von ihren geschäftlichen Angelegenheiten und ging davon.

Aber die Worte summten ihr im Kopfe nach. Und wieder dachte sie an den Professor. Da jetzt der Herbst zur Neige ging, fand sie eines Tages eine Reihe von gemeinfaßlichen Vorträgen angekündigt, die er in diesem Winter halten wollte.

Nun lief sie in die Musikalienhandlung, wo man die Eintrittskarten erhielt, und kaufte gleich das Abonnement für sechs Abende. Glückselig betrachtete sie zu Hause die Billets.

Es kam ihr fast wie ein Unrecht vor, und einen Augen-

blick schämte sie sich, das viele Geld, ganze zwölf Mark, ausgegeben zu haben, nur zu ihrer Unterhaltung. Aber dann redete sie sich ein, es bilde sie doch auch, fördere sie in Lebensanschauung und Gesichtskreis. Und am Ende war es das einzige, das sie sich gönnte.

Als sie es Else erzählte, schlug ihr aber doch beinahe das Gewissen, denn die Schwester machte ein trauriges Gesicht und rief:

— Ach Gott, ach Gott! muß das schön sein. Das wird gewiß sehr interessant. Ich kann mir ja so was nicht bieten.

Sie blickte dabei Cäcilie fast neidisch an, mit einem Ausdruck, den diese noch nie an ihrer Schwester gesehen. Cäcilien wurde abwechselnd warm und kalt. Sie meinte bescheiden:

— Else, es ist das erste Mal, daß ich mir etwas zu gute thue. Bitte, sei nicht böse.

— Böse? — fragte die Schwester. Der Ausdruck war aus ihrem Gesicht gewichen, sie schämte sich und fiel der anderen um den Hals:

— Cäcilie, du gutes, liebes Tier, das war schlecht von mir, furchtbar schlecht. Weißt du, es überkam mich so, ich konnte nicht anders.

Und nun gestand sie es ihrer Schwester, sie hätten im Anfang ihrer Ehe ein paar Mal mehr gebraucht, als sie besessen, und das hinge nun wie mit Centnerlast an ihnen, erbe sich fort von Monat zu Monat, wüchse von Jahr zu Jahr, drücke sie zu Boden, vergifte ihr Familienleben. Denn bei jeder Kleinigkeit hieße es: „Um Gottes willen, was wird das kosten?“

Als Cäcilie nach Haus ging, ertappte sie sich dabei, daß sie nicht recht zugehört hatte und daß ihre Gedanken abgeirrt

waren zu dem, was jetzt plötzlich all ihr Interesse beherrschte: zu den Vorlesungen des Professors.

Sie machte sich einen Vorwurf daraus, doch sie konnte nicht gegen sich an. Aber schließlich, als sie in ihrem Zimmer mit einer Näharbeit am Fenster saß — ein Kleidchen für die kleine Cécil, das sie selbst zugeschnitten — war es ihr, als müsse sie der armen kleinen Else auch etwas gönnen und ihr vielleicht diese oder jene Eintrittskarte überlassen.

Nur die erste Vorlesung wollte sie nicht versäumen. Da blieb sie stark.

Sie fand im Musenhaus statt.

Cäcilie zog das einzige seidene Kleid an, das sie besaß, das ihr schon zur Taufe gedient und das sie seitdem nur etwas umgarniert hatte. Dazu wollte sie eine hellblaue Halsschleife umbinden. Aber sie betrachtete sich noch ein Mal im Spiegel, ob es nicht auffallend sei.

Der Spiegel zeigte nicht viel mehr, als Kopf und Hals. Sie warf nur einen flüchtigen Blick hinein, sie haßte das Sich-begucken, wie sie es an Irene kannte. Doch sie behielt die helle Schleife. Sie hatte nach der Uhr gesehen, es war schon halb, und sie betrog sich selbst, indem sie sich vorredete, es sei doch keine Zeit mehr, eine andere anzulegen.

In Wirklichkeit wollte sie hübsch und nett sein. Ja, sie war so keck, sich zu sagen: „Und wenn es auch einmal auffallend aussieht, heute schadet es nichts."

Dann hing sie ihren dunklen, Jahre alten Mantel um, zog die Gummischuhe an, band ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf und ging zum Musenhaus.

Als sie auf die Straße trat, sah sie, daß es wunderschönes Wetter war. Hatte sie nur geträumt? Sie hatte sich eingebildet, es müsse regnen. Aber sie dachte immer jetzt an andere Dinge.

Als sie ankam, waren erst einzelne Menschen da die Überzieher, Umhänge, Jacken, Shawls, Mäntel ablegten. Die weiblichen Kleidungsstücke waren in der Überzahl.

Cäcilie fühlte sich etwas unsicher, als sie in den Saal trat. Am liebsten hätte sie sich — die Sitze waren nicht numeriert — auf die erste Reihe gesetzt. Sie wagte es nur nicht.

Doch als sich unmerklich die Reihen füllten, faßte sie einen Entschluß und eilte zu einem Platz in der siebenten Reihe rechts, der offen geblieben war. Aber als sie eben hinzutreten wollte, setzte sich eine dicke Dame auf den Stuhl.

Nun hatte sie gar keinen Platz. Und merkwürdig, in wenig Augenblicken war der Saal gefüllt. Jetzt sah sie sich schon ganz ohne Stuhl. In dieser Verlegenheit stürzte sie zur ersten Reihe, die vielleicht, weil sie sich dem Vortragenden zu nahe befand, noch nicht begehrt worden war.

Sie setzte sich an die Ecke und vertiefte sich in das Programm, das die Titel der sechs Vorträge nannte.

Und während sie sich niederbeugte, ward sie, wegen der überstandenen Aufregung, langsam rot.

Diese schreckliche Eigenschaft: das Rotwerden! Ihr schien, als achteten alle nur auf Cäcilie von Sarryn, als müsse jeder Mensch über ihre Keckheit erstaunt sein, den besten Platz zu beanspruchen. Sie, die doch in ihrem Leben immer die guten Plätze anderen Menschen überließ.

Ein Summen ging durch den Saal. Nun wagte sie einen Blick auf die Versammlung zu werfen: es gab nur einzelne Herren, die standen, sonst lauter Damen. Gerade vor ihr, so daß sie die Blicke in die Höhe richten mußte, erhob sich auf dem Podium das Lesepult.

Also dorthin würde er treten. Und nun sah sie nach

der kleinen Thür im Hintergrund, die sich jeden Augenblick öffnen mußte.

Ihre Spannung stieg auf das höchste. Es war ihr ein so eigenes Gefühl, daß gerade sie ihn persönlich kannte. Während sie noch daran dachte, ging plötzlich wirklich die Thür auf. Im selben Augenblick setzten sich alle Leute, die gestanden hatten. Es ward still. Alles blickte nach der gähnenden Öffnung. Er ließ noch einen Augenblick auf sich warten, dann trat der lange Professor von Rangenhofen ein. Und sofort wurde er von den Damen mit lautem Beifall empfangen.

Er war ein klein wenig ungeschickt beim Ersteigen der zwei Stufen, die zum Lesepult führten, — wohl eine Folge seiner Kurzsichtigkeit.

Während er das Manuskript vor sich ausbreitete, zog er langsam die Handschuhe aus und ließ den Blick flüchtig über den Saal schweifen. Es war Cäcilie, als hätte sie sein Auge getroffen, so daß wieder die leichte Röte in ihre Wangen stieg und sie sich tief auf das Programm nieder beugte, um den Titel des heutigen Vortrages zu lesen: „Der junge Goethe".

Der Professor begann, es sei ihm nicht darum zu thun, gelehrte Untersuchungen über Goethe anzustellen, sondern „unsern größten Dichter, ja vielleicht den größten der Weltlitteratur, dem Empfinden unserer Frauen und Mädchen ganz nahe zu rücken." Er werde chronologisch vorgehen, mit dem jungen Goethe beginnen, mit dem Weltweisen von Weimar im fünften Vortrag schließen, während der sechste, wie die Damen — er sprach nur immer von Damen — aus dem Programm ersehen könnten — gleich einer Wolke von aufflatternden Tauben hoben sich von allen Seiten die weißen Zettel —, so zu sagen eine Zusammenfassung aller biete, nämlich: eine

Untersuchung, was Goethe für uns Heutige bedeute, in welche Hauptanschauungen und Sätze sein Dichten und Leben zusammenzufassen sei.

Cäcilie hatte alles vergessen um sie herum. Sie genoß den Zauber seiner Vortragsweise, seiner kraftvoll klingenden Stimme, der Gedanken, die er ausführte.

Der Professor redete in einer Art, daß man merkte, wie alles auf die Damen zugeschnitten war, auf seine „Gemeinde", von der Cäcilie öfters gehört. Jeder neue Absatz begann mit „meine Damen". Cäcilie war es, als spräche er nur für sie. Und wenn er vom Manuskript einen Blick in den Saal warf, senkte sie die Augen, denn es schien ihr, als sähe er sie an.

Die Zeit verflog, sie begriff gar nicht, wie. Der Vortrag dauerte schon anderthalb Stunden und neigte sich nun seinem Ende zu.

Cäcilie wagte es nicht, auch nur ein wenig zur Seite zu rücken, die linke Schulter vorzuziehen, da sie, die rechte Hand auf das Knie gestützt, vorgebeugt lauschte.

Und als der Professor mit den Worten schloß: der junge Goethe stünde vor unserem heutigem Empfinden als eine nie dagewesene Idealgestalt, wie die überglückliche Natur sie in ihrer Schöpferlaune nur alle Jahrtausende ein Mal vor die geblendeten Augen stellt, — verbeugte er sich etwas steif, tief, während ein Beifallsturm durch den Saal brauste.

Cäcilie wagte nicht zu klatschen, es erschien ihr wie eine Profanation. Es wäre ihr entsetzlich gewesen, wenn er etwa heruntergeschaut und ihre Hände in Bewegung gesehen hätte.

Und sie saß noch immer, während alles stand, klatschte, tobte, die Menschen vor ihr hin und her gingen, ein paar

rücksichtslose Damen von hinten an ihren Stuhl stießen, weil sie sich vordrängen wollten zum Podium.

Sie hatte das Bewußtsein, daß ihr ein großes Glück, etwas wie eine Offenbarung geworden.

Mechanisch stand sie auf und war ganz erstaunt zu sehen, daß der Saal sich schon fast geleert hatte. Sie konnte noch immer keinen rechten Gedanken fassen. Lange suchte sie nach der Garderobennummer in allen Taschen, kehrte noch ein Mal auf ihren Platz zurück, denn sie meinte, sie dort verloren zu haben, und merkte dann, daß sie sie ängstlich in der Hand hielt. Sie wartete ruhig, bis die übrigen Menschen ihre Sachen hatten. Dann zog sie, immer noch wie in einer anderen Welt, die Gummischuhe an, hing den Abendmantel um, die Spitze über den Kopf, und schickte sich an zu gehen.

Da hörte sie plötzlich hinter sich eine Stimme. Sie fuhr herum: der Professor.

Er kam dicht an ihr vorüber, aber sei es, daß sie unkenntlich war in der Vermummung, daß er noch zu erregt war vom Vortrag, — kurz, er ging vorbei und streifte sie gedankenlos mit einem Blick.

Sie aber eilte, sobald sie die Stufen erreicht hatte, so schnell sie konnte, hinab, um die Straße zu gewinnen, und fühlte, als die frische Luft sie traf, daß sie wieder rot geworden war — sie wußte nicht, warum.

14.

Cäcilie erzählte Else nichts von dem Abend, als schäme sie sich des Glückes, das sie genossen, während die Schwester hatte zu Haus bleiben müssen.

Aber auch zu Martha und Irene, die sie in der nächsten Zeit sah, sprach sie nicht davon.

Sie pflegte von den Geschwistern nach dem eigenen Wohl und Weh nicht gefragt zu werden, und von selbst hätte sie nie begonnen. Was in ihrem kleinen Dasein geschah, war ja ganz gleichgiltig.

Und dann war es ihr, als dürfe sie daran nicht rühren. Sie fürchtete, Irene möchte sie auslachen wegen ihrer Schwärmerei. Das hätte ihr wehgethan. Bei Rangenhofens aber würde sie nicht darüber gesprochen haben, schon wegen der Verwandtschaft mit dem Professor.

Doch sie suchte von Martha herauszubekommen, ob der Professor nicht wieder einmal zu ihnen käme. Sie war entschlossen, in diesem Fall egoistisch zu sein und zu bitten, daß sie dazu eingeladen werde.

Doch den Professor schienen Rangenhofens nicht öfters zu sehen, und Cäcilie hatte keine Möglichkeit, bis zum nächsten Vortragsabend ihm zu begegnen.

Da that sie etwas, dessen sie sich fast schämte:

Eines Tages, als sie bei Irene war, um die kleine Eva-Marie zu besuchen, sah sie das Adreßbuch liegen. Das Kind spielte damit, blätterte die Seiten hin und her, und Cäcilie benutzte die Gelegenheit, um nach des Professors Adresse zu sehen.

Er wohnte nicht weit vom Polytechnikum, auf der Reichsstraße wie Rangenhofens.

Sie begriff nicht, daß sie ihm nicht öfters begegnet war. Und ohne es sich selbst einzugestehen, fand sie jetzt immer irgend einen Vorwand, Martha zu besuchen. Vielleicht traf sie „ihn" bei dieser Gelegenheit doch auf der Straße.

Aber sie sah ihn nie, obgleich sie jetzt jeden Vormittag mit Marthas Kindern spazieren ging, sie jeden Nachmittag abholte.

Sie wurde erregt, unruhig und hatte leicht gerötete Wangen, so daß ihr Martha einmal sagte, in dem schulmeisternden Ton, den sie der Schwester gegenüber öfter anwendete:

— Ich weiß gar nicht, du bist so fahrig jetzt. Daß du mir nur nicht die Kleinen nervös machst.

Cäcilie that etwas, das sie sonst niemals gewagt hätte, und worüber sie hinterdrein sehr erschrocken war. Sie antwortete gereizt:

— Wenn ich die Kinder nervös mache, dann komme ich lieber nicht.

Martha war so erstaunt, daß sie gar keine Antwort fand.

Doch es blieb dabei, sie kam, kam öfter als je, unter stets erneuten Vorwänden.

Cäcilie betrog sich selbst. Sie wollte nicht nachdenken, warum sie diese ewigen Gänge nach der Reichsstraße unternahm, die doch zwecklos waren, denn nie gelang es ihr, dem Professor zu begegnen.

Da nahte der zweite Vortragsabend. Und weil Else wieder klagte, sie hätte nichts, keine Freude, nichts, aber auch nichts, war sie im Begriff, der kleinen Schwester ihr Billet für den Abend anzubieten.

Schließlich that sie es doch nicht. Nein, dieses Opfer konnte sie der Schwester nicht bringen.

Eine große Sicherheit war über sie gekommen, ein Aufsetzen des eigenen Willens. Diese Vorträge hatten die Wandlung in ihr vollführt. Wieder trat sie vor den kleinen Spiegel, mit derselben Frage, ob die blaue Schleife zu auffallend sei. Und wieder ging sie fort, wie sie war, und steckte sich sogar eine Broche an von der seligen Mutter, mit einem großen grünen Glasfluß, den sie in Kindereitelkeit immer hatte als Smaragd gelten lassen wollen.

In dem Moment, als sie das Haus verließ, kam Irenens Diener mit einem Briefchen. Das Fräulein habe ein Cirkusbillet geschenkt bekommen, sie müßten aber zu einem Diner, Cäcilie solle doch so gut sein und herüberkommen, um die kleine Eva-Marie zu bewachen.

Es traf Cäcilie wie ein Schlag. Sie sollte den Vortrag aufgeben, auf den sie Wochen lang gewartet, ihr einziges Glück, ihr einziges Vergnügen, weil die Schwester zum Diner mußte, zu einem der tausend Diners, die sie schon mitgemacht?

Da bäumte ihr Gefühl sich plötzlich auf: nein, sie wollte nicht immer bloß für andere leben, sie hatte auch das Recht auf sich selbst. Und wenn die Schwester ihr zürnen würde, ganz gleich, sie ging nicht hin.

Und sie sprach zum Diener mit einer Entschlossenheit, die sie sich kaum zugetraut:

— Sagen Sie der gnädigen Frau, ich bedauerte sehr, aber ich hätte selbst etwas vor.

15.

Sie bereute es nicht, der zweiten Vorlesung beigewohnt zu haben, denn sie fand sie schöner noch, als die erste. Sie meinte, weil sie in die Redeweise des Professors tiefer eingedrungen, und weil er mit seinem Stoffe wuchs; in Wahrheit aber, weil sie ihn nach Schluß, nicht nur wie das erste Mal gesehen hatte, sondern sogar gesprochen.

Schon wollte sie sich scheu zur Seite drücken, die Treppe hinunter, als er auf sie zukam mit den Worten:

— Gnädiges Fräulein, Sie dürfen mir nicht wieder so entschlüpfen. Ich habe Sie neulich sehr wohl gesehen. Warum waren Sie denn so schnell fort?

Die Röte schoß ihr in die Wangen; sie erklärte nur mit ein paar stammelnden Worten, wie wunderbar sie den Vortrag gefunden habe.

Doch er ging nicht darauf ein, als sei es ihm peinlich, Lob zu hören. Sie brach auch schnell ab, sie schämte sich ihres Mutes. Wie kam sie dazu, diesem Manne eine Schmeichelei zu sagen, sie, das unbedeutende Mädchen!

Doch da schlugen ihr die Worte ans Ohr:

— Ich glaube, das nächste Mal, der dritte Vortrag, würde etwas für Sie sein. Er findet kurz vor Weihnachten statt. Da will ich Goethes Verhältnis zu Schiller behandeln.

Ihre Augen leuchteten. Schiller war ihr Abgott, von dem wußte sie hunderte und hunderte von Versen auswendig, den liebte sie, während ihr im Grunde genommen Goethe ferner lag. In dem war etwas Gewaltiges, Ueberlebensgroßes. Und wie die Großen ihrem kleinen Dasein nicht so nahe kamen als die Kleinen, hatte sie von Goethe mehr das

Gefühl der unnahbaren Gottheit, als das einer intimen Beziehung, einer Liebe.

Das wagte sie natürlich dem Professor nicht zu gestehen. Aber sie meinte doch, um etwas zu sagen:

— Da muß ich natürlich kommen, obgleich ich jedesmal gekommen wäre, denn Schillers Dichtungen sind für mich das schönste, was wir besitzen.

Der Professor, dessen ganzer Gedankengang Goethe war, antwortete:

— Gewiß, er ist vielleicht ein Dichter recht für die Frauen. Die beiden sind eben Sonne und Mond.

Dann wurde er durch ein paar Damen abgezogen, die ihm ein Buch überreichten, in das er sich einschreiben sollte.

Cäcilie benutzte den Augenblick, nachdem sie einen Moment ratlos dagestanden, um zu verschwinden.

Von diesem Abend zehrte sie Tage lang. Er warf ein freundliches Licht in ihr stilles Dasein.

Diese Vorlesungen wurden ihr ein tiefes Bedürfnis, gleich einer feierlichen Handlung, wie etwas, das sie aus ihrem Leben nicht mehr hätte streichen können.

Es war ihr, als hätte ihr Dasein nun einen Zweck. Sie beschäftigte sich damit unausgesetzt, dachte an das, was sie bisher gehört, überlegte, was noch kommen sollte, und hatte angefangen, sich den Gedankengang der ersten Vorlesung aufzuschreiben.

Es sollte nicht auf irgend einem Stück Papier geschehen. Sie wollte es sammeln. Und als sie ein Büchlein in rotem Leder fand, mit Goldschnitt und sogar einem winzigen Schlößchen, kaufte sie es. So sparsam sie sonst war, diesmal gab sie die sechs Mark so leichtherzig hin, als spielten sie in ihrem Haushalt gar keine Rolle.

Nun setzte sie sich an des Vaters alten Schreibtisch in ihr Herrenzimmer und schlug andächtig das Buch auf.

Sie wollte möglichst sachlich bleiben. Doch wunderbar, es geschah ihr, daß sie nicht mehr genau wußte, was der Professor eigentlich gesagt. Aber sie konnte trotzdem schreiben. Nur wurde es nicht der Inhalt des Vortrages, sondern allgemeine Betrachtungen, in die sich allmählich persönliche Empfindungen schlichen.

Als sie das erste Mal vom Weg abirrte, hörte sie auf, schloß sorgsam das Büchlein zu, wickelte es in Seidenpapier, steckte es in den Karton und schloß es in den Schreibtisch, nachdem sie noch einen Haufen alter Briefe darüber gedeckt, als müsse sie das Heiligtum verstecken.

An dem Abend nach der zweiten Vorlesung ging sie auf leisen Zehen zur Thür, riegelte zu, damit das Mädchen nicht hereinkäme, und nahm das Buch aus den verschiedenen Hüllen, indem sie sich umblickte, als könne sie ein fremdes Auge sehen.

Dieses Mal ließ sie ihren Gedanken freien Lauf. So ward ein Tagebuch daraus, in dem sie alles niederlegte, was sie empfand.

Und doch nicht alles. Immer kam etwas hinein, das sie in ihrer „Objektivität", wie sie es nannte, störte: das Persönliche dieses Mannes.

Und an Persönliches dachte sie doch nicht. Sie wollte ja nur die Sache, nur ihre Eindrücke, nicht ihre Gefühle wiedergeben.

Aber als dennoch ihre Gedanken immer wieder zur Person des Professors zurückkehrten, schämte sie sich vor sich selbst, schloß ihr Buch und stand vom Schreibtisch auf.

Sie ging im Zimmer hin und her. Sie hatte Strümpfe

zu stricken für Marthas Kinder und war im Rückstand damit, so daß die Schwester schon einmal gefragt hatte, ob sie denn keine neue Wolle brauche.

Sie setzte sich also in die hinterste Ecke an den Ofen, nahm den Strickstrumpf und band sich dazu, wie immer im Haus, eine kleine Schürze um „mit altdeutschem Rand", daß die Fasern am Kleid nicht hängen bleiben sollten.

Aber die mechanische Arbeit kam ihr beim Klirren der Nadeln plötzlich entsetzlich spießbürgerlich, eng und albern vor. Hier verfaß sie nun den Abend, mit den kleinsten Dingen des Daseins, und sollte doch an all das Große denken, das anderer Menschen Leben erfüllte.

Es schüttelte sie wie ein Ekel, sie warf den Strickstrumpf fort, band die Schürze ab, legte sie sorgfältig zusammen und steckte sie in einen kleinen, gestickten Beutel an der Wand, auf den sie einst mit Mühe in Kreuzstich die Worte geschrieben: „Und reget ohn' Ende die fleißigen Hände."

Ein Gegenstück zu dem anderen auf ihrem Bett, in dem sie das Nachtzeug verwahrte, und auf dem stand: „An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Da fiel ihr mit einem Male Irene ein. Die hatte die Arbeiten so unglaublich geschmacklos gefunden. Und sie ärgerte sich über die Schwester.

Cäcilie wußte, wie sie ihr Vorwürfe machen würde, weil sie heute nicht gekommen, damit das Fräulein in den Cirkus und die Mutter zum Diner gehen könnte.

Dann dachte sie an die kleine Cécil. Sie empfand schlechtes Gewissen; sie hatte sich zu wenig um sie gekümmert. Das waren die Vorlesungen, die sie abzogen.

Und sie war unzufrieden mit sich selbst. Sie trat an den Käfig mit ihrem Kanarienvogel, rückte ihm die Decke

noch einmal zurecht, unter der er schlief. Die Decke, die ihr die kleinen Nichten geschenkt, auf der mit roter Schrift geschrieben stand: „Gute Nacht, Mätzchen!“

Wieder fiel ihr Irene ein, die das für bodenlos albern erklärt, während sie doch nur gerührt die Liebe der kleinen Mädchen zu ihrer Tante darin sah.

Cäcilie ging an den Schreibtisch, löschte die Lampe aus, sie wollte zu Bett.

Als sie drüben in dem kleinen, engen Schlafzimmer das Licht auf dem Nachttisch entzündet hatte und die Uhr ablegte, die sie an einer schwarzen Schnur trug, entdeckte sie plötzlich, sodaß ihr der Schreck in die Glieder fuhr: es war schon fünf Minuten nach halb zwei.

So spät war sie noch niemals aufgewesen. Sie begriff gar nicht: was hatte sie nur so lange gemacht? Ihr erster Gedanke war, als ob sie noch ein kleines Schulmädchen wäre, wie sie ja in ihrem ganzen Leben immer unter der Fuchtel anderer gestanden: „Um Gottes willen, du mußt zu Bett, es ist schon viel zu spät.“

Trotzdem kam jetzt eine Art Empörung über sie. Nein, sie wollte nicht ewig „müssen“, sie wollte nicht schlafen gehen. Sie konnte nicht schlafen. Und sie lief in dem langgestreckten, einfenstrigen Raum hin und her in ihren Filzschuhen, leise schreitend, um etwaige Schläfer unter ihr nicht zu wecken.

Dann trat sie ans Fenster. Es kam ein sonderbares Verlangen über sie, sie wollte einmal wissen, wie die Nacht aussähe. Ob es still war auf den Straßen?

Sie drängte das Leinenrouleau zur Seite, auf dem grün gedruckt ein Schäferstück zu sehen war: eine Landschaft im Sonnenschein, mit blauer Sonne, grünen Häusern und roten Menschen.

Draußen war es ganz still. Der Platz lag verlassen da. Der Mond stand drüben, hoch über der Häuserreihe, die tief im Schatten lag. Sein Licht strahlte hell auf dem Schnee. Überall dort unten glitzerten die kleinen Kristalle herauf, lagen als winzige Last, wie eine Verdickung, über den kahlen Ästen der Bäume, türmten sich hoch auf in phantastischen Formen um den Brunnen in der Mitte des Platzes.

Gegenüber im Dunkel der Häuserreihe konnte Cäcilie die Fenster zählen. Sie suchte, ob noch irgendwo Licht wäre, noch jemand wach.

Kein Schein leuchtete. Alles schlief. Nur sie nicht.

Das war ihr ein eigenes Gefühl. Alles folgte dem Gesetze der Natur, dem allgemeinen Brauch. Alles ruhte von der Arbeit des Tages, Mann und Frau und Kind, die Familie, die zusammen wohnte. Alle mit den gleichen Interessen, alle für einander lebend — eine Gemeinsamkeit.

Nur sie war ausgeschlossen. Ihr Leben verstrich nutz- und zwecklos. Sie hatte für niemanden zu sorgen. Ob sie kam oder ging, ob sie starb oder lebte, machte keinen Unterschied. Ob sie jetzt wachte oder schlief, wer kümmerte sich darum?

Sie war außerhalb der Regeln der übrigen Menschen, wie jetzt allein noch Licht brannte in ihrer einsamen Kammer.

Da kam mit einem Male eine große Sehnsucht über sie, wie sie solche in bescheidener Beschaulichkeit noch nie gekannt. Eine Sehnsucht, zu etwas zu dienen, für jemanden zu leben, Interessen zu teilen, einem eine Liebe zu thun.

Es war ihr, als müsse sie die Hand ausstrecken nach irgend einem Wesen. Und sie drehte sich um, ließ den Vorhang fallen, trat ins Zimmer zurück.

Gleich einer Zwangsvorstellung war es ihr: es mußte

jemand da sein, sie wollte ein Haar streicheln, ein Kissen rücken, eine Decke zurechtziehen, wie sie es einst bei Väterchen gethan.

Und mit einem Male ward es ihr so klar wie noch nie in ihrem Leben, daß sie allein stand auf der Erde, grenzenlos allein.

In ihrem kleinen Zimmerchen kniete sie nieder an ihrem Bett und sprach ihr Abendgebet, einfache Worte, die sie als Kind schon gewohnt gewesen.

Dann legte sie sich, löschte das Licht und vergrub sich in ihre Decke.

Und plötzlich begann sie zu weinen, — sie wußte nicht warum.

Das hatte ihr wohlgethan, die Spannung gelöst.

Cäcilie schlief ein.

16.

Irene ließ nichts von sich hören. Aber Else erzählte, daß sie gefunden, es sei eine große Rücksichtslosigkeit, sie an dem Abend sitzen gelassen zu haben. Cäcilie entwickelte ungekannte Starrheit und suchte Irene nicht auf. — Sie war zu stolz, ihr nachzulaufen.

So rückte denn Weihnachten näher, und Cäcilie dachte daran, bei welcher ihrer Schwestern sie das Fest würde verleben können.

Irene war ausgeschlossen, Else mit Mann und Kindern zum heiligen Abend bei ihren Schwiegereltern.

So blieb denn Martha.

Und zu Martha wäre Cäcilie auch deshalb gern gegangen, weil sie den Professor dort zu finden hoffte.

Als sie einmal in der Kinderstube saß, war von ihm die Rede.

Niemals hatte Cäcilie Persönliches von ihm gewußt. Jetzt hörte sie, er wäre Witwer und besäße zwei kleine Kinder.

— Wir hatten ihn eigentlich aufgefordert, für den vierundzwanzigsten — meinte Martha — aber es war mehr Artigkeit, denn er liebt seine Kleinen zu sehr, als daß er sich am heiligen Abend von ihnen trennen könnte.

Cäcilie fragte scheinbar gleichgiltig:

— Wie alt sind die Kinder?

— Ich glaube, vier und fünf Jahr.

Nachdenklich antwortete Cäcilie:

— Und in dem Alter haben sie keine Mutter! Die armen Kleinen!

— Ich glaube, er ist sehr gut zu ihnen.

— Aber er ersetzt die Mutter nicht.

— Nein. Darüber klagt er auch immer.

— Darüber klagt er? . . . antwortete sie und blickte auf. Dann saß sie, da die Schwester nicht gleich antwortete, eine Weile nachdenklich da.

Ein paar Tage darauf fragte Cäcilie plötzlich:

— Könnte ich mich nicht bei den Kindern des Professors nützlich machen? Mir thut's so leid, daß sie keine Mutter haben.

In Martha stieg der Gedanke auf, daß, wenn die Schwester sich um andere Kinder kümmerte, ihre dabei vernachlässigt werden möchten. Deshalb antwortete sie, indem sie Cäcilie von der Seite ansah:

— Nun, ich wüßte nicht, wie das geschehen sollte.

Cäcilie ward verlegen. Es war ihr nur so entfahren. Es ging ja auch nicht, war unpassend, und sie konnte sich nicht aufdrängen.

Die dritte Vorlesung, auf die der Professor besonders hingewiesen, fand sechs Tage vor Weihnachten statt.

Cäcilie konnte kaum den Abend erwarten. Die Stunden schlichen zu langsam hin.

Jetzt beschäftigte sie alles, was mit der Vorlesung im Zusammenhang stand.

Sie sah sich an den Schaufenstern der Musikalien- und Kunsthandlungen das Programm an. Und sie entdeckte in einem Photographieladen am Altmarkt unter den Helden des Tages, Schauspielern, Sängerinnen, Fürstlichkeiten, ein Bild mit der Unterschrift: „Professor von Rangenhofen. Vortrag am 18. Dezember."

Lange blieb sie stehen. Die Photographie war nicht gut. Er sah darauf aus, wie ein Wachtmeister. Am liebsten wäre sie hineingegangen und hätte die Verkäuferin gebeten, ein anderes Bild hinauszuthun.

Ja, gab es denn andere? Sie wollte doch einmal fragen. Aber dann wagte sie es wieder nicht.

Doch immer kehrte sie an das Schaufenster zurück, faßte endlich einen Entschluß und trat ein.

In ihrer Verlegenheit war sie kurz und hastig, ihre Worte überstürzten sich:

— Haben Sie Bilder von dem Professor, der am 18. den Vortrag hält; wie heißt er doch?

Die Verkäuferin hatte keine Ahnung;

— Am 18.? Ich weiß nicht.

— Aber Sie haben's doch im Schaufenster.

— So?

— Ja, der Professor von Rangenhofen.

— Ach so, der.

Das Mädchen legte eine ganze Anzahl von Bildern in verschiedenen Stellungen auf den Tisch.

Cäcilie griff, weil sie meinte, man müsse ihr die Absicht anmerken, nach dem ersten besten, zahlte und rannte damit hinaus.

Wie einen Schatz hielt sie das Bild unter dem Arm.

Auf der Prager Straße sah sie Martha von weitem in eiligem Gang.

Und Cäcilie, die sonst jede Gelegenheit suchte, mit der Schwester zusammenzusein, wollte nun schnell vorbeihuschen, in der Angst, Martha möchte fragen, was sie da trüge.

Das hätte sie um keinen Preis der Welt gesagt.

Doch die Schwester hatte sie schon gesehen, beschleunigte ihren Schritt und rief von weitem: — Cäcilie, Cäcilie! so höre doch.

Sie war bereits in die Ferdinandstraße eingebogen, als Martha sie einholte:

— Cäcilie, um Gottes willen, denk dir nur, was wir wieder für Pech haben. Es ist schrecklich mit den Kindern. Also denke dir, Titchen hat Fieber. Ich habe sie natürlich gleich im Bett behalten. Der Doktor war schon da. Er weiß nicht, was es wird. Er hält Scharlach für möglich. Es ist jetzt mehrfach in der Stadt. Ich wollte eigentlich zu dir und dich bitten, ob du nicht kommen könntest. Weißt du was, mir fällt eben etwas Besseres ein. Kannst du denn nicht Fritz und Ernst zu dir nehmen? Das würde mir eine furchtbare Erleichterung sein. Sie könnten ja auf dem Sofa schlafen. Ich möchte nicht, daß sie angesteckt würden. Die

kleine Cäcile ist gar nicht mit Titchen zusammengekommen, und die bleibt mit ihrer Wärterin für sich. Aber wenn du die beiden Jungen nähmst, da fiele mir ein Stein vom Herzen.

In erster Bestürzung sagte Cäcilie zu. Martha rief ihr nach:

— Also ich werde die Jungen schicken. Danke tausendmal. Ich muß noch etwas besorgen. Wir sehen uns ja noch.

Damit war sie davon. Cäcilie atmete erleichtert auf, drückte das Bild an sich, daß sie es ja nicht verlöre, und eilte nach Haus.

Sie dachte gar nicht mehr an den Besuch, den sie bekommen sollte, sondern schloß sich in ihrem Herrenzimmer ein, setzte sich an den Schreibtisch, packte mit zitternden Händen das Bild aus und besah es andächtig.

Jetzt erkannte sie alle Züge wieder. Es war eine andere Stellung, als das im Schaufenster — nein, die Photographie war doch gut, sie war sogar ausgezeichnet.

Cäcilie überließ sich ihren Gedanken. Sie kostete schon im voraus die Freude des Vortrages morgen abend, der jetzt ihr Lebensinhalt geworden.

Da fielen ihr die Jungen ein, und es war ihr, als müßte es jeden Moment klingeln, und die beiden kämen an.

Dann konnte sie nicht in den Vortrag. Aber, nein, es mochte geschehen, was da wollte, sie ging hin.

Einen Augenblick ward sie wieder irre. Sie hatte es der Schwester versprochen! Und mußte sie nicht anderen nützen, sie, die für nichts zu sorgen hatte?

Aber es bäumte sich abermals in ihr auf. Nein, gerade auf diesen dritten Vortrag hatte er sie besonders aufmerksam gemacht.

Sie betrachtete es wie eine heilige Pflicht, hinzugehen.

Da schrieb sie eiligst mit Bleistift auf einen Briefbogen:

„Liebe Martha! Ich denke mir, wenn die Kinder überhaupt angesteckt werden sollen, werden sie es doch schon sein. Ich bin morgen abgehalten. Übermorgen sehr gern, aber nur heute und morgen nicht. Du wirst mir nicht böse sein, du weißt ja, wie ich sonst für die lieben Kleinen bin. Ich erkläre dir's das nächste Mal mündlich. Jetzt nur schnell diese Zeilen. Küsse Cécile von mir. Vielleicht hat das Fieber bei Titchen nur eine unschuldige Ursache. Schönen Gruß. Nicht wahr, du bist nicht böse? E. Eile."

Dann rief sie ihre Emma, die neben ihr stehen blieb, während sie die Adresse schrieb.

Als das Mädchen schon gegangen war, sah sie plötzlich die Photographie auf dem Schreibtisch liegen, die ihre Emma die ganze Zeit über genau hatte betrachten können, und bei diesem Gedanken ward Cäcilie blutrot.

17.

Martha antwortete nicht auf den Brief. Und als Cäcilie ihr Mädchen fragte, was die gnädige Frau gesagt habe, antwortete sie:

— Sie hat gemeint: ‚Na, denn nicht.'

Doch Cäcilie sollte Gewißheit bekommen: am nächsten Tag schrieb Martha kurz auf einer Postkarte:

„Wenn du uns den kleinen Gefallen nicht thun kannst bei den vielen Verpflichtungen, die du hast, so müssen wir

uns trösten, und die Kinder werden wohl nun der Reihe nach Scharlach bekommen. Ein nettes Weihnachten! Fröhliches Fest!

Deine Martha.

Natürlich machen wir keinen heiligen Abend."

Damit war Cäcilie also ausgeladen. Und sie mußte zum ersten Male in ihrem Leben das Weihnachtsfest allein verbringen.

Nach der Vorlesung hatte sie den Professor nicht gesprochen, obgleich sie wieder zögerte beim Fortgehen.

Sie war ganz traurig darüber. Sie hätte ihm so gern gedankt für das, was er über Schiller gesagt, er, der, wie es schien, doch mehr auf Goethes Seite stand.

In den Tagen vor Weihnachten kämpfte sie mit sich, ob sie zu Martha gehen sollte. Aber eine solche Gereiztheit war in dieser Zeit über sie gekommen, daß sie entschlossen war, nicht ruhig hinzunehmen, was ihr von den anderen zugedacht wurde.

Der Weihnachtstag kam. Sie hatte sich ein winziges Bäumchen gekauft, das putzte sie mit ihrem Mädchen an. Dann schickte sie an Else einen Teppich, den sie selbst geknüpft hatte, und an Irene ein Kissen, das sie gestickt. Es war aus so schöner Seide, daß es eigentlich über ihre Mittel ging, aber sie fürchtete, es möchte sonst in diesem eleganten Heim zum alten Gerümpel geworfen werden.

Martha bekam ein Kleidchen für Cécilie und dazu eine Menge Kleiderwäsche, die Cäcilie in mühseliger Arbeit das ganze Jahr hindurch gezeichnet.

Zur selben Zeit kam von Else ein herzlicher Brief mit einer kleinen, weißen Decke, auf die das Schwesterchen ein Paar gelbe Kreuze gestickt. Es zeigte den guten Willen, aber Cäcilie mußte sich freilich eingestehen, daß die Stickerei in kaum einer Stunde hatte gemacht werden können.

Von Irene erschien ein großer Kasten mit kandierten Früchten. Eine Karte lag dabei, auf der flüchtig gekritzelt stand: „Fröhliches Fest. In großer Eile."

Und von Martha nichts. Martha war böse, es gab keinen Zweifel.

Cäcilie suchte die paar Gegenstände zusammen, die sie ihrem Mädchen schenkte, dann überlegte sie, was sie sich wohl selbst auf den Tisch legen könnte.

Sie beschloß, sich etwas zu leisten.

Aber was? Da kam ihr mit einem Mal ein Gedanke: sie wollte sich noch ein Bild des Professors kaufen.

Sofort ging sie in den Laden und ließ sich wieder die Photographien vorlegen.

Sie wollte nur eine mitnehmen. Sie hätte sich geschämt, mehrere auszuwählen. Doch wie sie so drei verschiedene Stellungen vor sich sah und nicht schlüssig werden konnte, nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und kaufte alle drei.

Dann rannte sie hinaus, als fürchte sie, die Verkäuferin könnte sie zurückrufen, weil sie es nicht recht fand, daß sie gleich drei nähme. Zu Haus angekommen, bescherte sie schnell ihrer Emma und erlaubte ihr dann, zu ihrer verheirateten Schwester nach Neustadt zu gehen.

Cäcilie schloß sich ein und feierte ganz allein ihr Fest.

Sie brannte am Bäumchen die Kerzen an und alle Lichter, die sie im Zimmer hatte. Dann legte sie Elses kleine Handarbeit unter den Baum und etwas weiter zurück die schönen Früchte, von denen sie naschte. In der Mitte aber stellte sie die drei Photographien auf, und als wolle sie die Galerie vervollständigen, dahinter unter den Zweigen noch die vierte, die sie schon besaß.

Dann setzte sie sich davor mit ihrem roten Buch. Der

Eindruck des gestrigen Tages fehlte noch; das wollte sie nachholen. Aber da fiel ihr plötzlich Väterchen ein. Sie ging an den Schreibtisch, holte sein Bild, rückte die übrigen Photographien etwas zurück, stellte Väterchens Gesicht mit den lieben, müden, alten Zügen in die Mitte und blieb so lange sitzen, ganz allein, während es hell erleuchtet war in ihren Räumen wie zu einer Festlichkeit.

Sie dachte zurück an den Tag, an dem sie nach Elses Hochzeit heimgekehrt war, wo sie Väterchen gepflegt, wie sie ihn immer pflegte, und sich entschlossen hatte, sie, die letzte der Schwestern, bei ihm zu bleiben, ihm seinen Lebensabend zu verschönen.

Alles fiel ihr wieder ein. Wie sie ihm die Pfeife stopfen mußte, wie sie ihn zuzudecken hatte, daß er warm läge beim Nachmittagsschläfchen; wie sie es wagte, auszugehen, nur kurz, während er schlummerte, immer in dem Gedanken: wird er aufwachen? Wird er mich rufen, meiner bedürfen?

Und niederschmetternd kam über sie das Gefühl: sie rief niemand, nach ihr fragte keiner. Und es ward ihr etwas klar, was sie sonst nie gewagt zu denken:

Die anderen benutzten sie doch nur, ihnen Dienste zu leisten, aber sie alle rührten nie eine Hand für sie. Darum war sie ihnen auch nicht verpflichtet!

Da beschloß sie an diesem Weihnachtsabend, stark zu sein, egoistisch zu werden, sich um niemanden zu scheren, da um sie sich keiner kümmerte.

Sie ward ganz starr, böse, fast schlecht, wenn auch nur in ihren Gedanken. Eine Rachlust überkam sie. Sie wollte den anderen zeigen, daß sie sich nicht treten und gebrauchen ließ.

Aber bald ward das arme, alte Mädchen wieder weich. Und schließlich sang es ganz leise vor sich hin, eine unendliche

Glückseligkeit im Herzen, immer die Bilder betrachtend, die um Väterchen herum standen wie eine Wache, wie auf einem Altar: „Stille Nacht, heilige Nacht. . .“

18.

In den ersten Januartagen ging Cäcilie zu ihrem Bankier, um Zinsen abzuheben. Wie immer sprachen sie dabei nach dem Geschäft von anderen Dingen.

Der Bankier, der mit Fräulein von Sarryn keine gemeinsamen Bekannten hatte außer dem Professor, erzählte, nach der Vorlesung käme jedesmal Professor von Rangenhofen zu ihnen zum Thee. Das wäre das Interessanteste, denn dabei spönne er das aus, was er am Abend nur in kurzen Worten dem Publikum mitgeteilt.

Cäcilie seufzte: — Ach, das muß schön sein!

— Ja, man kann mit ihm über alles reden, und es wird auch über alles gesprochen.

Sie erkundigte sich halb zagend, naiv-neugierig wie ein Kind, worüber denn da geredet würde.

— Gott, über den Vorlesungsabend, über Goethe. Aber dann auch über Politik — kurz, über alles mögliche. Haben Sie denn nie mit ihm gesprochen? Ich denke, Sie kennen ihn doch.

Sie schlug die Augen nieder:

— Aber doch nur sehr wenig und nicht über solche Dinge.

— Warum denn nicht?

— Ach, davon verstehe ich nichts. Das würde ich mir gar nicht getrauen.

— Sie müssen nicht so gering von sich denken.

— Ich habe ja auch keine Gelegenheit. Ich treffe Herrn von Rangenhofen beinah' nie oder eigentlich überhaupt schon lange nicht mehr. Ich würde ja auch nur gern von weitem zuhören, mitreden kann ich ja doch nicht.

Der alte Herr lächelte:

— Die Gelegenheit könnte ich Ihnen schon verschaffen. Wir machen nur ein bescheidenes Haus, aber wenn Sie nach dem nächsten Vortrag zu uns kommen wollen. . . .

Sie war ganz verdutzt, halb vor Verlegenheit, halb vor Freude:

— Nein, nein, das kann ich nicht annehmen.

— Aber warum denn nicht?

— Nein, nein.

Der Bankier, der sehr auf Formen hielt, sagte nun sofort:

— Ja, wissen Sie, natürlich, wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre. Übrigens, gnädiges Fräulein, machen Sie doch, wenn Sie sich daran etwa stoßen, machen Sie doch meiner Frau einen Besuch. Sie wird sich wirklich sehr freuen.

Cäcilie befiel eine große Angst. Da hätte sie Kleider bedurft und Toiletten. Um Gottes willen!

Aber wenn der Bankier ihr einmal vorgeschlagen, seiner Frau einen Besuch zu machen, wäre es unartig gewesen, nicht hinzugehen.

Sie kämpfte einen Augenblick gegen sich. Doch der Gedanke, sie könne mit dem Professor reden, ja, nur ihm lauschen, beglückte sie so, daß sie plötzlich sagte:

— Ich danke Ihnen vielmals, also, ich werde einmal gelegentlich zu Ihrer Frau Gemahlin kommen!

Dann that sie, als hätte sie furchtbare Eile und huschte davon.

Da sie „gelegentlich" gesagt, hatte der Besuch ja noch Zeit. Aber der nächste Vortrag fand schon Mitte Januar statt.

Entschlossen, wie sie es in diesem Punkt gegen ihre sonstige Art von Anfang an gewesen, sprach sie schon am nächsten Tage bei der Frau des Bankiers vor und fühlte sich erleichtert, als es hieß: „Gnädige Frau ist soeben ausgegangen!"

Es war ihr ganz sonderbar, als sie ihre Karte abgab. Ihre Karte, deren sie sich vor vielen, vielen Jahren einmal fünfzig Stück hatte machen lassen, wovon sie noch siebenunddreißig besaß.

Eigentlich sah sie dem Tag mit Bangen entgegen. Sie kannte keine Geselligkeit mehr und meinte, kaum zu wissen, wie man sich bei solchen Gelegenheiten benahm. Sie machte sich nicht klar, daß man zu dem Abend geraden Wegs aus dem Vortrag ging und also so angezogen war wie im Musenhaus, sondern sie bildete sich ein, die Herren würden im Frack sein, die Damen in großer Toilette. Bei dem Gedanken überkam sie eine fürchterliche Angst.

Doch als sie nun einmal im Saal saß, wußte sie, daß es ein Ausweichen nicht mehr gab, denn der Bankier, Kommerzienrat Hermann, hatte sie schon von weitem gesehen und seine Frau auf sie aufmerksam gemacht.

Zu Cäciliens Erleichterung trug die Kommerzienrätin ein dunkles, geschlossenes Seidenkleid, so daß sie meinte, nicht zu sehr gegen die Hausfrau abzustechen. Denn sie hatte sich, nachdem sie ihre Kasse zu Rate gezogen, ein neues Kleid machen lassen, grau, mit Einsatz von gelber Guipüre.

Als sie den Worten des Vortragenden lauschte, zog sie der Gedanke an ihr neues Kleid etwas ab. Sie bewegte das Knie, und die Seide knisterte. Da überkam sie ein Gefühl, das sie über sie selbst hinaus hob. Sie vergaß ihre ersten Bedenken, das Kleid würde zu auffallend sein, sie war fast stolz darauf. Und über dieser kleinen Eitelkeit merkte sie plötzlich, daß der Professor von etwas anderem sprach als vorhin.

Nun nahm sie alle Kraft zusammen, aufzumerken. Aber als der Professor sich unter dem Beifall der Versammelten am Schluß verneigte, wandelte sie die Lust an, auf keinen Fall die Gesellschaft zu besuchen.

Doch ehe sie hätte entfliehen können, war schon der Bankier an ihrer Seite und machte sie mit seiner Frau bekannt.

Sie mußte mit der Familie fahren, wobei den vierten Platz eine Tochter des Kommerzienrats einnahm, von der Cäcilie bisher noch nichts gesehen.

Während der Fahrt zur Villa sprach Fräulein Hermann ununterbrochen.

Von Zeit zu Zeit blickte der Bankier Cäcilie an, billigend, nickend, als wollte er sagen: „Ist das nicht ein gescheutes Mädel?"

Cäcilie ärgerte sich über das rotblonde, kleine Ding mit Regennase und langen Korkzieherlocken, das kaum siebzehn Jahre alt sein konnte und doch das Wort führte.

Fräulein Hermann wußte eine Menge über Goethe zu sagen, das nicht dem entsprach, was Professor von Rangenhofen vorgetragen. Sie gebrauchte dabei Ausdrücke wie: „darüber kann man doch sehr verschiedener Ansicht sein" — „ich weiß nicht, ob das nicht eine einseitige Auffassung ist" und „das Verhältnis zu Karl August ist uns anders dargestellt worden".

Die Eltern freuten sich über die Reife ihres Sprößlings. Cäcilie ärgerte sich dermaßen, daß sie kein Wort sprach.

Sie wollte keine Kritik hören.

Und während dieser Fahrt kam eine große Sehnsucht über sie nach ihrem stillen kleinen Zimmer, wo sie jetzt die Genüsse des Abends hätte durchkosten können, in ihrem Buch ihre Eindrücke niederlegen, statt anhören zu müssen, was dieser unreife Backfisch zum besten gab.

Die Villa, die der Bankier „bescheiden" genannt, lag in der Nähe des großen Gartens. Ein prachtvolles, elegantes Haus mit einer Einrichtung, wie Cäcilie nur bei Irene ähnliches gesehen.

Sie fühlte sich sehr ungemütlich in den prunkvollen Räumen, obgleich der Kommerzienrat gerade mit ihr besonders liebenswürdig war, sie überall herumführte und erklärte: das sei ein Menzel, das ein Sichel, da ein Thoma, dort ein Thumann, hier ein Böcklin.

Cäcilie merkte nicht, daß hier gut und schlecht, Geschmack neben Geschmacklosigkeit stand, daß neben großen Kunstwerken Dutzendware hing, neben Prachtstücken italienischer Majolika Jahrmarktsschund, der an dem Verständnis des Besitzers, weil er neben dem besten geduldet wurde, starke Zweifel erweckte.

Sie war wie geblendet. Es kamen immer mehr Menschen. Sie wurde hier bekannt und dort. In den erleuchteten Zimmern trieb sich schwatzend, einmal sitzen bleibend, dann wieder herumlaufend, die Menge, durch die sich Diener zwängten, Thee zu servieren.

Cäcilie hatte sich bisher ängstlich an den Kommerzienrat gehängt. Aber er mußte seinen Pflichten als Hausherr nachkommen und war plötzlich verschwunden. Nun fühlte sie sich wie in fremdem Land.

Der Professor erschien noch immer nicht. Ängstlich blickte sie sich um — aber sie sah nur schwatzende Gruppen. Alles schien sich zu kennen, nur sie war ausgeschlossen.

Dort stand Fräulein Hermann von einer Anzahl Herren umringt, denen sie vorpredigte. Fräulein von Sarryn empfand, als das junge Mädchen herüberblickte, ganz fremd, als hätte es sie nie gesehen, gegen sie eine Abneigung.

Cäcilie ward sich ihres Alters bewußt. Sie war schon zweiunddreißig und dieses junge Ding da siebzehn, aber sie wagte nicht sich so breit zu machen, wie dieser halbe Backfisch, der kaum die Nase hinausgesteckt.

Da ging eine Bewegung durch die Anwesenden, und sie gewahrte am Eingang des großen Salons, an dessen kurzer Seite sie stand, die hohe Gestalt des Professors, der von allen Seiten begrüßt wurde.

Fräulein Hermann stürzte auf ihn zu und zog ihn nach der Mitte des Raumes, wo sich bald eine Anzahl Herren und Damen um das Paar sammelte.

Cäcilie hätte ihn auch begrüßen mögen, aber sie wollte nicht unter der Menge stehen, eine Null unter den Nullen.

Und sie blieb allein an ihrer Wand, ohne daß sich jemand um sie kümmerte.

Die Handschuhe hatte sie noch immer an den Händen. Sie wußte nicht, sollte sie sie ausziehen? Sie blickte hinüber, was die andern thäten, kam aber zu keinem Entschluß. Sie wußte nur, daß sie sich unendlich unglücklich hier fühlte.

Da wurde der Professor fortgezogen in den anstoßenden Raum; wie ein Bienenschwarm drängten die übrigen nach. Cäcilie blieb allein.

Ein Diener kam vorüber mit dem Theebrett, das er ihr anbot. Sie dankte. Jetzt schämte sie sich wahrhaftig

vor dem Mann, denn er war der einzige, der sich um sie kümmerte.

War sie nur so weltfremd geworden? Sie mußte doch mit anderen ins Gespräch kommen. Aber sie, die Dame, konnte doch nicht zum nächsten besten Herrn gehen und mit ihm sprechen. Am liebsten hätte sie sich still hinausgeschlichen.

Doch immer wieder hielt sie der Gedanke an den Professor.

In diesem Augenblick erschien in der Thür Fräulein Hermann und sah in den Salon, als suche sie jemanden.

Ihr Auge fiel auf Fräulein von Sarryn, und dieser Blick des jungen Mädchens war Cäcilie so peinlich, daß sie that, als hätte sie etwas hier gesucht, hinter einem Flügel ins Dunkle spähte, und dann, als Fräulein Hermann wieder gegangen war, den anderen folgte.

Der Professor war von einer Anzahl Damen umringt. Ein Stück davon entfernt, blieb Cäcilie stehen und lauschte auf das Gespräch.

Es wurde immer noch an den Vortrag angeknüpft. Die Kommerzienrätin saß am Ofen, über dem etwas starken Leib die Hände gefaltet, bedächtig, selbstzufrieden. Sie blinzelte schläfrig mit den Äuglein und blickte nur ab und zu einmal zum Professor oder zu ihrer Tochter, die mit ihm in scherzhaft-litterarischer Fehde lag.

Wenn diese sprach, sah sich Frau Hermann im Kreise um mit den halbgeschlossenen Lidern, als wollte sie sagen: „Da seht mal das Mädel an — ist das nicht gescheut?“

Der Professor war mit Fräulein Hermann in einem so scharfen Wortgefecht, daß die Antworten nur so hin und her sausten. Es handelte sich um Goethes Patriotismus. Das Mädchen warf ihm seine Bewunderung Napoleons vor. Der Professor verteidigte Goethe damit, daß er in dem Corsen

nur den überwältigend großen Mann gesehen, ein Zeugnis, das doch auch Bonaparte seinerseits dem Dichterfürsten als Quittung ausgestellt.

Cäcilie empfand ihre Unwissenheit, ihren Mangel an schnellem Verstand. Sie begeisterte sich an den sprühenden Worten des Herrn von Rangenhofen, sie bewunderte, wie ihm das alles im Augenblick zu Gebote stünde, denn gerade das Wort, das zur rechten Zeit sich einstellt, war ihr völlig versagt.

Als beide Gegner entweder nichts mehr wußten oder des Kampfes müde zu sein schienen, erblickte der Professor mit einem Male Cäcilie. Er trat aus seinem Kreis auf sie zu.

Sie ward glühend rot, als er sich leicht verbeugte und sie einander die Hand gaben.

— Ich habe Sie noch gar nicht gesehen heute abend, das heißt im Saal natürlich, wie immer, aber nicht hier. Das freut mich doch, daß Sie gekommen sind.

Cäcilie wußte keine Antwort. Daß sie glückselig war, durfte sie nicht sagen.

Er fragte nach Martha, die er lange nicht gesehen. Auch da wußte Cäcilie kaum etwas zu entgegnen, denn sie war ja bei Martha nicht mehr gewesen. Er erzählte, die Krankheit Titchens hätte sich einfach als starke Erkältung entpuppt. Und nun sprach er von den Kindern. Dabei ging dem alten Mädchen das Herz auf.

Jetzt wußte sie zu antworten. Und nun wagte sie, nach seinen eigenen Kindern zu fragen.

Aus seinen Worten klang eine große Liebe für seine beiden kleinen Mädchen. Sie schien eine Saite in seinem Herzen angeschlagen zu haben, die tönte.

Zu der anderen Damen Erstaunen blieb er mit Cäcilie stehen und sprach von der Entwicklung, die seine Kinder ge-

nommen. Das schien ihm die Hauptsache zu sein: in die Seele des Kindes zu blicken.

Er erzählte, wie er ein Tagebuch führe über das Werden dieser jungen Menschen. Er habe festgestellt, an welchem Tage sie ihn zuerst erkannt, wann sie zuerst gelächelt, wann sie zum ersten Mal einen Wunsch geäußert hätten, wann sie angefangen, sich aufzurichten, zu sitzen, zu kriechen, zu gehen, selbst zu essen. Er berichtete von ihren ersten Sprechversuchen, wie sie allmählich Sätze gebildet. Es war kein Gedankenaustausch, sondern mehr eine Abhandlung, die er zum besten gab.

Aber Cäcilie wollte nichts anderes. Sie sah auch nicht die erstaunten Blicke der übrigen, die unruhig wurden und Versuche machten, ihn abzuziehen.

Schließlich aber näherte sich der Bankier, in der Befürchtung, seine Gäste möchten nichts von dem berühmten Mann haben, der sich nur mit einer alten Jungfer abgab, und sagte lächelnd halb zu Fräulein von Sarryn, halb zum Professor:

— Darf ich die Herrschaften darauf aufmerksam machen, daß drüben das Buffet wartet?

— Ach so, ach so! — machte Herr von Rangenhofen und meinte zu Cäcilie:

— Nun, gnädiges Fräulein, wir sehen uns ja noch später. Man muß also jetzt auf höheren Befehl essen. Übrigens, wenn Sie Kinder so gern haben, besuchen Sie doch einmal meine Kleinen. Ich habe jeden Donnerstag von fünf bis sieben eine Aussprache mit allerlei Leuten, die sich für Kunst und Litteratur interessieren. Sie treffen immer verschiedene Menschen. Kommen Sie doch einmal. Die Kinder sind ja da; ich lasse sie absichtlich sich zeigen, damit sie ihre Verlegenheit ablegen.

Cäcilie nickte. Ehe er sich abwendete, fügte er noch hinzu:

— Übrigens ist meine Schwester jedesmal da mit ihrem Mann. Sie finden also unbedingt eine Dame — es sind ja auch sonst gewöhnlich Damen vorhanden. Darf ich sagen: auf Wiedersehen?

Er streckte ihr fragend die Hand hin. Sie schlug ein.

Und in den Handschlag und in ihren Ausdruck legte sie, die nicht gewohnt war, die Regungen ihrer Seele zu verbergen, solche Innigkeit, daß ein Herr in der Nähe zu einem anderen leise sagte:

— Nanu, die sind aber gute Freunde.

Fräulein Hermann wartete ein Stück entfernt, lief dem Professor entgegen und rief:

— Nun haben Sie aber genug gesprochen; da war ja immer bloß von der Kinderstube die Rede. Und ich habe mich doch noch lange nicht ergeben: Goethe war eben doch kein Patriot. Nun antworten Sie — aber schnell.

Als die Menge hinüberströmte zum Buffet und Cäcilie allein zurückblieb, hielt sie es nicht mehr aus. Was sollte sie hier? Sie machte sich kein Gewissen daraus, fortzulaufen.

Sie eilte heim wie im Traum, schloß die Hausthür auf, leuchtete mit ein paar Zündhölzern die Treppe hinauf und ging in ihr Herrenzimmer.

Sie sah nach der Uhr. Es war schon nach Mitternacht. So spät war sie seit Jahren nicht nach Haus gekommen.

19.

Nun trat etwas Neues in ihr Leben: der erste Besuch an einem Donnerstag. Schon am nächsten dazu bestimmten Tage machte sie sich auf den Weg, mit Zittern und Zagen, indem sie nicht wußte: sollte sie es wirklich thun oder nicht? Und doch war sie fest dazu entschlossen.

Punkt fünf Uhr befand sie sich auf der Reichsstraße, dort traf sie Martha und konnte ihr nicht mehr ausweichen.

Es war das erste Wiedersehen seit Weihnachten, und die Begrüßung der Schwestern zuerst etwas kühl.

Aber Martha hatte die lange Abwesenheit ihrer Schwester schon schmerzlich empfunden. Niemand ging mit den Kindern spazieren, niemand half zuschneiden und nähen. Und die beiden Ältesten hatten sich beklagt, daß die Tante nicht mehr ihre Schularbeiten nachsehe. Dabei drohte Titchen, die letzte in ihrer Klasse, unfehlbar zu Ostern sitzen zu bleiben.

So lenkte Martha ein. Sie suchte alles vergessen zu machen, indem sie erzählte, daß Cécile jeden Tag niedlicher und reizender würde. Damit meinte sie Cäcilie zu gewinnen. Sie wußte, wie lieb die ihr kleines Patenkind hatte.

Aber Cäcilie hörte nur halb zu. Es war Martha, als hätte sie nicht mehr das gleiche Interesse wie früher. Sie war sogar unaufmerksam, als dränge sie fort, so daß Martha schließlich fragte:

— Du bist doch auf dem Wege zu uns hier auf der Reichsstraße?

— Nein, das nicht.

— Aber du hast doch sonst hier nichts zu thun.

— Doch, ich habe hier zu thun.

Jetzt horchte Martha auf. Es kam etwas wie Eifersucht über sie. Wo hatte sie zu thun? Doch nur bei ihr.

Sie kannte es nicht anders, als daß nichts auf der Welt ihre Schwester beschäftigte als die Neffen und Nichten.

— Ich bin eingeladen, — meinte Cäcilie.

— Wo denn?

— Hier auf der Reichsstraße.

— Bei wem denn? — Martha sah Cäcilie an, als wollte sie den hintersten Gedanken erforschen. Die antwortete schließlich:

— Ich gehe zum Professor Rangenhofen.

— Was?

— Ja, er hat mich eingeladen.

— Er hat dich eingeladen? Er ist doch Witwer! Das . . . das geht doch gar nicht!

Cäcilie begann sich zu ärgern:

— Warum soll es nicht gehen?

— Na, er kann doch keine Damen einladen. Er kann doch keine Damen-Diners geben oder Damen-Thees oder sonst was.

Der Ton, in dem die ältere Schwester sie belehrte, empörte Cäcilie. Dazu fieberte sie, aufgehalten zu werden, und im dunklen Gefühle, sie würde um ihr Glück gebracht, sagte sie:

— Wenn du erlaubst, Martha, hat er mich doch eingeladen, und ich gehe hin, obgleich er Witwer ist. Auch wenn es dir unangenehm ist!

Martha zuckte die Achseln:

— Unangenehm? O, bitte! Das hieße der Sache doch zu große Bedeutung beilegen. Der brave Hans kann machen, was er will. Er ist ja überhaupt so ein bißchen Bohême, oder wie man das nennt.

Plötzlich stieg der Zorn in Cäcilie auf:

— Was meinst du damit?

— Na, ich meine, so ein Litteraturprofessor ist doch nicht gerade das, was wir uns in unseren Familien wünschen.

— Wir könnten froh sein, wenn unsere Herren nur alle so wären.

— Ach Gott, der mit seinen Vorträgen, wo doch keiner hingeht.

Cäcilie zitterte vor Erregung:

— Du gehst nicht hin, Martha! Ihr geht nicht hin, weil ihr für solche Sachen keine Interesse habt. Aber andere Leute gehen hin.

Martha lächelte geringschätzig:

— Ja, ja, du gehst natürlich hin! Ganz Dresden redet ja schon darüber, daß du dem Professor nachläufst, wie sein Schatten.

Cäcilie blickte ihre Schwester starr an, aber da Martha so laut gesprochen, daß ein paar Vorübergehende sich umdrehten, beherrschte sich Cäcilie, der alles Auffallende peinlich war, und sagte nur:

— Ich möchte wissen, wen es interessieren könnte, was ich thue.

Martha zuckte die Achseln:

— Man redet jedenfalls darüber.

— Man redet darüber?

— Gewiß. 's ist uns doch erzählt worden.

Plötzlich vergaß Cäcilie alle Mäßigung. Sie packte ihre Schwester beim Arm und zischte sie an:

— Wer redet darüber? Wer? Das will ich wissen. Hörst du, sage mir sofort, wer darüber redet.

Aber Martha wich aus:

— Mach doch keine Scene und noch dazu hier auf der Straße. Ich sage dir, man redet eben darüber — man — man — alle Welt. Ich kann dir keinen bestimmten Namen nennen und werde mich auch wohl hüten. Nicht wahr, damit qu zu den Leuten hinläufst und ich noch Ärger habe obendrein. Fällt mir gar nicht ein.

Cäcilie befand sich in einer solchen Erregung, daß sie nur rief:

— Nun gut, dann sage es mir nicht. Dann redet alle, was ihr wollt, es ist mir höchst gleichgiltig.

Damit machte sie Kehrt und lief in die erste beste Thür, ohne nach der Nummer zu sehen.

Als sie schon ein paar Stufen hinauf gegangen war, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich wahrscheinlich im falschen Hause befände. Sie stieg die Treppe wieder hinab und sah nach der Haustafel.

Aber ihre Augen waren umflort, sie wäre nicht im stande gewesen, etwas zu lesen. Und sie fühlte, in dieser Stimmung konnte sie auch nicht andere Menschen sehen.

So ging sie auf dem einsamen Platz auf und ab, halb dem Weinen nahe.

Schließlich, als sie sich gar nicht sammeln konnte, kehrte sie nach Hause zurück, setzte sich in ihrer Schlafkammer auf den nächsten Stuhl und schluchzte herzbrechend.

Was ging es die Leute an, was sie that, sie, die arme alte Jungfer, die keinem ein Haar krümmte, die von niemandem etwas Böses sagte?

Was hatte sie denn verbrochen? Eine unschuldige Schwärmerei, die niemand ahnen konnte, die nicht dem Menschen galt, sondern lediglich dem, was er vortrug und vertrat.

* * *

Tage verstrichen. Sie ward ruhiger, sie vergaß. Eine Woche ging vorüber. Der Donnerstag war wieder da.

Mochten die Leute sagen, was sie wollten, sie redeten über jedermann. Sie war gewillt, sich ihr bißchen Glück nicht verkümmern zu lassen.

Aber sie blickte sich, ehe sie ins Haus trat, nach allen Seiten um, als beginge sie ein Verbrechen, huschte die zwei Treppen hinauf, klingelte, wurde eingelassen und legte draußen ihre Sachen ab.

Und als ihr das Wohnzimmer geöffnet wurde, stürmte sie in übergroßer Aufgeregtheit hinein, dem Professor entgegen. Sie redete plötzlich wie ein Wasserfall: es freue sie, kommen zu können; sie sei das letzte Mal abgehalten worden; wäre auch in ein falsches Haus geraten; jetzt hätte sie es aber gleich gefunden; sie wisse nicht, ob sie zu früh käme; sie hätte doch richtig gehört, daß es Donnerstag sei; was denn die lieben Kinder machten.

Der Professor hörte die ungewohnte Redeflut des purpurrot gewordenen Fräulein von Sarryn an und sagte nur:

— Sie kennen wohl meine Schwester noch nicht!

Darauf stand sie einer hageren, großen, blonden Dame gegenüber, die dem Professor wie aus den Augen geschnitten war, und die ihr freundlich die Hand entgegenstreckte.

Dann kam des Professors Schwager, ein unscheinbarer, mittelgroßer, rundlicher Mann. Er zog sie gleich in ein Gespräch mit langgedehnten Worten, in endlosen Sätzen, mit klingendem Tonfall, Redensarten, Gemeinplätzen, Liebenswürdigkeiten und Artigkeiten, die gar kein Ende nehmen wollten.

Der Professor sprach nichts. Seine Schwester und ihr Mann besorgten die Unterhaltung ganz allein und so gründlich,

daß kein anderer in die Verlegenheit geriet, den Mund aufzuthun.

Der Schwager, ein Doktor Gieſebrecht, kam von der Tages-Politik zu einer Flugmaſchine, vom Wetter zum Kohlenverkehr aus Böhmen, von einem neuen Ankauf der Gemälde-Gallerie zu den Manövern des vergangenen Jahres, von einem Eiſenſchweißverfahren zur Phylloxera, — nur von dem ſprach er nicht, was Cäcilie intereſſierte: vom Profeſſor.

Es war, als wolle er gegen das Übergewicht ſeines Schwagers, um deſſentwillen die Leute kamen, feſtſtellen, daß er auch lebte. Der Selbſterhaltungstrieb des Durchſchnittsmenſchen neben einem bedeutenden Mann.

Cäcilie hörte gar nicht mehr zu. Andächtig betrachtete ſie jeden Gegenſtand hier, der von des Profeſſors Weſen, Denkungsart, von ſeinem Geſchmack, ſeinen Reiſen Zeugnis ablegte.

Sie ließ ihre Augen ſchweifen über den Parthenonfries in einer Gipsnachbildung an der Wand, den Kopf der Athene Lemnios, eine Büſte von Thorwaldſen, eine große Photographie der himmliſchen und irdiſchen Liebe des Tizian, einen Kupferdruck, darſtellend den venetianiſchen Condottiere. Zuletzt blieb ihr Auge auf Goethes Kopf haften.

Das war ſeine Welt! Sie war bemüht, ſich alles einzuprägen, daß ſie Doktor Gieſebrecht ruhig reden ließ und den Profeſſor verlegen fragte:

— Von wem iſt eigentlich . . . bitte, wer hat denn das Bild von Goethe gemacht?

Aber ehe er geantwortet, meinte ſeine Schweſter in einem Ton, aus dem ihr großes Erſtaunen klang, daß man überhaupt ſo etwas fragen konnte:

— Nun, das iſt doch der Goethe von Schwerdgeburth.

Cäcilie schämte sich. Daß mußte man offenbar hier wissen.

Doch da kam Bewegung in die Gesellschaft: eine Anzahl Damen und Herren erschien — zum Teil Leute, die beim Kommerzienrat gewesen — endlich am Schluß Frau Hermann mit ihrer Tochter.

Das traf Cäcilie wie ein Schlag, denn wenn Fräulein Hermann den Professor erst mit Beschlag belegte, konnte sie nur schweigen.

So begann sie auch im Nebenzimmer, dessen Thüren offen standen, die Bilder an den Wänden zu betrachten.

Sie fand alles wunderschön, sogar einen Buntdruck von zweifelhaftem Geschmack, den feuerspeienden Vesuv darstellend.

Es klang Lachen. Sie trat in die Thür und sah den Professor wieder von Damen umringt, bestürmt mit Fragen, angegriffen, sich verteidigend, — so lebhaft, wie er vorher gleichgiltig gewesen.

Cäcilie war es, als müsse sie dem entfliehen; sie hatte Angst, sich eine Blöße zu geben. An diesem allen, und wenn es auch nur Litteraturklatsch war, vermochte sie nicht teilzunehmen.

Darum flüsterte sie Frau Giesebrecht zu:

— Könnte ich nicht einmal die lieben Kleinen sehen?

— Gewiß, gewiß, sehr gern. — Die Doktorsfrau nahm Cäcilie freundschaftlich beim Arm. Sie durchschritten das Eßzimmer, in dem das Dienstmädchen eben auf eine Menge verschiedenartiger, zusammengestoppelter Theetassen die Löffel legte, und traten in die Kinderstube.

Eine Gestalt erhob sich, gegen das Fenster nur ein Schatten. Sie war dabei, die Kinder anzuziehen, damit sie sich in der Gesellschaft zeigen könnten.

Es waren zwei blonde, kleine Mädchen, denen große, blaue Schärpen umgeknüpft wurden, wobei sich die Jüngste unausgesetzt bemühte, das Schleifenbinden zu hintertreiben.

Nun stand sie da, den Zeigefinger im Munde, die Ältere in etwas mehr Haltung, beide verlegen über das Erscheinen einer Fremden in ihrem Bereich.

Die Kleine setzte schon zum Weinen an, während die Ältere ein wütendes Gesicht zog.

Aber Cäcilie nahm sofort das vierjährige Mädchen mit jenem wundersamen, ihr von der Natur gegebenen Geschick, Kinder zu behandeln, vom Boden auf, strich ihm das Haar aus der Stirn, küßte ihm die kleinen Händchen, zeigte ihm ihre Brosche mit dem grünen Stein und fesselte dadurch sofort die Aufmerksamkeit des Kindes.

Nun gewann das andere Mädchen Zutrauen — sie mußte auch den grünen Stein sehen. Einen Augenblick später hatte sich in einer Ecke eine Gruppe gebildet: Fräulein von Sarryn auf dem Boden kauernd, die beiden Kleinen rechts und links. Sie lachten und schwatzten. Die Kinder hatten längst der fremden Tante ein Küßchen gegeben, und die Kleinste ließ sich — was sie bisher ihrem Fräulein verwehrt — lächelnd die Schleife knüpfen, das Kleidchen zurechtziehen, sich vorbereiten, hinüber in die Gesellschaft zu gehen.

Cäcilie übernahm es. Wenn sie die kleinen Menschlein um sich sah, gewann sie Kraft wie der Riese aus der Erde.

Das Fräulein war es wohl zufrieden, denn bei ihr gab es jedes Mal Weinen, Geschrei und Gebrüll, und jetzt gingen die Kinder mit, als wäre ihnen Chokolade oder der Besuch des zoologischen Gartens versprochen worden.

In der Gesellschaft drüben liefen die Kleinen von einem zum andern, reichten ohne Widerrede die Hand, und wenn sie

ja zögerten, genügte ein Wort der fremden Tante, sie gefügig zu machen.

Der Professor folgte mit den Blicken seinen Kindern. Er kümmerte sich nicht mehr um die Fragen der Damen, sondern sein Auge strahlte Vaterstolz und Freude.

Nach einiger Zeit brachte Cäcilie, die nicht mehr verlegen gewesen, die sogar die Kinder hatte den ästhetischen, jungen Damen die Hand reichen lassen, die Kleinen wieder fort. Sie blieb bei dem Fräulein und half den Mädchen andere Kleider anzuziehen, denn sie sollten an der Erde spielen.

Sie fühlte sich glücklich hier hinten in der stillen Stube, wo Kinderluft sie umwehte. Ab und zu dachte sie wohl ein Mal daran, daß sie auch wieder zu den anderen gehen müsse. Aber dann tauchte Fräulein Hermanns Gesicht mit den geistreichelnden Fragen vor ihr auf und der Kranz der Damen um den Professor. Und sie fühlte: sie war eine Maria nicht, sich belehren zu lassen, zu den Füßen des Meisters. Sie war einfältig und von Herzen demütig. Sie war Martha, war für das Haus. Sie hielt es mit dem Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Nur eins würde sie gefreut haben: wenn der Professor sie hier gesehen und sie seinen Beifall errungen hätte.

Doch er kam nicht. Und schließlich ging auch das Fräulein. Sie bat Cäcilie, bei den Kindern zu bleiben, denn sie müsse jetzt dafür sorgen, daß das Theegeschirr eingeräumt werde.

— Wieviel Uhr ist es denn? fragte das alternde Mädchen.

Das Fräulein zog die Uhr:

— Schon sieben vorbei. Die Herrschaften werden gegangen sein.

Da bekam Cäcilie einen Schreck:

— Mein Gott, ich muß ja fort.

— Ach, gnädiges Fräulein, Sie sind so liebenswürdig gewesen, bleiben Sie doch noch einen Augenblick hier. Sie thun dem Herrn Professor sicher einen großen Gefallen.

Cäciliens Augen strahlten. Sie blieb. Sie band den Kleinen die Servietten um, denn das Abendessen sollte gleich kommen.

Bis dahin setzte sie sich mit ihnen in eine Ecke. Die beiden drängten ihre blonden Köpfe an sie heran, beugten sich nieder auf das Buch, und die drei besahen die Geschichte vom gestiefelten Kater.

Cäcilie erklärte so schön, wie sie ihnen noch nie erzählt worden. So merkten sie auch nicht, daß ihr Vater eingetreten war.

Er blieb auf der Schwelle lange stehen. Ganz gerührt fragte er:

— Habt ihr denn die Tante so lieb?

Cäcilie fuhr erschrocken auf. Doch die beiden Kinder hingen sich rechts und links an ihren Hals, küßten sie und riefen:

— Tante soll hier bleiben.

Aber Cäcilie sagte leise:

— Ja, ihr lieben Kinderchen, das geht doch nicht. Tante muß fort.

Der Professor beruhigte seine Kinder:

— Aber Tante kommt wieder.

Da freuten sie sich. Und nun wendete er sich zu Cäcilie, nahm in einer Gefühlsaufwallung der Dankbarkeit ihre Hand, legte die andere wie streichelnd darauf und sagte:

— Nicht wahr, Sie werden mich nicht Lügen strafen? Kommen Sie, so oft Sie können!

Cäcilie blickte zu Boden:
— Sehr gern.

20.

Die Vorträge dieses Winters waren vorüber. Cäcilie ging von Zeit zu Zeit zu den Kindern des Professors, aber nur an den Donnerstagen, wo sie wußte, daß Frau Giesebrecht da war.

Dazwischen besuchte sie ihre Neffen und Nichten und half der kleinen Else in der Wirtschaft, so gut sie konnte; nur zu Irene kam sie fast nie.

Zwischen Martha und Cäcilie wurde, als geschähe es auf gemeinsame Verabredung, der Name des Professors nicht genannt.

So blieb es bis zum Frühjahr, bis zum Sommer. Wieder und abermals wechselten die Jahreszeiten.

Und nun trieb Cäcilie ganz im stillen etwas wie einen Kultus.

Im Laufe der Jahre hatte der Professor eine Menge Abhandlungen als Manuskript drucken lassen, dazu Vorträge, dann Festreden in der Aula an Gedenktagen gehalten. Alles das vereinigte Cäcilie zu einer Bibliothek, die sie mit heißem Bemühen studierte, aber doch nur zum kleinsten Teil verstand.

Mit der Zeit wurde ein förmliches Museum daraus. Sie hatte mit großer Vorsicht, durch allerlei Zufälle an den Donnerstagen unterstützt, Bilder des Professors gesammelt

von seiner Studentenzeit her. Von den beiden kleinen Mädchen, die der Vater — eine Schwäche von ihm — alle halbe Jahre photographieren ließ, besaß sie ein ganzes Album.

Und überglücklich war sie, als es ihr eines Tages gelang, von einem seiner Hörer Nachschriften aus den Vorträgen im Polytechnikum zu erstehen.

Nun zog eines das andere nach sich. Und im folgenden Herbst wurden ihr durch denselben Studenten noch ein paar Collegienbücher von früher angeboten, die sie gleichfalls kaufte, obgleich der junge Herr eine ziemlich unsinnige Summe verlangte. Nichts war ihr zu teuer, und wenn sie dafür vier Wochen hätte hungern müssen.

Ihr Museum vervollständigte sich immer mehr. Sie hatte begonnen, Zeitungsausschnitte zu sammeln, sämtliche Recensionen über die Vorträge, jede kleinste Notiz, in der der Professor nur erwähnt wurde.

Ihr Schreibtisch war vollgestopft von ihrer Sammlung, sorgfältig geordnet, katalogisiert, in der sie über jedes Stück wachte, wie über ihren Augapfel.

Aber als wollte sie sich die Reinheit ihrer Gedanken bestätigen, hatte sie zwei Dinge darunter gelassen: ein paar Briefe ihrer seligen Mutter und Väterchens Bild.

Im Herbst war es selbstverständlich geworden, daß sie des Professors Kinder jeden Donnerstag besuchte, sie auch sonst abholte, mit ihnen spazieren ging oder sich mit dem Fräulein draußen irgendwo traf.

Seit dem ersten Oktober war Leutnant von Serben nach Straßburg versetzt. Und da sie Irene oft Wochen lang nicht sah, hatte sie sich nur noch um Marthas Kinder zu kümmern.

Da kam es wiederum kurz vor Weihnachten ganz unerwartet mit dieser zu einem Zusammenstoß.

Martha erschien, um Cäcilie zu bitten, sie möchte doch mit den Kindern einmal an die Elbe gehen, wegen des Hochwassers, das die beiden Jungen durchaus sehen wollten.

Sie war lange nicht dagewesen. Und das erste, das ihr auffiel, war auf dem Schreibtisch zwischen Väterchen und der seligen Mutter ein Bild des Professors.

Cäcilie hatte es um so ruhiger aufgestellt, als es ein Geschenk von Frau Giesebrecht war.

Martha blieb starr stehen:

— Wer ist denn das?

Cäcilie ärgerte sich:

— Das weißt du ja, Martha.

— Ich wundere mich bloß.

— Dann wirst du dich an das Wundern wohl gewöhnen müssen.

— Weißt du, Cäcilie, mir ist es ganz gleich. Aber ich bitte dich, vergiß nicht, was die Leute sagen.

— Welche Leute?

— Gott, die Menschen! Alle Menschen.

— Das kümmert mich nicht.

— Das muß es aber.

— Bitte, ich kann thun und lassen, was ich will.

— Aber ich, deine Schwester, und wir alle, deine Verwandten, haben's auszubaden.

— Wieso denn ausbaden? Wen geht denn das was an?

— Nun, ich will nicht, daß sich meine Schwester lächerlich macht. Denn mit dieser Affenliebe zu dem dummen Professor machst du dich einfach lächerlich.

Cäcilie wurde mit einem Male heftig:

— Wer spricht von Affenliebe? Wer hat die Affenliebe? Ich doch nicht! Wer sagt, daß ich den Professor liebe?

Wie kommst du überhaupt darauf? Und wenn's so wäre, wen geht's denn an? Aber es ist nicht, das schwöre ich dir, es ist nicht. Man darf sich doch noch für jemanden begeistern. Wer kümmert sich denn überhaupt um eine arme alte Jungfer, wie ich.

Ihre Worte hatten sich überstürzt, und sie hatte so heftig gesprochen, daß Martha sie erschrocken anblickte und sofort etwas ruhiger sagte:

— Aber so errege dich doch nicht so. Wir wollen doch nur, daß unsere Schwester sich nicht lächerlich macht. Du bist ja ganz blind, wie jeder in deiner Lage. Glaubst du denn, dein Benehmen fällt nicht auf?

Cäcilie schrie sie fast an:

— Fällt auf? Wem fällt es auf?

— Ich habe dir ja schon gesagt, du lebst in einem Glashaus, machst es aber wie der Vogel Strauß, du denkst, es kümmert sich niemand um dich. Dann hättest du dir keine Verwandten anschaffen müssen. Wir sind hier bekannt genug. Und der Professor ist eine Persönlichkeit, die in Dresden einen gewissen Ruf hat, und nicht in Dresden allein, sondern überall in Deutschland.

Cäcilie war so starr, daß sie nicht gleich eine Antwort fand, so daß Martha fortfahren konnte:

— Es kommt noch dazu, daß er mit uns verwandt ist. Es ist unsere Pflicht, dich aufmerksam zu machen, in was für eine Geschichte du da hineinrennst. Man sieht doch schon daran, daß es nicht bloß Gerede ist, daß sein Bild hier steht. Was hat überhaupt sein Bild hier zu suchen, und noch dazu neben Väterchen, unserem armen, lieben, guten Väterchen!

Sie hatte einen Ton angenommen, als müsse Väterchens

Andenken verteidigt werden, und diese Ungerechtigkeit raubte Cäcilie die Vernunft:

— Ich stelle jedes Bild hier her, das mir paßt. Ich lasse mir von keinem Menschen Vorschriften machen. Ihr kümmert euch nicht um mich, ihr denkt alle nur an euch, alle paar Jubeljahre einmal kommst du her, und dann willst du mich schulmeistern? Dazu bin ich zu alt — dreiunddreißig Jahre. Ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Ich brauche niemand, der's mir sagt, hörst du! Und ich lasse mir's nicht sagen, ich verbitte mir das ein für allemal. Das ist ein Kränkung des Andenkens unseres Väterchens und Professor von Rangenhofens dazu, der nie ein liebes Wort mit mir gesprochen hat. Hörst du, niemals! Der vielleicht weniger mit mir gesprochen hat, als mit irgend einer anderen. Gerade mit mir, weil ich gar nicht seinem hohen Gedankenflug folgen kann. Den lasse ich mir nicht besudeln und lasse ihn nicht angreifen. Etwas muß man haben, das man hochstellt, das plumpe Hände nicht anzufassen brauchen. Jedes Tier muß etwas haben, das unscheinbarste und verachtetste, einen Winkel, in den es sich zurückzieht, wo es nicht gestört wird. Und so will ich das haben. Und ich verbiete euch, hörst du, Martha, ich verbiete dir, jemals wieder mit mir darüber zu sprechen. Sonst giebt's einen Krach, und dann sind wir fertig miteinander.

Sie hatte so hastig gesprochen, daß sie keine Luft mehr bekam, ein paar Mal tief aufatmete, keuchte und schließlich, in Schluchzen ausbrechend, an den Schreibtisch lief, Väterchens Photographie ergriff, sie an sich preßte und das Glas küßte, mit abwehrender Armbewegung gegen die Schwester, die that, als hätte Cäcilie Väterchen gekränkt.

Martha aber fand sich vollkommen im Recht. Solche

Worte wollte sie nicht auf sich sitzen lassen. So sagte sie nun, während Cäcilie am Schreibtisch blieb, laut schluchzend Väterchens Bild in der Hand:

— Das klingt ja, als ob ich die Ungerechtigkeit in Person wäre. Nein, mein liebes Kind, dem ist denn doch nicht so. Ich habe aus Schonung verschwiegen, was die Leute reden. Nun halte ich nicht mehr hinterm Berge. Wenn du dich jetzt ärgerst, magst du es dir selber zuschreiben. Also hör' zu. Zuerst bekamen wir nur allgemeine Redensarten und Andeutungen zu hören. Wenn's nur von einer Seite kommt, dann bildet man sich ein: die haben was gegen sie, die ist vielleicht gegen die Frau mal nicht artig gewesen oder so was! Wenn's dann aber von mehreren Seiten kommt, dann muß man sich sagen: es ist doch wohl was daran. Und nun haben wir angefangen, uns genauer erzählen zu lassen, daß wir bloß mal wüßten, was die Menschen eigentlich wollen. Es ist ja ein Klatschnest, das Dresden, aber Isidor meint, in Leipzig würde ebenso geklatscht und in Berlin, und in München wäre es nicht anders als in Hamburg — geklatscht wird eben überall. — Also jetzt Thatsachen, meine Verehrteste! Die Göbels haben uns gesagt, du hast den Professor nach den Vorlesungen immer abgepaßt, hast dich 'rangedrängt, und da ist er wahrscheinlich zu artig gewesen, um dich abfallen zu lassen.

Cäcilie blickte die Schwester mit weit aufgerissenen Augen an und rief nur:

— Was?

Martha fuhr fort:

— Das ist eins. Aber nun paß weiter auf. Ich wollte dir eigentlich die Namen nicht nennen, denn das giebt bloß Unfrieden, aber du glaubst mir ja nicht. Also die Frau

Geheimrat Richter, die doch wirklich nicht übertreibt, meinte, dein Benehmen während der Vorlesungen schon vorvoriges und voriges Jahr und dieses Jahr wieder, jetzt bei der ersten, das wäre, als hättest du den Mann ganz allein für dich gepachtet.

Martha machte einen Augenblick Pause. Cäcilie, die jetzt die Fassung etwas wieder gewonnen hatte, blickte ihr gerade ins Gesicht und rief empört, Väterchens Bild auf die Schreibtischplatte aufstoßen lassend:

— Das ist aber doch wirklich . . .

— Weiter, weiter, es geht noch immer weiter. Dann hat die Frau Eydam, die Schwiegermutter von der Cläre Eydam, die hat gesagt, du machtest überhaupt dem Professor immer Fensterpromenaden. Und alle haben gesagt, es kommt von dir, er thut gar nichts dazu, er benimmt sich sehr anständig. Und dann — na, kurzum, ich weiß die Namen nicht mehr — hat's geheißen: du wolltest dich überhaupt bloß festsetzen dort, du thätest so schön mit den Kindern, damit er einsähe, die können gar nicht mehr sein ohne dich, und damit er dich heiratet. Das haben sie gesagt.

Cäcilie stieß einen schrillen Schrei aus. Doch Martha war einmal im Zuge:

— Ja, und glaubst du denn, daß uns das recht sein kann, wenn die Leute behaupten, unsere Schwester läuft einem anderen nach. Was soll man denn dann von uns denken? Wenn du blind bist, sind wir eben dazu da, dir den Star zu stechen.

Sie zögerte einen Augenblick. Cäcilie sagte in stockenden Worten:

— Martha, das kannst du von mir glauben? Ich mich einschleichen! Das ist — das ist eine Gemeinheit. Das ist

erlogen. Wie können die Menschen so schlecht sein! Was habe ich ihnen denn gethan?

Doch Martha fuhr fort, als müßte sie den letzten Trumpf ausspielen:

— Und daß die Menschen nicht ganz unrecht haben können, wird wohl daraus hervorgehen, daß auch das Fräulein, das bei den Kindern des Professors ist, dasselbe gesagt hat. Und die wird doch wissen, wie oft du hingehst und wie du dich benimmst. Die erzählt's überall, wer's nur hören will. Die Frau Kommerzienrat Hermann deutete auch so was an, und sie begriffen es doch gar nicht, denn du könntest dich doch nicht einmal unterhalten, und was er nur an dir fände.

Da richtete sich Cäcilie auf. Eine solche Wut und Verzweiflung kam über sie, daß sie meinte, die Schwester zu hassen, die ihr solche Dinge sagte, sie nicht verteidigte, so etwas auch nur einen Augenblick glaubte. Das sollte sie anderen Menschen erzählen. Sie waren alle schlecht, gemein, die ganze Welt, die ganze Menschheit. Sie wollte keinen Menschen mehr sehen, von nichts hören, wollte nicht mehr ausgehen, sich nirgends blicken lassen, keinen Fuß über ihre Schwelle setzen. Dann konnte man nicht von ihr schlecht reden.

Ihr schwirrte der Kopf, ihr that das Herz fast körperlich weh. Ein großer physischer Ekel überkam sie, daß sie nur ein Bedürfnis fühlte: allein zu sein, mit keinem Menschen, keinem dieses treulosen, niederträchtigen Gesindels zusammen.

Und sie rief die Schwester an:

— Martha, geh, geh! Geh hinaus, ich will nichts hören. Ich lasse mich nicht treten. Ich bin unschuldig, unschuldig, hörst du! Ich habe niemandem etwas gethan. Fort! ich will dich nicht sehen, ich kann dich nicht ertragen. Laß mich allein. Bitte, geh, geh.

Und sie, die immer kräftig gewesen, nahm die Schwester, schob sie nach der Thür, klinkte auf, drückte sie hinaus, riß die Thür wieder zu, schloß zweimal ab, und dann, als müsse sie eine zweite Scheidewand zwischen sich und ihre Verleumder legen, lief sie in ihre Kammer und riegelte zu. Darauf stürzte sie an den Waschtisch, fuhr sich mit dem nassen Schwamm übers Gesicht, warf ihn wieder fort, begann sich in furchtbarer Aufregung mechanisch die Hände zu waschen, als wollte sie all den Schmutz und Unrat beseitigen in ihrer Unschuld. Dann warf sie sich, mit dem Handtuch in der Hand, auf ihr Bett und blieb schluchzend liegen.

21.

Cäcilie hielt Wort. Sie ging nicht mehr aus, sie zeigte sich nirgends, sie vergrub sich die ersten Tage in ihrem Schmerz.

Sie konnte es gar nicht fassen, warum man sich mit ihr beschäftigte. Was sie die Leute nur anging, sie, deren Schicksal doch so gleichgiltig war.

Sie kümmerte sich doch auch nicht um andere Menschen. Sie wußte nicht einmal, wer im selben Haus mit ihr wohnte. Und wenn sie, ich weiß nicht, was gehört, würde sie es für ihre Pflicht gehalten haben, darüber nicht zu sprechen, einem anderen nicht weh zu thun.

Nun saß sie am Fenster, und blickte hinauf zum trüben Himmel, an dem schon seit Tagen keine Sonne mehr stand. Wie die Natur draußen, so sah es aus in ihrem Herzen.

Sie schämte sich. Sie, und einem Manne nachlaufen! Sie, die bei irgend einem lieberen Wort des Professors wahrscheinlich sein Haus verlassen haben würde. Sie konnte man überhaupt in derartigem Verdacht haben?

Nun war ihr die Beschäftigung mit ihren Heiligtümern vergällt. Sie machte den Schreibtisch nicht mehr auf. Nur einmal nahm sie ihr rotes Buch vor und versuchte, mit ein paar Worten ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen.

Doch sie fand nicht die Wendungen, als wäre sie nicht die Natur, Zorn und Empörung auszudrücken.

Nachdem sie etwas ruhiger geworden, überlegte sie sich aber, hatte sie sich etwa auffällig benommen?

Ja, sie war begeistert für ihn, aber sie hatte es doch nie gezeigt, niemals mit einem Menschen auch nur einen Laut davon gesprochen.

In ihrer naiven Seele hatte sie keine Ahnung davon, was ihre Augen, ihre Stimmung, ihr Benehmen, ihr Ausdruck, ihre ganze Art immer verrieten.

Sie ging nur nach ihrem Herzen, und das war rein.

Und doch zu einer Erkenntnis kam sie: ja, sie hatte sich in etwas schuldig gemacht. Sie war gegen die Verwandten nicht mehr wie früher.

Darüber machte sie sich ernstliche Vorwürfe. Wie sie nur die Kinder so hatte vernachlässigen können!

Sie dachte an die kleine Cécile. Eine heiße Sehnsucht überfiel sie, das Seidenhaar ihres Patenkindes wieder zu streicheln, seine Wange an der ihren zu fühlen. Das alte Bedürfnis, das tief in ihrer Natur lag, zu lieben, etwas zu kosen, für etwas zu sorgen, sich zu opfern.

Doch sie konnte nicht hingehen, Marthas wegen. Sie ließ sich nicht treten wie ein Hund.

Aber auch zum Professor ging sie nicht. Sie, und sich einschleichen in diese Familie, sich hineinstehlen in sein Herz, wie das Kinderfräulein vorausgesetzt — das war doch unerhört!

Die hinterlistige Person bangte vielleicht um ihre Stellung, wenn eine Mutter an ihre Stelle trete.

Bei dem Gedanken schon überlief es das alternde Mädchen. Und in ihrer Verzweiflung und Not benutzte sie ihren ersten Ausgang, um bei Gott Trost und Stärkung zu suchen.

Sie ging zur Kreuzkirche. Schon als sie das ehrwürdige Gebäude von weitem sah, kam eine Beruhigung über sie. Wie sie eintrat in den hohen, feierlichen Raum und die Orgelklänge ihr entgegenbrausten, erschien sie sich mit einem Male so schlecht, daß sie zur nächsten Bank schlich, den Kopf niederneigte auf ihr Gesangbuch und inbrünstig anfing zu beten.

Während sie, von Orgelklängen und dem Gesang der Gemeinde umrauscht, in das Buch blickte, ohne zu singen, fielen ihr die Worte der heiligen Schrift ein: „Segnet, die euch fluchen, liebet eure Feinde." Und mit einem Male schien ihr, als wäre wieder Friede in ihr Herz eingekehrt. Was sie erlebt, glich einem bösen Traum. Sie begriff sich selbst nicht, wie sie sich hatte gehen lassen können in ihrer Stimmung. Die Menschen, die da böses von ihr geredet, würden gestraft werden am eigenen Leibe. Oder nein, nein — sie hatten vielleicht nur leichtsinnig aufgebauscht, was von einem dritten gekommen. Nein, die Menschen wollten ihr nichts thun, ihr, die selbst niemandem etwas zu Leide gethan. Und wenn sie sähen, welchen Kummer sie ihr bereitet, würden sie vielleicht an ihre Brust schlagen und sie um Verzeihung bitten.

Immer klarer wurde es ihr: Martha hatte nur im Zorn schärfer gesprochen.

Eine großes Allverzeihen kam über das arme, einsame Mädchen.

Sie blickte auf. Durch die Fenster brach ein Sonnenstrahl, erleuchtete und erwärmte die Kirche, verbreitete sich, indem er an Umfang gewann und nun auch durch andere der hohen Öffnungen niederfiel in den weiten Raum. Seit vielen, vielen Tagen zum ersten Mal die Sonne.

Sie flirrte in langen Strahlenbündeln durch das Glas, daß man die Stäubchen in der Luft sah, die Strahlen beinah etwas Körperliches gewannen.

Immer heller wurde es in der Kirche. Und immer heller ward es auch in Cäciliens Herzen. Ruhig lag das Licht auf dem zeitgebräunten Dunkel des Holzes, hell strahlte es von den weißen Wänden, einen Widerschein warf es hinauf zur Decke, von der an einer langen Schnur der Kronleuchter tief herabschwebte. Und nun, da der Gesang schwieg, große Stille war in der Kirche, fühlte sich Cäcilie wieder so ruhig geworden, daß sie all ihr Leid vergaß.

Superintendent Kolmar hielt die Predigt, ein alter Herr mit langen weißen Locken, an dessen liebes, freundliches Gesicht sich die Erinnerung des ganzen Lebens dieses alternden Mädchens knüpfte. Er hatte sie eingesegnet, er hatte die Schwestern getraut, alle drei. Und sie erinnerte sich noch, wie er zu ihr bei Elses Hochzeitsdiner scherzend gesagt:

— Nun, Fräulein Cäcilie, jetzt kommen Sie an die Reihe.

Während er zu sprechen begann, klangen noch ein Mal diese Worte in ihrem Herzen. Ihre Gedanken irrten ab von dem, was der alte Mann seiner Gemeinde an goldenem Trost sagte. Sie dachte daran, daß man sie im Gerede schon mit dem Professor zusammengethan. Und wie sie sich versenkte in diese Möglichkeit, beugte sie sich abermals nieder auf ihr

Gesangbuch und versteckte das Gesicht, in das auch nur bei dem Gedanken schon die Röte stieg.

Und sie war sich klar: nein, daran hatte sie nie gedacht. Sie war alt, häßlich, unscheinbar, sie konnte nie einem Manne wie diesem genügen.

Als ihre Gedanken wieder abirrten, blickte sie zur Kanzel empor und zwang sich mit aller Gewalt, bei dem zu bleiben, was der Geistliche sprach. Aber sie war zerstreut heute. Und sie erinnerte sich, wie sie in ihren Mädchenträumen einmal daran gedacht, als sie eine kurze Schwärmerei für einen Leutnant gehabt, nur ein Frühlingstraum im Vorüberwehen, daß der Religionslehrer ihrer Kindheit sie auch zusammenthun sollte vor dem Altar. Und da war es ihr, als sähe sie sich selbst dort oben im langen weißen Schleier. Und der neben ihr kniete zum Ringewechsel . . .

Nein, nein, sie durfte nicht daran denken. Schon weil das Gerücht so falsch von ihr sprach. Es durfte nie Wahrheit werden.

Wieder heftete sie mit aller Kraft die Augen auf den Geistlichen. Sie konnte sich nicht begreifen, daß sie nicht aufmerkte, wenn er das Wort des Herrn verkündigte.

Und um all' die Gedanken auszulöschen, dachte sie scharf nach, den einzelnen Teilen der Predigt folgend, ganz anders, als sie sonst gewohnt war, Erhebung im Gotteshaus zu suchen. Die Worte durften nicht auf sie in leiser, träumerischer Ergriffenheit wirken, — sie wollte mit dem Gehirn fassen, was der Geistliche sprach.

Da erwähnte er das, was immer ihr Herz anzog, wofür sie wie bestimmt schien von der Natur: die Kinder:

„Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen."

Und als seine Schlußsätze ausklangen in dem: „Es sei

denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder," da hatte sie alles überwunden, was ihre Aufmerksamkeit abgezogen, die weltlichen Träume, und folgte den Worten ihres Seelenhirten, wie sie immer ihnen gefolgt.

Der Geistliche ließ sich nieder zum Gebet. Die Kirche schien immer heller und strahlender. Und als er, die heilige Schrift unter dem Arm, bei den Klängen der Orgel langsam die Stufen niederstieg, und man auf dem Altarplatz seinen schwarzen Talar feierlich hinschreiten sah und verschwinden, waren all' die Spukgestalten aus Cäciliens Seele entwichen, war sie wieder ein einfaches, armes, alterndes Mädchen ohne Hoffnung und Zukunft, bescheiden und von Herzen demütig.

Sie hatte allen Zorn vergessen. Sie wollte Gutes thun denen, die Böses von ihr sagten. Als die Orgel mit allen Registern im Schlußliede dröhnte, kam über sie ein solches Gefühl des Friedens, daß, als das Rauschen der Pfeifen abschwoll und sie leise nur summten, Cäcilie durch die lichtdurchflutete Kirche dem Ausgang zuschritt, zwischen Muff und Arm das Gesangbuch, den Kopf gesenkt, entschlossen, ihrer Schwester zu sagen: „Wir wollen Frieden machen zwischen uns, wir wollen vergessen, was geschehen ist. Ich vergebe allen, die mich beleidigt haben, denn ich habe nur ein Bedürfnis nach Frieden."

Auch Martha schien ähnliches zu fühlen, denn sie breitete die Arme aus, als Cäcilie bei ihr erschien und sagte:

— Gott sei Dank, da bist du wieder.

Weiter wurde zwischen den Schwestern nichts gesprochen. Cäcilie trat in das Zimmer zu den Kleinen.

Von allen Seiten kamen sie ihr entgegengestürzt, hingen sich an sie, küßten sie und riefen:

— Tante ist wieder da! Tante ist wieder da!

Dann nahm Milly, die Älteste, die Kleineren bei der Hand, sie machten einen Kreis und tanzten, irgend etwas singend, der eine dies, der andere das, daß es wirr durch einander klang, und man nur ein allgemeines la, la, la hörte, einen Ringelreihen.

Und Tante Cäcilie stand in der Mitte wie Schneewittchen, um das die Zwerge jubelnd sprangen.

22.

Wochen waren verstrichen. Cäcilie war ängstlich allem aus dem Wege gegangen, was sie hätte mit dem Professor in Berührung bringen können. Sie hatte sich zurückgefunden zu ihrer Vergangenheit, sie war wieder Tante geworden.

Diese ganze Zeit schien ihr wie ein seltsamer Aufschwung ihrer Seele. Und in ihrer Art sagte sie sich jetzt, man könne nicht wissen, zu was es gut gewesen.

Sie hatte es sich versagt, seine Vorlesungen zu besuchen. Sie wollte nicht, daß man über sie redete.

Aber manchmal kamen Tage, an denen sie es empfand, daß sie nur für andere leben mußte.

Doch wieder verbannte sie solche Gedanken. Und jedes Mal, wenn sie den Kampf über sich selbst gewonnen, ward sie stärker.

Ihre Sammlung setzte sie nicht fort. Sie fürchtete sich sogar, die Fächer zu öffnen, und nahm Wochen lang nicht einmal ihr rotes Buch vor, in dem sie die Geheimnisse ihres

Herzens bloßgelegt. Sie wollte nicht lesen, was sie geschrieben; halb in der Angst, es möchte glimmende Gluten anfachen, halb aber aus Scham.

Um abgezogen zu sein, begann sie wieder ganz ihr altes Leben der Aufopferung für andere.

Sie bot von selbst Irene an, sie wolle, wenn sie sich dadurch nützlich mache, spazieren gehen mit Eva-Marie, die jetzt schon elf Jahre alt war, ein hoch aufgeschossenes, etwas zartes und durch zu schnelles Wachstum schmales Mädchen. Sie spielte mit Marthas Kindern wieder wie einst, sah ihre Aufgaben durch, holte sie von der Schule ab, blieb bei ihnen, wenn die Eltern einmal abends aus waren.

Sie schrieb Else jede Woche. Sie stellte sich ihr zur Verfügung, falls sie gebraucht würde, einmal hinüberzukommen nach Straßburg, aber natürlich nur auf längere Zeit.

Doch die konnten sie nicht unterbringen.

Cäcilie empfand Sehnsucht nach der kleinen Schwester, die sie jetzt zwei Jahre nicht gesehen. Sie hätte sie gern eingeladen zu sich, aber ihr die Reise zahlen, konnte sie nicht, denn durch ihren Besuch allein hätte sie schon Kosten genug gehabt. Aber sie überschlug doch ihre Finanzverhältnisse und vergewisserte sich bei dem Bankier noch einmal über ihr Geld.

Der alte Herr war etwas eigen, als hätte er es übel genommen, daß sie nicht wieder gekommen, so faßte sie sich ein Herz und fragte geradezu, ob er etwas gegen sie habe.

Er antwortete: Durchaus nicht, seine Frau habe es nur übel genommen, daß sie nie wieder bei ihnen erschienen sei.

Da setzte ihm Cäcilie auseinander, wie sie mit sich übereingekommen sei, ihr ganzes Leben dem Wohl ihrer kleinen Nichten und Neffen zu widmen. Sie finde zu nichts mehr

Zeit, habe es sich sogar dieses Jahr versagt, die Vorlesungen des Professors zu hören.

Darauf schien er nur gewartet zu haben. Er unterbrach sie:

— Sie haben sich ja auch bei dem Herrn Professor gar nicht wieder sehen lassen! Er ist ganz traurig darüber!

Unwillkürlich fragte sie:

— Wirklich?

— Er hat gesagt, die kleinen Mädchen hätten immer nach der Tante gefragt. Warum sind Sie denn gar nicht mehr dort gewesen?

Cäcilie gab eine ausweichende Antwort:

— Ich bin durch meine Familie so sehr in Anspruch genommen, daß ich wirklich keine Zeit habe.

— Na aber, gnädiges Fräulein, Sie könnten doch ein einziges Mal wenigstens hingehen.

— Ein Mal hilft auch nichts.

— Aber gewiß. Sie würden den Herrn Professor beruhigen.

— Ich habe ihn doch nicht beunruhigt.

— Doch, doch. Er weiß sich ja Ihr Fernbleiben gar nicht zu erklären. Er hat es Ihnen übel genommen.

Cäcilie schlug die Augen zu Boden:

— Das thut mir sehr leid. Ich glaube nicht, daß ich Veranlassung gegeben habe.

— O doch, aber Sie können es sehr gut ändern, wenn Sie mal hingehen, nur ein Mal. So viel Zeit werden Ihnen Ihre Nichten doch wohl lassen.

Sie wurde ganz unruhig:

— Ich habe wirklich keine Zeit. Sie glauben nicht, was alles an mich herantritt.

Damit packte sie ihre Coupons und Papiere zusammen und verschwand, so eilig sie konnte.

Am nächsten Tag klingelte es gerade in dem Augenblick, als sie hinaustreten wollte. Sie sah einen Herrn vor sich stehen und erschrak zu Tode. Im dunklen Treppenhaus wußte sie im Augenblick nicht, wer es sei, aber schnell hatte sie ihn erkannt: Professor von Rangenhofen.

— Gnädiges Fräulein, wundern Sie sich nicht, wenn ich komme. Ich möchte Sie doch gern einmal wiedersehen. Und da Sie nicht zu uns kommen, komme ich zu Ihnen. Ich denke doch, Sie werden mir deshalb nicht böse sein.

Cäcilie stammelte:

— Aber nein. Wieso?

— Ja, ich soll Ihnen nämlich etwas ausrichten.

Sie war so verdutzt, daß sie nicht daran dachte, ihn in die Stube zu bitten. Sie hatte das ängstliche Gefühl, ob sie eigentlich einen Herrn bei sich empfangen dürfe. Aber da beugte er sich zu ihr, indem er den Hut aufsetzte:

— Ich darf mich wohl bedecken. Es zieht.

Sie sagte schnell:

— Aber, bitte, wollen Sie nicht eintreten.

Doch sie blieb, die Thür versperrend, stehen. Er antwortete:

— Sehr gern.

Nun war es geschehen, er trat ein.

Sie huschte mit ein paar unbestimmten Worten, wie:

— Ich muß erst einmal nachsehen, ob es ordentlich ist — voraus, machte ihm die Zimmerthür vor der Nase zu, und lief an den Schreibtisch, im Gedanken, sein Bild könne noch dort stehen, während sie es doch längst zu den übrigen drei in den Schreibtisch gelegt.

So rückte sie denn mechanisch ein paar Gegenstände hin

und her, zog die Tischdecke zurecht, wischte schnell mit dem Handschuh über eine kleine Schale, faltete Väterchens Wolldecke auf dem Sofa, deren sie sich ab und zu bediente, noch einmal sorgfältig zusammen, gab mit dem Fuß dem kleinen Teppich am Fenster eine andere Richtung, steckte schnell das über einer Stuhllehne hängende Tuch, mit dem der Kanarienvogel zugedeckt wurde, in eine Ecke, und prüfte noch einmal die Thürklinke zum Schlafzimmer, ob sie auch fest zu sei. Dann lief sie mit hochroten Wangen an die Thür und bat ihn, einzutreten.

Sofort entschuldigte sie sich, es sähe so unordentlich aus. Er meinte lächelnd:

— Aber es ist ja gar nicht anders möglich, als daß bei Ihnen alles blitzblank ist!

— Warum? fragte sie, dunkelrot dem Fenster den Rücken wendend.

— Eine Hausfrau wie Sie!

Sie schüttelte den Kopf:

— Eine Hausfrau?

— Ja. Ich weiß doch, wie Sie bei uns Ordnung in die Kinderstube gebracht haben. Das war ja, als wäre ein guter Geist eingezogen. Das Fräulein ist so liederlich. Wie Sie da waren, da war alles gleich ganz anders. Ich habe es sofort zu meiner Schwester gesagt. Die Kinder sahen gleich ganz anders aus, ihre Kleidchen lagen nicht umher, die Spielsachen und Bücher wurden aufgeräumt. Wie gesagt, als ob ein guter Geist im Hause wäre.

Cäcilie nahm mit der rechten Hand vom linken Ärmel ein Stäubchen, als müsse sie auch hier Ordnung und Reinlichkeit beweisen, und sagte:

— Ach, das wird nicht so schlimm sein.

— Doch, doch. Das Fräulein wurde auch anders. Immer, wenn die Donnerstage kamen, kehrte auch Ordnung wieder ins Haus. Denn dann hieß es, Sie kommen, und ich denke mir, das Fräulein hatte den Gedanken, sie wollte sich vor Ihnen, wie man vulgär sagt — verzeihen Sie den Ausdruck —, nicht lumpen lassen.

Cäcilie blickte noch immer zu Boden und meinte:

— Aber, aber!

— Ja, ja, Sie können sich darauf verlassen. Und ich sage Ihnen, jetzt ist der alte Schlendrian wieder eingerissen. Ich fühle mich ganz unwohl zu Haus. Der gute Geist ist nicht mehr da. Ich gehe schon gar nicht mehr ins Kinderzimmer, ich lasse mir jetzt meine Mädel in mein Zimmer kommen, nur um das nicht zu sehen. Und wissen Sie, wenn man gearbeitet hat, wäre gerade Ortswechsel gut, — fort aus den Räumen, einmal etwas ganz anderes sehen. Aber Sie, Sie sind ja daran schuld, Sie kommen nicht mehr.

Er schwieg. Cäcilie wagte nicht zu antworten. Und er fuhr fort:

— Ich bin nämlich hergekommen, ich will's Ihnen nur gleich sagen, um Sie zu fragen, ob wir Ihnen etwas gethan haben. Vielleicht hätte ich's selbst nicht riskiert, aber meine Kleinen quälen mich schon lange, die Tante soll wieder kommen. Ich bin der böse Papa, der ihnen die Tante nicht verschafft. Da habe ich einen Entschluß gefaßt, — und sehen Sie, da bin ich.

Cäcilie hatte sich vorgenommen, sie wollte nicht kommen, und war entschlossen, dabei zu bleiben:

— Ich habe diese ganze Zeit wirklich nicht gekonnt. Wahrhaftig nicht. Ich hatte bei meiner Schwester Martha so viel zu thun.

— Sehen Sie, zu Martha sind Sie gekommen, und das ist nur wenige Häuser von uns. Wir haben Sie ein paar Mal beobachtet vom Erker aus, wie Sie mit den Kindern spazieren gingen. Meine Mädels waren sehr böse, daß die Tante andere vorzog.

Als jetzt beide eine Weile schwiegen, der Professor seine Brille zurechtrückte, sich räusperte und sie verlegen mit der Lehne eines Stuhles spielte, den sie hin und her kippen ließ, fiel es Cäcilie mit einem Male ein, daß sie ihm ja noch immer nicht das Sitzen angeboten:

— Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Rangenhofen? Entschuldigen Sie nur, daß ich's nicht längst gesagt habe, aber ich habe fast nie Besuch, und da denkt man nicht daran.

Er lächelte:

— Nein, ich setze mich nicht eher, bis Sie nicht versprochen haben, zu kommen.

— Aber ich will ja gern.

— Sie sollen es versprechen.

Cäcilie ließ sich nur so weit erweichen, zu antworten:

— Nun, wir werden ja sehen. Aber bitte, setzen Sie sich, daß Sie wenigstens bei mir überhaupt gesessen haben. Was sollen Sie denn sonst von mir denken.

Dabei nahm sie Platz und er auch.

Er drehte den Hut in der Hand:

— Haben Sie denn Angst, ich könnte schlecht von Ihnen denken?

— Ich weiß nicht.

Da wurde er mit einem Male warm:

— Nein, Sie können gewiß sein, ich denke nicht schlecht von Ihnen. Ich glaube, Sie wären gar keiner Schlechtigkeit

fähig. Sie sind überhaupt viel zu brav und gut. Oder ich will nicht sagen: viel zu, ich will sagen: so müßten alle sein.

Das mochte sie nicht hören:

— Aber Herr von Rangenhofen!

— Es ist mein voller Ernst. Meine Schwester hat genau dasselbe gesagt. Und wissen Sie, meine Schwester hat etwas gesagt — ich weiß nicht, ob ich Ihnen das — kurz, meine Schwester hat gemeint, an Ihnen wäre eine Hausfrau verloren gegangen und eine Mutter dazu.

Cäcilie rückte auf dem Stuhl hin und her.

— Verstehen Sie mich recht . . .

Nun beugte sich der Professor zu ihr, indem er den Ellbogen auf den Tisch legte und kam ihr immer näher:

— Wirklich. Ich bitte Sie schön, verstehen Sie es recht. Meine Schwester meinte nämlich damit, daß ein Hauswesen, das unter Ihrer Obhut stände, geborgen sei. Die Kinder sind ja gegen Sie wirklich, als wären Sie ihre Mutter. Und ich denke, mit Ihrer Hilfe müßten meine Töchterchen ein paar tüchtige Mädchen werden . . . Und da ich meine Kinder lieb habe, muß ich das wünschen. Ja, ja . . . das müßte man wünschen. Das ist doch ganz richtig von mir. Nicht wahr, das müßte man doch wünschen?

Cäcilie ward unbehaglich zu Mute. Sie spielte mit den Franzen der Tischdecke und warf nur so hin, indem sie auf ihre Finger sah — denn schon während des ganzen Gespräches hatte sie ihn nicht mehr anblicken können —:

— Natürlich sollen die Kinder tüchtige Mädchen werden. Aber ich denke, das werden sie so wie so.

Er beugte sich immer weiter gegen sie vor:

— Nun, das glaube ich nicht. Ich könnte es nicht machen. Und wer sonst? Soll ich Ihnen einmal mein Herz

ausschütten? Sehen Sie, ich kann mich nicht um die Häuslichkeit kümmern. Ich verstehe davon nichts. Und ich bin darin auch eine eigentümliche Natur. Ich möchte immer alle kleinlichen Sorgen des Lebens von mir entfernen. Ich will mich nicht darüber aufregen, ob in der Wirtschaft fünfzig Mark mehr ausgegeben werden oder weniger. Nota bene kenne ich die Kaffeepreise nicht und werde doch betrogen. Aber es stört mich geradezu in meiner Thätigkeit. Ich will nicht, während ich mich in das Ideale versenke, in das stark und rein Geistige, immer mit Bleigewicht an der Erde niedergehalten sein und unausgesetzt daran denken: die Kinder müssen um so und so viel Uhr ausgehen, weil noch schöner Sonnenschein ist — die Fleischerrechnung ist nicht bezahlt — im Eßzimmer ist wieder mal nicht Staub gewischt — auf der Lampe liegt's fingerdick. Das stört mich. Und ich sehe doch ein, man muß sich um derartige Sachen kümmern. Jemand muß es.

Er schwieg und blickte Cäcilie wieder fragend an, aber sie gab keine Antwort. So sagte er noch einmal:

— Nicht wahr, das muß sein?

Jetzt war sie zu einer Antwort gezwungen. Aber sie sprach es in ihren Schoß, während sie eine Falte des Kleides auf ihrem Knie hin und her schob.

— Das Fräulein macht das aber doch ganz schön. Sie ist wohl ganz tüchtig.

Er wurde erregt:

— Nein, nein. Man kann sich auf Fremde nie verlassen. Hausfrau bleibt Hausfrau. Im Grunde genommen denkt das Fräulein doch nur: hier bin ich auf ein paar Jahr, — wer weiß, wie lange. Was geht mich die Geschichte eigentlich an? Sie ist nicht mit dem Herzen dabei, kann mit dem Herzen

gar nicht dabei sein. Es fehlt, wissen Sie, ich möchte sagen Interessengemeinschaft. Die ist alles im Leben. Und das können nur Mann und Frau.

Abermals machte er eine Pause. Doch eine fürchterliche Angst überkam Cäcilie, als sie zu merken glaubte, daß er näher und näher rückte. Keiner sprach. So ging es nicht weiter. Irgend jemand mußte reden. Aber sie hätte kein Wort über die Lippen gebracht.

Da fuhr er fort in eindringlichem Tone, immer weiter herübergebeugt, immer wärmer:

— Das macht es nicht allein. Denken Sie einmal an die Kinder, an die Seele der Kinder. Ich bin ein vielbeschäftigter Mann, ich kann mich mit den Kleinen nicht immer abgeben. Jetzt mag das noch gehen. Aber später. Später will ich doch wissen, was aus meinen Kindern wird. Was ihnen gelehrt, was ihnen in die zarte Seele eingepflanzt wird. Das kann man einer Fremden nicht überlassen. Dazu sind die Eltern da. Ich selbst habe dazu kein Talent, das muß eine Frau thun. Es muß die Mutter sein. Ich sehe von Tag zu Tag mehr ein, daß ich verpflichtet bin, meinen Kindern eine Mutter zu geben.

Jetzt erhob sich Cäcilie. Und um irgend eine Entschuldigung zu finden, sagte sie flammendrot:

— Verzeihen Sie einen Augenblick, ich muß nach dem Mädchen sehen.

Sie ging zur Thür, that, als lausche sie. Zum ersten Male in ihrem Leben spielte sie regelrecht eine Komödie. Sie blickte in das Dunkel des Flurs, scheinbar aufmerksam, und sagte, obgleich sich niemand in der Nähe befand, als spräche sie mit ihrem Mädchen:

— Jawohl, Emma, ich komme gleich.

Dann lief sie hinaus, machte die Thür zu, that noch ein paar Schritte und blieb im Flur an die Wand gelehnt stehen, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt.

Eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Um Gottes willen, was wollte er? Sie hatte das Gefühl, als müsse sie sich überzeugen, daß sie nicht allein sei.

Darum lief sie nach der Küche. Ihre Emma saß am Tisch, eine Schale Kaffee ohne Untertasse vor sich, ein Messer und Schwarzbrot in der Hand, von dem sie ab und zu ein Stück abschnitt, um es in den Mund zu stecken. Mit beiden Ellbogen aufgestützt, mit krummem Rücken kaute das Mädchen behäbig.

Um irgend etwas zu sagen, fragte Cäcilie:

— Die Lampe ist doch gemacht?

Emma erhob sich langsam:

— Nu, die steht doch drin auf dem Schreibtisch wie immer. Die mach' ich doch immer früh gleich zuerst!

Es klang, als ob sie beleidigt sei. Cäcilie meinte nur:

— So, so, schon gut! — schloß die Thür und ging ein paar Schritte den Flur zurück.

Sie mußte wieder hinein. Aber sie konnte und konnte den Mut nicht finden. Wieder spielte sie die Komödie weiter, machte Lärm, trat absichtlich stark auf, gab sich endlich einen Ruck und öffnete.

Als sie eintrat, hatte sich der Professor erhoben. Sie ging schnell ein paar Schritte ins Zimmer hinein, machte dann Kehrt gegen das Licht, indem sie möglichst gefaßt sagte:

— Entschuldigen Sie, ich habe eben auch meine kleinen häuslichen Sorgen . . .

Doch er fuhr fort, als wäre er gar nicht unterbrochen worden:

— Und noch etwas anderes ist es, gnädiges Fräulein. Noch etwas. Glauben Sie nicht, daß es nur das Nützlichkeitsprinzip ist, wie es den Anschein haben könnte nach allem bisher. Nein. Sehen Sie, Ihr stilles Wesen hat mich gefangen genommen. Sie wissen, daß ich verheiratet war, glücklich verheiratet. Sie wissen, daß ich mich nach Familienleben sehne. Sie wissen auch, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin. Ich bin nicht einer, der Ihnen vorlügt, welche heiße Leidenschaft mich durchtobt. Nein, — ja natürlich fehlen einem in so einem Augenblick die Worte — ja, was soll ich Ihnen sagen . . . Also kurz, daß Sie an Charakter, an ganzer Art, daß ich . . . ja, daß ich nun . . . ich habe ein solches Zutrauen zu Ihnen, und Sie haben mir gefallen — es ist gar keine Schmeichelei — so gefallen, Sie sind mir so sympathisch, daß ich mir vorgenommen habe, nur bisher noch nicht den Mut dazu hatte, einmal über kurz oder lang . . . gerade ich . . . ja, lachen Sie mich mal aus, ich bin ja ganz aus der Konstruktion gefallen. Also ich meine, ich habe Sie längst fragen wollen, ob Sie's mit einem alten Witwer versuchen wollten, einem alten, pumplichen Witwer, jawohl kein Jüngling mehr, zwei Kinder, auch kein Krösus, kurzum eigentlich, wenn ich mir's genau überlege, mehr Minus als Plus. Nun, ich muß es Ihnen schon in bare Worte fassen: Also, hätten Sie wohl den Mut, meine Frau zu werden?

Jetzt war es endlich heraus, und nun, als Cäcilie der Thatsache ins Gesicht sah, ward sie ruhig. Sie konnte ihn sogar anblicken, und sagte ganz sicher:

— Ich muß Zeit haben.

Er schien enttäuscht und nun überkam ihn die Befangenheit, während sie entschlossen fortfuhr:

— Ich habe das nicht für möglich gehalten. Es kommt

mir zu überraschend. Ich muß mit mir zu Rat gehen. Ich muß, ja, ich muß meine Geschwister fragen. Sie verstehen, das wäre ein solcher Umsturz in meiner Existenz', daß das nicht gleich so ginge. Also bitte, seien Sie mir nicht böse. Lassen Sie mir Zeit . . . ja Zeit . . . ich muß etwas Zeit haben.

Er nahm seinen Hut mit den Worten:

— Wollen Sie mir schreiben?

— Ja, ich will Ihnen schreiben.

— Dann darf ich wenigstens meinen kleinen Lieblingen Hoffnung machen, daß sie die Tante einmal wiedersehen?

Cäcilie antwortete einfach:

— Grüßen Sie sie herzlich von mir. Sie sollen ihrem Vater Freude machen und schön artig sein, dann ist auch die Tante zufrieden.

Sie hatten sich nichts weiter zu sagen. Sie gaben sich auch nicht die Hand. Er ging zur Thür, machte eine Verbeugung, und ebenso befangen wie sie, stürzte er davon.

Cäcilie blieb stehen, lauschte. Die Korridorthür klappte zu — sie war allein. Sie lief in ihr Zimmer zurück, schloß ab, riegelte zu. Sie wäre in diesem Moment nicht im stande gewesen, den Anblick eines Menschen zu ertragen.

23.

Die Anfrage war Cäcilie wie ein Donnerschlag gekommen. Sie konnte sich gar nicht fassen. Und je mehr Zeit

verstrich, desto mehr war sie geneigt, daran zu zweifeln, daß sie ihn richtig verstanden hätte.

In ihre demütige Altjungfernseele wollte es nicht hinein, daß ein Mann sie hatte begehren können. Sie schämte sich fast dessen, als liege es außerhalb ihrer Natur, für sie nicht bestimmt.

Ihr kleines, stilles Dasein sollte aufhören? Sie sollte fort aus diesen Räumen, verheiratet sein wie ihre Schwestern? Dann konnte sie den anderen nicht mehr helfen! Das erschien ihr beinahe wie eine Sünde.

Und doch kamen dann wieder Augenblicke, wo sie an das eigene Glück dachte.

Ihr ward warm bei dem Gedanken, ihre Wangen röteten sich, sie lief unruhig im Zimmer hin und her. Sie konnte den Jubel nicht fassen.

In solchen Momenten wäre sie bereit gewesen, einen Briefbogen zu nehmen und die Antwort hinzuwerfen: ja, sie wollte, wollte ihm gehören, und den beiden kleinen Mädchen eine gute Mutter sein.

Sie überlegte sich den Wortlaut, doch sie konnte sich nicht überwinden, etwas zu sagen, das sie diesem Mann geradezu an den Hals warf, wie sie sich einredete.

Dann kam Zweifel über Zweifel. Würde sie ihm genügen? Sie, die so gering von sich dachte, fing an, es zu bezweifeln. Um Gottes willen, sie konnte seinem Gedankengang nicht folgen, wußte nicht einmal einzugehen auf das, was ihn beschäftigte.

Sie dachte daran, wenn sie wirklich seine Frau wäre — sie schämte sich auch nur bei dem Gedanken —, wie er dann all ihre Unkenntnis entdecken müßte, all die Mängel, die sie selbst so erschreckten. Würde er sich nicht enttäuscht

fühlen, wenn er fragte und sie gab keine Antwort, wenn er eine Frage erhoffte, und sie that sie nicht . . . Nein, er dachte viel zu hoch von ihr. Sie mußte ihm schreiben: nie wäre sie im stande, einem Mann wie ihm das zu sein, was er hoffte, sie mußte nein sagen.

Aber wenn sie nur daran dachte, sich hinzusetzen dazu, ward sie wieder unruhig. Und am Abend dieses Tages überkam sie etwas wie ein Rausch. Jetzt neigte sich ihr endlich einmal das Glück der Erde, ihr, an der es immer stumm vorüber gegangen war. Nun wollte sie zugreifen und es halten, daß es ihr nicht zwischen den Fingern zerrönne.

Aber bald ließ der Aufschwung ihrer Seele nach, ihrer armen, matten, immer unterdrückten Altmädchenseele, als wäre sie des Fluges nicht mehr fähig, sie, der von Jugend an die Schwingen beschnitten worden.

Jetzt, wo das Glück kam, hatte sie nicht die Kraft, die Hand darnach auszustrecken.

Da griff sie in dem Wirrsal ihres Herzens zu dem Mittel, das ihr bisher noch immer geholfen. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, an dem Väterchen so oft gearbeitet, an dem sie ihm die Bücher geführt. Väterchens Bild vor Augen, faltete sie die Hände und schickte ein inbrünstiges Gebet zu Gott, er möge sie erleuchten, er möge ihr in ihren Zweifeln den rechten Weg weisen. Gestärkt und gefaßt erhob sie sich, ging zu Bett und war bald darauf eingeschlafen, als ob ihr Schicksal, das nun in höherer Hand lag, sie nicht mehr bedränge.

Am andern Morgen fühlte sie Gewißheit: sie durfte nicht allein entscheiden. Sie, die keine Eltern mehr hatte, mußte sich mit ihren Verwandten besprechen.

Das war auch sonst gut. Sie zeigte dadurch Vertrauen, und bereitete sie vor auf die Veränderung, denn wenn sie wirk-

lich Frau wurde, — in dieselbe Reihe eintretend wie ihre drei Schwestern, so ging sie denen damit verloren. Sie streifte die Tante Cäcilie ab, all das kleine Volk, das bisher an ihr gehangen, trat zurück. Denn zuerst kamen die zwei, denen sie durch den neuen Bund Mutter zu sein hatte.

Sie sah ihren Weg vor sich. Sie wollte zu Martha gehen, die war die Älteste, außerdem mit dem Professor verwandt.

Als sie ihre Schwester aufsuchte, hatte sie etwas Sicheres und Festes, klingelte laut, während sie sonst leise den Finger auf den Drücker legte, fragte nicht nach den Kindern, sondern nur:

— Ist meine Schwester zu Haus?

Das Mädchen aber antwortete, wie sie es gewohnt war:

— Die Kinder sind in ihrem Zimmer, gnädiges Fräulein.

— Nein. Ich will meine Schwester sprechen.

— Ach so. Die gnädige Frau sitzt vorn im Salon.

— Sagen Sie mal, ich wäre gekommen.

— Sie rechnet aber mit der Köchin ab.

In energischem Ton wiederholte Cäcilie:

— Sagen Sie, ich müßte sie sprechen.

Als sie in den Salon trat, rief Martha, die mit ein paar Rechnungen und dem Haushaltungsbuch am Schreibtisch saß, während die dicke Köchin neben ihr stand:

— Tag, Cäcilie. Das ist schön, daß du kommst. Willst du nicht 'rübergehen? Bei Titchen ist eine Freundin, die kleine Arndt.

Sie blickte auf und sah nun erst Cäciliens aufrechte Haltung und ihre strahlenden Augen, als sie ernst sagte:

— Nein, ich muß dich sprechen. Es ist eine wichtige Angelegenheit.

Martha ahnte etwas Unangenehmes:

— Um Gottes willen!

— Habe nur keine Angst, es ist nichts Schlimmes. Es ist sogar etwas Gutes, vielleicht etwas sehr Gutes.

Die Köchin wurde weggeschickt, die Schwestern blieben allein.

Cäcilie erzählte mit einfachen Worten, wie der Professor angefragt, und schloß, nachdem Martha, die ihr Erstaunen nicht verbarg, sie hatte ruhig ausreden lassen:

— Das ist also das, was deiner Schwester widerfahren ist. Und nun bin ich zu dir gekommen, du bist die Älteste, bist so zu sagen für mich an Väterchens Stelle getreten, Väterchens, der sich gefreut hätte über mein Glück. Ich habe dir gesagt, daß ich noch nicht geantwortet habe. Nun, meine gute Martha, was meinst du jetzt?

Martha hatte sich erhoben und küßte Cäcilie auf beide Wangen.

Sie schien aber mit der Sprache zuerst nicht heraus zu wollen. Endlich sagte sie:

— Du hast es ja selbst ein Glück genannt.

— Ja, vielleicht war das zu viel. Ich weiß es ja noch nicht. Deswegen komme ich eben zu dir.

— Aber, meine kleine Cäcilie, wenn es nur auch ein Glück für dich ist!

— Und warum nicht?

— Es kann es sein — es könnte es auch nicht sein. Aber vielleicht ist es wirklich dein Glück. Zuerst komm einmal her. Das hat mich doch gerührt. Du bist mein gutes, kleines Schwesterchen.

Dabei umarmte sie sie ein zweites Mal und küßte sie von neuem.

Doch ein Urteil gab sie nicht ab. Sie ließ Cäcilie sprechen. Die erzählte von ihren Zweifeln, von ihrer Überraschung, ihrer Befangenheit. Je mehr sie sprach, desto heller leuchteten ihre Augen, desto mehr schien sie zu fühlen, daß ihr doch ein Glück bevorstände.

Sie merkte es auch nicht, daß Martha nicht der Ansicht zu sein schien. Die meinte, es habe Zeit. Wenn sie fünfunddreißig Jahre gewartet hätte, würde es nicht auf den Tag ankommen. Sie sollte nur ja keinen voreiligen Schritt thun. Der Professor wäre nicht mehr jung. Ein Witwer wäre eben ein Witwer, und fremde Kinder — immerhin eine Zugabe, die man sich zu überlegen hätte.

Doch da unterbrach sie Cäcilie hastig:

— Aber es sind so liebe und nette Dinger.

Martha zuckte die Achseln:

— Lieb hin, nett her, es sind nicht deine Kinder. Ein fremdes Kind ist sehr nett von weitem, aber wenn man es als seins betrachten soll. . .

Doch sie mochte fühlen, daß sie sich damit ins eigene Fleisch schnitt, denn das entfernte ja Cäcilie auch von ihren Kindern. Und sie fuhr fort:

— Na, weißt du, das wäre noch das wenigste. Aber es könnten am Ende Meinungsverschiedenheiten sein über die Erziehung. Und dann die ganze Verantwortung, die dabei ist. Schließlich auch das Alter. Ja Gott, meine kleine Cäcilie, wir sind eben alle nicht mehr jung. Ich fühle das an mir selbst, wenn ich auch älter bin als du. Ich würde nicht einen Entschluß fassen können so mir nichts dir nichts. Da muß man doch Herz und Nieren prüfen. Du kannst nicht so hineintaumeln, wie ein siebzehnjähriges Ding. Man wird skeptischer mit den Jahren.

Cäcilie hatte die Augen niedergeschlagen. Sie fühlte sich ein wenig verstimmt, ernüchtert. Sie hatte gehofft, bei den Geschwistern eitel Freude und Zustimmung zu finden.

Während sie noch sprachen, klingelte es. An der Dauer des Tones erkannte Martha ihren Mann:

— Da ist Isidor.

Sie sprang auf:

— Das wird aber eine Neuigkeit sein. Wir wollen's ihm doch gleich sagen. So ein Mann denkt auch noch an Sachen, die wir vielleicht übersehen. Und dann weiß er manches vom Professor, wenn's auch nur ein ganz entfernter Vetter ist. Da wird er, was etwa zweifelhaft ist, ins rechte Licht rücken, denn am Ende ist einem das Hemd näher als der Rock. Und wie du vorhin sagtest: seitdem das liebe Väterchen nicht mehr ist, sind wir doch deine Familie und sind für dich verantwortlich.

Während Martha ihrem Mann entgegenging, fühlte Cäcilie etwas wie eine Müdigkeit sie überkommen, als sei ihr wieder die Kraft der Selbstbestimmung aus den Händen gerungen, als sei sie wieder ein Ding, eine Sache, über die andere beschlossen, nicht mehr das unabhängige Fräulein von Sarryn, sondern Tante Cäcilie.

Isidor war sehr erstaunt. Vorsichtig gab er, genau wie Martha, anfangs kein Urteil ab. Auch er ging mit dem herzlichsten Ausdruck auf seine Schwägerin zu, drückte ihr die Hand und sagte:

— Ich gratuliere! Gratuliere.

Dann beugte er sich zu ihr und, vielleicht im Gefühl, daß ihm die Nachricht unbequem war, er aber doch zeigen mußte, welchen Anteil er nähme, that er mehr, als notwendig schien, und zum dritten Mal in seinem Leben gab er seiner

Schwägerin einen Kuß. Da sie den Kopf senkte, traf er nur ihr blondes Haar.

Den ersten Kuß von ihm hatte sie empfangen, als sie noch ein Backfisch war und er eben junger Ehemann geworden; den zweiten nach Väterchens Begräbnis, der sie zur alleinstehenden Jungfer machte; den dritten jetzt, als wollte er sie in der Gemeinschaft der Eheleute willkommen heißen.

Nun hörte er ruhig zu, was ihm Martha auseinandersetzte, indem sie nur das „dagegen" betonte.

Cäcilie machte Versuche, etwas mehr zu Gunsten des Professors zu reden, aber jedes Mal fuhr ihr Martha dazwischen mit den Worten:

— Liebes Kind, laß mich nur einmal den Satz zu Ende bringen.

Schließlich stellte Isidor allerlei Punkte auf, die auch nicht gerade dafür sprachen. Der Professor wäre schon ein hoher Vierziger, ja möglicher Weise konnte er über fünfzig sein. Seine Verhältnisse wären durchaus nicht glänzend, die Einnahmen am Polytechnikum nicht besonders, Vermögen besäße er keines. Sein Schwager Giesebrecht schiene zum mindesten keine sehr angenehme Zugabe:

— Der ist wirklich aus ganz anderen Kreisen. Du wirst ihn ja kennen, er ist eigentlich ein tüchtiges Rauhbein.

Schließlich brachte Isidor noch etwas zur Sprache, woran Cäcilie gar nicht zu rühren gewagt, daß sie nämlich selbst ein kleines Vermögen besaß, das ihr immerhin gestattete, zu leben. Als Martha dieses Thema aufnahm, klang etwas heraus wie: das würde der Professor wohl auch nicht ganz vergessen haben. Es war keine Anschuldigung gerade, aber doch so, daß Cäcilie, die schweigend vernommen, wie sich leise die Schale gegen den Professor neigte, nicht mehr an sich halten konnte, sondern rief:

— Daran hat er jedenfalls nicht gedacht. Das kann ich nun und nimmermehr glauben. Dann wäre überhaupt alles aus. Wenn, wenn mich jemand nicht meiner Person wegen will . . . Herrgott, ich weiß ja, an mir ist nichts, gar nichts. Ihr wißt ja, ich denke nicht hoch von mir, — nicht wahr, ich denke nicht zu hoch? Aber wenn jemand mich nicht um meiner Person willen haben will, dann sage ich nein! Nein! Nein! Um Gottes willen nein.

Sie lief erregt im Zimmer herum, fuchtelte mit den Händen in der Luft und rief viele Male hinter einander:

— Nein! Nein! Nein!

Nun beruhigte sie Martha und schien alles wieder zurückzunehmen. Der Schluß der Verhandlung war Isidors Vorschlag, er wolle seinem Vetter schreiben, seine Schwägerin bitte um längere Bedenkzeit, und er ergreife in ihrem Namen die Feder, weil ihr diese Mitteilung notgedrungen peinlich sein müsse.

Damit war auch Cäcilie einverstanden. Sie wollten ein anderes Mal darüber sprechen, und sie noch mit sich zu Rate gehen.

Die Geschwister trennten sich. In Gedanken schritt Cäcilie nach Hause. Aber sie war nicht mit sich zufrieden. Sie war nicht fest genug aufgetreten. Sie meinte, sie hätte den Professor verteidigen müssen. Und doch sah sie ein, daß die Verwandten alles nur abwogen, zu ihrem eigenen Besten.

Als sie wieder daheim saß, in ihrem Zimmer, mit einer Näharbeit beschäftigt, ward sie wieder ruhiger. Sie war nur schwach und kleinmütig gewesen. Sie wußte, Gott werde ihr den rechten Weg weisen.

24.

Als Cäcilie gegangen war, und das Ehepaar allein blieb, nahm die Unterhaltung ihren Fortgang.

Nun brachten die beiden noch andere Gründe zum Vorschein, die sie Cäcilien gegenüber nicht geltend gemacht.

Martha sagte ganz offen:

— Ich finde, der guten Cäcilie ist damit nicht gedient. Man kann nie wissen, wie so eine Ehe abläuft. Sie kann ebenso gut schief gehen. Aber uns ist noch weniger damit gedient. Denn du kannst sicher sein, Isidor, das Interesse, das sie an unseren Kindern nimmt, würde damit sein Ende haben. Natürlich würde sie sehr erstaunt sein, wenn man's ihr sagte. Das könnte man ja auch wohl nicht sagen.

Isidor, der eigentlich immer ganz nett gegen Cäcilie war, aber doch seine Selbstsucht nicht völlig verbergen konnte, antwortete:

— Du magst vollkommen recht haben, obgleich ich ihr's gönnen würde, wenn sie damit ihr Glück fände.

Martha fiel ihm gleich ins Wort:

— Ja, wenn, wenn. Aber wer steht denn dafür?

Da traf es sich zufällig, daß, während die Gatten noch redeten, Irene erschien. Sie hatte unten ihren Wagen warten lassen und erklärte, wie immer, nur einen Augenblick vorsprechen zu wollen.

Sofort wurde ihr die große Neuigkeit mitgeteilt. Irene war wie aus den Wolken gefallen und wiederholte nur unausgesetzt:

— Wie kommt sie denn nur dazu, wie kommt sie dazu?

Als meinte sie, es wäre eine Anmaßung, daß Cäcilie selbst einmal ihren Lebensweg bestimmen wollte.

Dann fuhr sie fort:

— Wißt ihr, die gute Cäcilie ist doch nun auch nicht mehr in den Jahren; ich dachte, sie hätte längst abgeschlossen mit solchen Ideen. Was will sie denn eigentlich? Es geht ihr doch ausgezeichnet. Sie hat ihr Auskommen, hat ihre kleine Wohnung, hat nichts zu thun, aber auch gar nichts. Wie vielen Menschen wird denn das beschert? Andere alte Jungfern müssen sich ihr Brot selbst verdienen. Wir haben doch gerade, als Väterchen starb, auch mit dafür gesorgt, daß Cäcilie zu leben hätte. Und nun soll das einfach an einen wildfremden Menschen übergehen?

Das war der Punkt, der auch Martha Sorgen machte:

— Siehst du, das finde ich eigentlich auch. Wir haben ihr damals mehr Kapital gelassen, damit sie leben könne. Und nun soll's der dumme Hans schlucken? Nein, das ist wider die Verabredung, das haben wir nicht gewollt. Ich wenigstens nicht.

Irene sagte eifrig:

— Ich auch nicht.

Martha warf ein:

— Und dann behielten ja die recht, die sich aufgeregt haben über die Manier, wie Cäcilie unserm Vetter nachgelaufen ist. Nun dürften wir ja gar nichts mehr sagen.

Diesen Grund fand auch Isidor stichhaltig, der immer auf das horchte, was die Menschen sagten:

— Da habt ihr recht. Jetzt wird's heißen: ‚Na, nun hat sie's ja endlich erreicht. Jahre lang hat sie sich an ihn gehängt, und nun hat er sich endlich übertölpeln lassen.' — Ich muß gestehen, es wäre mir doch sehr peinlich, wenn so was von meiner Schwägerin gesagt würde.

Irene stand auf und lief zerstreut an den Erker, um auf

die Straße zu sehen, weil sie plötzlich fürchtete, der Kutscher möchte sie mißverstanden haben und nach Haus gefahren sein.

Vom Fenster aus rief sie:

— Nein, nein, das geht auf keinen Fall. Sie darf sich ihm nicht so an den Hals werfen. Es muß ihr nur mal in der rechten Art und Weise klar gemacht werden. Das kannst du am besten, Martha. Ihr seht euch ja auch häufiger.

Nun wurde Martha plötzlich scharf:

— Ja, liebe Irene, weil sie wenigstens zu uns kommt. Du kommst ja überhaupt nie.

— Kommst du zu uns?

— Du bist doch nie zu Haus.

— Na, ich bin doch nicht immer fort.

Isidor trat dazwischen:

— Laßt doch gut sein. Wir müssen über Cäcilie ins reine kommen. Ich finde, der springende Punkt ist der, daß alle Menschen, denen wir in Cäciliens Interesse gesagt haben, sie irrten sich, es wäre nichts mit dem Professor, nun natürlich behaupten werden, wir hätten unter einer Decke gesteckt. Das ist um so peinlicher für uns, weil Hans mit uns verwandt ist.

Damit ging Isidor zu den Kindern, und die beiden Schwestern blieben allein.

Martha nahm Irene beim Arm und flüsterte ihr zu, mit einem Blick nach der Thür, hinter der ihr Mann verschwunden war:

— Weißt du, Irenchen, und dann ist noch etwas dabei. Ich sehe nicht ein, wenn man eine so große Familie hat wie ich, wozu hat man denn da eine Schwester? Wir haben immer für sie gesorgt. Da kann sie sich lieber bei uns nützlich machen, statt zu fremden Leuten zu laufen.

Irene schwieg. Der Grund war bei ihr nicht so stich-

haltig als das Cäcilie überlassene Geld, das sie, die reichste, am meisten wurmte.

Martha fügte deshalb, während sie die Schwester nach dem Ausgang brachte, hinzu, um nicht zu selbstsüchtig zu scheinen:

— Versteh' mich recht. Wenn ich die Überzeugung hätte, daß sie ihr Glück machte, wäre ich natürlich die erste, es ihr zu gönnen. Aber da wir diese Überzeugung nicht haben, wäre es einfach gewissenlos, das Cäcilie vorzuenthalten.

Als Irene sich mit einem flüchtigen Kuß verabschiedet, ohne ihre kleinen Nichten und Neffen gesehen zu haben, sagte sie noch lächelnd zu ihrer Schwester:

— Es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht. Ich bin überzeugt, die Geschichte verläuft im Sande.

Damit meinte sie ihren Anteil, am Lebensglück der Schwester erledigt zu haben.

Isidor aber setzte sich abends hin und schrieb dem Professor:

„Lieber Vetter!

Cäcilie hat uns mitgeteilt, was du ihr gesagt hast. Sie hatte versprochen, dir zu antworten. Aber du wirst begreifen, daß sie, da diese Anfrage ganz unerwartet an sie herangetreten ist — sie ist thatsächlich vollkommen davon überrascht worden — Zeit haben muß. Und zwar, wie ich als ihr Schwager habe raten müssen, längere Zeit, um sich über die neue Wendung klar zu werden, die möglicher Weise ihr Lebensschicksal nehmen soll.

Zu einer entscheidenden Antwort vermag sie sich um so weniger gleich zu entschließen, als sie sich in einem Alter befindet, in dem diese Frage nicht als im gewohnten Laufe der Dinge liegend bezeichnet werden kann. Als junges Mädchen würde sie dem natürlichen Beruf der Frau folgen. In ihrem

Alter jedoch bedeutet eine solche Wendung eine völlige Umwälzung, an die berechtigter Maßen der Mensch, wenn er nicht leichtfertig ist, doch nur nach Abwägung aller einschlägigen Umstände gehen kann.

Meine Schwägerin ist gewillt, sich nicht vom Moment leiten zu lassen, sondern mit derselben ruhigen Überlegung, wie Du an diesen Schritt herantrittst, auch ihrerseits sich zu prüfen.

Sie hat mich beauftragt, Dir dies zu sagen, da es ihr, ehe sie eine endgiltige Antwort geben kann, peinlich ist, diese Umstände zu berühren.

Indem wir natürlich, genau so, wie es ja von Deiner Seite geschehen wird, völlige Verschwiegenheit wahren, hoffe ich, wie nun auch die Entscheidung falle, es möge zu Deinem wie zu ihrem Glück ausschlagen, und bin stets

Dein treu ergebener Vetter
Isidor von Rangenhofen."

Er las den Brief Martha vor, die ihn sehr angemessen, sehr politisch, ausgezeichnet fand, wie alles, was Isidor sprach, schrieb und that.

Die kleine Lilli war schon seit mehreren Tagen nicht wohl gewesen und hatte gehustet. Am andern Morgen sagte der Arzt:

— Gnädige Frau, bereiten Sie sich darauf vor, die Kleine hat den Keuchhusten. Die übrigen werden wohl auch an die Reihe kommen.

Sofort wurde Cäcilie benachrichtigt, die eine halbe Stunde später eintraf. Jetzt war von ihren Lebensplänen nicht mehr die Rede. Und da in der nächsten Zeit wirklich eines dem anderen folgte, so vergaß auch wieder Cäcilie sich selbst, denn, sie meinte, hier sei die ihr von Gott zugewiesene Pflicht.

Isidor hatte ihr von seinem Briefe Mitteilung gemacht. Da Rangenhofens erfuhren, daß der Professor gegen Ostern einen mehrwöchentlichen Urlaub zu Studienzwecken nach England antreten wolle, so war Cäcilie damit einverstanden, daß sie erst, wie ihr Schwager es nannte, ihr Herz prüfen sollte, ehe sie ihm eine Antwort gab.

Doch ihr Herz neigte mehr und mehr ihm zu. Wenn sie von der Pflege nach Haus kam und in ihrem stillen Zimmer saß, war es ihr ein Gefühl, dem sie fast mit Scheu nachhing, aber zu dem doch immer wieder ihre Gedanken zurückkehrten: sie konnte eine Häuslichkeit haben, sie brauchte nicht allein im Leben zu stehen, sie hätte jemanden, für den sie all' ihre Liebe und Hingebung aufwenden dürfte. Und es war ihr ein Gedanke, der in ihrem unselbstsüchtigen Herzen nur zagend erschien: auch sie besäße dann ein Wesen, dem sie, wenn sie einmal müde war und krank, das Haupt konnte in den Schoß legen.

Je mehr die Zeit vorwärts schritt, desto sicherer ward sie, „Ja" zu sagen.

Jetzt nahm sie mit gutem Gewissen ihr Museum wieder vor und suchte Zeitungsartikel, Broschüren, Hefte an sich zu bringen, um die sie sich in den letzten Monaten nicht gekümmert.

Nur eines quälte sie: daß sie in dieser Lage ihrem Versprechen nicht nachkommen konnte, die kleinen Mädchen, die sie schon von Herzen lieb hatte, zu besuchen, wenn er auch abwesend war.

Und merkwürdig: obgleich sie täglich zweimal den Weg zur Reichsstraße ging, sah sie doch nie die Kinder.

So stand der Frühling vor der Thür. Ein paar vorzeitige, warme Tage Ende März endigten mit Regen und

Schneeschauern. Der Arzt riet Martha, wenn irgend möglich, eine Luftveränderung an, damit die Kinder die Nachwehen des Keuchhustens überwänden.

Dazu wurde Bozen oder Arco ausersehen.

Doch mit großer Familie reisen, war eine so kostspielige Sache, wie ein Wochen langer Aufenthalt.

Infolge dessen sollte nur das Fräulein mitgehen, die mit der Mutter für die sechs Kinder genügte. Dem Kindermädchen der kleinen Cécile kündigte Martha.

Isidor hatte in seiner Stellung freie Reise und wollte die Familie begleiten. Da er aber keinen längeren Urlaub nehmen mochte, beschloß er, sogleich wieder zurückzufahren, um im vorgeschrittenen Frühjahr Frau und Kinder abzuholen.

Jetzt war von nichts mehr die Rede, als von Reiseplänen. Der Bädeker wurde studiert, Nachteile und Vorteile eines jeden Ortes lang und breit besprochen, so daß allmählich die Unterhaltung über Südtirol oder Norditalien alles beherrschte.

Dabei stieg in Cäciliens Herzen eine Sehnsucht auf nach Süden und Sonne, nach Licht und Schönheit dieser wunderbaren Gegenden, von denen sie immer geträumt. Ohne jemandem ein Wort zu sagen, dachte sie sich aus, die Schwester zu begleiten. Dann kam sie einmal heraus. Es war der Abschluß ihres bisherigen Lebens. Und ehe sie wiederkehrte, würde sie vom Süden aus ihr „Ja" schreiben.

Dann mochten die Leute sagen, sie habe sich eingedrängt: sie war nicht da, weit vom Schuß. Wenn sie wieder kam, hatten sich die Menschen über das Brautpaar beruhigt, sie besaß Kraft und Freiheit, ihnen ins Gesicht zu lachen.

Cäcilie war glückselig über ihre Idee. Wenn sie auch dabei das Kapital angreifen mußte — denn auf eigene Kosten wollte sie mit — so hatte sie doch einmal den Traum ihrer

Jugend erfüllt, und kam sie auch nicht nach Rom oder Venedig, so betrat sie doch wenigstens auf der Reise vielleicht italienischen Boden und hörte italienischen Laut.

Sprach dann der Professor vom Wunderland Italien, so hatte sie davon selbst einen Hauch verspürt. Sie hoffte, ihm ebenbürtiger dadurch zu werden.

Sie freute sich, es den Geschwistern zu sagen. Als wieder von dem Aufenthalt die Rede war und man sich schließlich auf Riva geeinigt hatte, weil es billiger wäre als Arco, sagte sie mit freudestrahlenden Augen:

— Martha, wenn ich nun mitführe?

Ihre Geschwister waren so erstaunt, daß sie zuerst nicht daran glauben wollten. Cäcilie fuhr fort:

— Ich habe mich nämlich entschlossen, dich zu begleiten. Natürlich — sei mir nicht böse — bezahle ich selbst. Dann hast du Gesellschaft! Du fürchtest dich doch immer, ganz allein dort zu sein. Und das sage ich dir gleich, die kleine Cécile übernehme ich ganz allein. Aber du mußt nicht eifersüchtig werden, Martha.

Die Schwester war nicht eifersüchtig, sondern gestand, wenn sie nicht die Kosten gescheut hätte, würde sie es längst vorgeschlagen haben.

Isidor war sofort dabei. Sie drückten nicht ihre Freude aus, daß die Schwägerin auch einmal etwas von der Welt sähe, sondern betrachteten mehr die praktische Seite. Und ohne daß Cäcilie gefragt wurde, war über ihre Verwendung, Wohnen, Essen, Trinken, Reisen entschieden, ehe sie ein Wort gesprochen. Nur die Ehre der Bezahlung ließ man ihr.

Martha sagte leise zu ihrem Mann:

— Vielleicht vergißt sie dann den dummen Hans. Die

ganze Geschichte ist ja eine unglückliche Idee. Es kann nie was Vernünftiges daraus werden.

Cäcilie aber lebte sich immer mehr in den Gedanken hinein, daß ihre Reise nichts anderes sei, als eine Prüfung für ihr künftiges Schicksal.

25.

Cäciliens Vorbereitungen dauerten Tage lang und nahmen einen Umfang an, als gelte es mindestens eine Reise um die Erde.

Sie machte sich ein Reisekleid, nicht anders wie zu einer jungen Ehe. Dazu wurden alle Vorräte durchsucht.

Ein paar alte Koffer standen auf dem Boden, worin Kleider lagen noch aus ihrer Mädchenzeit, Kleider, die jedes einzelne Erinnerung an vergangene Tage weckten. Das Kleid sah sie wieder, das sie angehabt auf ihrem ersten Ball, wenn es auch inzwischen durch Umgarnieren Gestalt und Aussehen verloren. Die Taille ihres Konfirmationskleides war noch vorhanden; der Rock hatte anderen Zwecken dienen müssen. Sie nahm das verschossene Leibchen in die Hand, ließ wehmütig ihre Augen darauf ruhen und konnte sich nicht entschließen, es in den großen, offen stehenden Sarg zu werfen, in dem ihre ganze Jugend und Mädchenzeit begraben lag.

Dann wurde alles eingemottet und eingestäubt; sorgsam verklebte sie etwaige Ritzen, packte ein Mullkleid wieder aus, weil es zu weit unten geruht, und legte es oben auf, damit

es nicht zerdrückt würde, obgleich sie es doch seit fünfzehn Jahren nicht getragen und wohl nie wieder benutzen konnte.

Endlich wurden in den letzten Tagen vor der Abreise noch die Vorhänge abgenommen. Aus Sparsamkeit machte sie es mit dem Mädchen allein. Vorsichtig wurden sie zusammengelegt und Emma aufgetragen, sie zu reinigen, zu waschen, zu plätten während der Abwesenheit ihrer Herrin.

Überhaupt mußten diese vier Wochen benutzt werden, alles gründlich nachzusehen. Zuerst hatte Cäcilie auch die Absicht, den Tischler kommen zu lassen, um ein paar wacklige Beine gerade zu richten, Firnis und Politur hier und da aufzufrischen. Doch dann ließ sie es bleiben, mit dem glückseligen Gedanken: es war ja nicht nötig, denn wer weiß, welche von ihren Möbeln sie einmal hinübernehmen würde in die neue Häuslichkeit.

In die alten Tücher noch aus dem Vaterhaus, mit denen einst der Salon zugedeckt worden, packten sie jetzt die Möbel, das gebrechliche Sofa und die Lehnstühle. Der Teppich, auf dem unendliche Fußspuren hinzogen vom Gebrauch der Jahre, gleich Fußwegen im Walde, ward zusammengerollt und in eine Ecke gelegt. Und als Cäcilie darunter einigen Staub entdeckte, drohte sie dem Mädchen mit dem Finger und sagte:

— Ei, ei, Emma, wir müssen aber besser aufwischen.

Doch als wäre dieser Vorwurf trotz des „wir" schon zu stark gewesen, fügte sie noch halb für sich, halb für das Mädchen hinzu:

— Es ist meine Schuld, ich hätte daran erinnern sollen.

Am letzten Abend vor der Abreise spannte sie im Schlafzimmer vor dem Zubettgehen einen Shawl vor das Fenster, damit man nicht hereinsehen könnte. Dann las sie ein Kapitel in der heiligen Schrift. Und als sie das Buch geschlossen

auf den Knieen hielt, kam innige Rührung und Dankbarkeit über sie, wie ihr Leben sich gestaltet, eine Dankbarkeit gegen Gott, der sie bis hierher geführt und sie noch weiter leiten würde.

Dazu eine Fest- und Jubelstimmung. Sie ging hinaus in die Welt. Sie sollte die Schönheit der Natur sehen, den Süden, Italien. Und allein, wie sie fortging, kehrte sie nicht zurück, wenigstens in Gedanken. Denn am Bahnhof, wenn nach diesen vier Wochen der Entfernung der Zug einlief in Dresden, stand dann wohl auf dem Bahnsteig eine hohe Gestalt, suchte ängstlich nach dem Fenster, aus dem sie mit dem Taschentuch winkte. Dann durfte sie sich in seinen Arm hängen als seine Braut, in den Arm, der sie sicher führen würde durch das ganze Leben.

Cäcilie verließ schon am andern Morgen ihre Wohnung. Sie blieb den ganzen Tag bei Martha, um die Kindersachen einzupacken. Am Abend sollte es über München nach dem Süden gehen.

Sie hatte ein paar Tage vorher bei Irene vorgesprochen und ein halbes Stündchen mit ihrem Schwager gesessen, der, wie immer, wenn er sie wirklich einmal sah, nett und freundlich mit ihr war. Er kannte „dort unten" alles, gab ihr gute Ratschläge, nannte ihr Pensionen und Hotels. Aber alles hatte keinen Wert, denn es waren lauter Etablissements ersten Ranges, in denen zu wohnen weder Martha noch Cäcilie je die Absicht gehabt.

Als es zu Fuß zum Bahnhof ging, kamen sie an des Professors Haus vorüber. Unwillkürlich schielte Cäcilie hinauf zum zweiten Stock, der vielleicht bald ihr Heim sein sollte.

Isidor wollte dafür sorgen, daß sie zwei Abteile allein bekämen. Da der Zug nicht sehr besetzt war, fand er damit

keine Schwierigkeit, um so weniger, als die Betriebsbeamten den wohlbekannten Vorgesetzten mit militärischer Strammheit grüßten.

Für die Kinder war die Reise eine so große Unternehmung wie für Cäcilie auch.

Die ältesten Mädchen hatten Taschen umgehängt, um darin all' die wichtigen Gegenstände zu bewahren, die zu einer Reise unbedingt nötig waren. Bei ihnen allerdings nur das Taschentuch und, als brauchten sie eine eiserne Ration, je drei Zwiebäcke.

Fritz und Ernst waren nicht zu bewegen, auf ihrem Platz zu bleiben, sondern stiegen unausgesetzt unter irgend einem Vorwand aus und ein, bis endlich ein Machtwort des Vaters sie zur Ruhe zwang.

Cäcilie hatte die kleine Cécile übernommen, die schwerste Aufgabe, da sie auf der Reise wahrscheinlich die größte Mühe verursachen würde.

Martha saß unter ihren Kindern einmal in diesem Abteil, einmal in jenem, wie eine Hennenmutter unter ihren Küchlein, selbstzufrieden, hier weisend, dort verbietend.

Wenn sie über die Reise etwas gefragt ward, gab sie mit der größten Sicherheit Antworten aufs Geratewohl, die beinah' immer unrichtig waren.

Cäcilie, die stundenlang Kursbuch und Bädeker studiert, hätte sie widerlegen können, that es aber nicht, um der Autorität der Mutter nicht zu schaden.

Isidor blieb bis zum letzten Augenblick draußen stehen. Dann kam der Schaffner, grüßte und bat um Entschuldigung, daß er die Wagenthür schließen müsse. Worauf Isidor im Vollgewicht seiner Eisenbahnwürde besänftigend meinte:

— Schon gut! Schon gut! — einstieg und, nachdem sich der

Zug in Bewegung gesetzt, seinen Hut in das Gepäcknetz legte, um eine schwarzseidene, nach Art der Kochmützen gestaltete, Kopfbedeckung aufzusetzen.

Er machte den Reiseführer und rief jetzt, als der Zug kaum eine größere Geschwindigkeit gewonnen:

— Kinder, schnell hinaussehen! Abschied von Dresden.

Worauf unter Geschrei alles an die Fenster stürzte und mit den Taschentüchern den verschwindenden Häusern ein Lebewohl zuwedelte, als wären sie ein Zurückbleibender auf dem Bahnsteig.

Aber schon klang eine erziehende Maßregel des Vaters. Sie sollten sich nicht zu sehr an die Scheiben lehnen, die könnten brechen. Die älteren dürften den Kopf nicht hinausstecken wegen etwa vorüberkommender Züge und dann wegen des Rußes, der im Kindesauge auf vierundzwanzigstündiger Reise nicht zu den Annehmlichkeiten zählt.

Als sie in den Plauenschen Grund einbogen, begnügte sich Isidor, die Damen aufmerksam zu machen, dies sei diese Station, dies jene. Bei den Kindern erregten in Tharandt die Baumriesen der Heiligen Hallen ein ehrfürchtiges Staunen. Obgleich eigentlich keines wußte, warum. Martha belehrte die beiden Ältesten:

— Hier spielt nämlich die Zauberflöte. Das ist wenigstens so gedacht. Ihr wißt die Arie: ‚In diesen heil'gen Hallen'.

Niemand widersprach.

Jetzt wurde alles zur Nacht vorbereitet. Es kam ein Tunnel. Die Lampen waren schon angezündet. In den beiden Wagenabteilen zweiter Klasse wurden die Kinder, nachdem die Sitze mit Hilfe des Schaffners herausgezogen, neben- und über einander gelegt, allen anempfohlen, ja keinen Lärm zu machen, die übrigen nicht aufzuwecken, sich ordentlich zuzudecken,

denn wenn es auch heiß sei, würde es in der Nacht kühl werden.

Dann wurde ausgepackt. Das ganze Handgepäck kam in Bewegung. Schließlich hatten sich das Fräulein und Martha in ihre Ecken gesetzt und schlummerten, ehe irgend jemand daran dachte, ob denn Cäcilie eigentlich Platz fände.

Sie hatte die kleine Cécile neben sich gebettet und konnte kaum sitzen, weil das Kind den Raum einnahm. So blieb sie, ohne sich zu rühren. Die Nacht würde nicht bequem werden, aber es schlief ja alles schon, und sie wollte doch niemanden stören.

Der Zug lief und lief, ratterte, rasselte, rasaunte. Die Räder klangen auf den Schienenstößen. An den Kurven legte sich der Wagen nach der Seite, daß ein kleiner Ölrest oben in der Glaskugel des Lichtes an der Decke jedesmal die Bewegung mitmachte. Und immer weiter dampfte und stöhnte und keuchte der Zug in die Dunkelheit hinaus.

Isidor besaß als höherer Eisenbahnbeamter Anrecht auf eine Fahrkarte erster Klasse und hatte sich in das Nebenabteil zurückgezogen. Dort lag er der Länge nach ausgestreckt und schnarchte.

Cäcilie aber konnte es auf dem Raum, der ihr geblieben war, nicht mehr aushalten. Sie fühlte sich wie gerädert. Und nachdem sie sich überzeugt, daß die kleine Cécile tief atmete und so fest in der Senkung der Polster hinten an der Wand lag, daß sie nicht herunterrollen konnte, stand sie langsam auf, öffnete mit aller Vorsicht die Schiebethür, um keinen Lärm zu machen, und trat hinaus auf den schmalen Gang des Wagens.

Beide Hände legte sie auf die Schutzstange am Fenster, und im gleichmäßigen Takt des fahrenden Zuges begann sie

ein Lied zu summen, während sie durch die Scheiben hinausblickte auf die dunklen Felder, schwarzen Waldränder, auf den Sternenhimmel, der sich hell von der Erde abhob.

Sie konnte nicht schlafen. Ein Gefühl empfand sie wie als Kind zu Weihnachten, wenn sie im dämmrigen Zimmer wartete, daß die Klingel tönen sollte und die Thür aufgehen zur Weihnachtsstube.

In ihrem Leben hatte sich jetzt alles zum Guten gewendet, ihr stand nur noch Glück bevor. Diese vier Wochen erschienen ihr wie eine letzte Zeit der Sammlung, ehe sie ein neues Dasein begann.

Sie preßte die Stirn an die Scheiben. Aber sie sah nicht, was draußen in der Nacht an ihren Augen vorüberschoß, helle Lichter und dunkle Schatten, sondern sie war nur mit Plänen der Zukunft beschäftigt.

Sie fühlte zwar einen gewissen Widerstand bei den Geschwistern, doch den würde sie schon überwinden.

Es war doch auch nur recht, wenn sie Für und Wider abwogen im Interesse der Schwester.

Cäcilie hatte sich nicht einmal in ihren ersten Mädchenjahren ein stürmisch lautes Glück gewünscht. Sie war nicht von der Natur bestimmt, mit einem Jubelschrei dem Geliebten in die Arme zu eilen. Sie war eine von denen, die still die Hand reichen, ruhig sich anschmiegen. Aber sie meinte, ihre Liebe habe Treue und Dauer im Gefolge; wenn auch kein lodernde Feuer, so doch eine gleichmäßig-wärmende Glut.

Sie liebte diesen Mann, nur hätte sie es nie ausgesprochen. Aber sie hätte es ihm gezeigt durch Ergebung, durch Einfügen in sein Haus. Sie wäre still gekommen, hätte ihren Platz eingenommen am Tisch wie etwas Selbstverständliches — genau so, wie sie die Herzen der beiden Kinder gewonnen.

Da war es ihr, als hätte Cécile gerufen. Sie drehte sich um, öffnete die Schiebethür ein wenig und blickte hinein. Die Kleine lag jedoch unbeweglich da, mit dem Gesicht zur Wand. Cäcilie wollte sich auch ein wenig ausruhen, aber drin war kein Platz mehr. Die Kinder hatten im Schlaf die Füße ausgestreckt.

Deshalb blieb Cäcilie im Gang, klappte aus der Wand einen Sessel nieder und setzte sich, indem sie den Shawl, den sie um die Schultern geschlungen, enger anzog. Halb die Augen in die Dunkelheit hinaus gewendet, halb in den Dämmerschein des dahinrasenden Zuges, überließ sie sich ihren Träumen, die immer zurückkehrten zu ihrem künftigen Glück. So nickte sie halb ein.

Ab und zu fuhr sie fröstelnd auf. Dann übermannte sie wieder die Müdigkeit, und sie nickte ein.

Sie wurde geweckt durch Martha, die, da sie selbst nicht mehr schlafen konnte, auch nicht litt, daß ihre Schwester schlummerte. Sie meinte:

— Es ist eine furchtbare Hitze da drin. Und dann wird man ja ganz steif so vom Sitzen. Wenn ich mich bloß mal ausstrecken könnte.

Sie fragte nicht, warum Cäcilie hier draußen auf dem Klappstuhl säße. Es war selbstverständlich, daß man an sie nicht dachte, wie es die Schwestern gehalten, seitdem sie denken konnten.

— Ich will mal sehen, wo Isidor ist.

Martha schwankte davon, tastete sich an den Wänden hin, guckte in die andere Hälfte, wo die erste Klasse lag.

Sie befand sich rückwärts. Der durchgehende Wagen, in dem sie saßen, war der letzte des Zuges.

Cäcilie folgte ihrer Schwester mit den Blicken und sah sie dort verschwinden.

Nach einer Weile kam sie wieder und deutete in das letzte Halbabteil erster Klasse, das den Wagen schloß:

— Isidor liegt hier drin. Wenn der Sitz 'raufgeklappt würde, gäbe es zwei Lagerstätten. Weißt du was, du gehst ja doch nicht von der kleinen Cécile fort. Ich werde mich hier ein bißchen hinlegen. Cäcilie, willst du mir einen großen Gefallen thun?

— Sehr gern.

— Ach, dann sieh doch mal, ob du nicht den Schaffner findest. Ich helfe so lange Isidor das Gepäck herunterräumen, daß der Platz frei wird.

Cäcilie tastete sich den Gang hinunter und trat über die Verbindungsplatten durch den Harmonikabalg des D-Zuges in den nächsten Wagen, während sie hier und da in den Abteilen, wo die Vorhänge nicht ganz zugezogen waren, lang hingestreckte Gestalten auf den Polstern liegen sah.

Endlich fand sie den Schaffner, und er verschwand in der ersten Klasse, um für das Ehepaar die Lager zurecht zu machen.

Cäcilie fror im Gang. Und sie öffnete vorsichtig die Thür, sich auf Marthas verlassenen Platz zu setzen, nachdem sie Titchens Füße etwas zur Seite geschoben.

Einen Augenblick später fiel sie in bleiernen Schlaf.

Mitten in der Nacht wachte sie auf. Sie hatte irgend einen Laut vernommen. Es waren die Kinder, die sich unruhig hin und herwarfen.

Mili hatte sich aufgerichtet, strich sich das Haar aus der Stirn, blickte sich nach allen Seiten um und rief:

— Wo sind wir?

Sie verlangte keine Antwort, sondern schmiegte sich wieder in ihre Ecke. Cäcilie erhob sich und sah nach Cécile, die sich auf die andere Seite gewendet hatte. Als sie das

kleine Gesichtchen erblickte, fand sie es so niedlich im Schlaf, daß sie sich niederbeugte, es leise zu küssen.

Inzwischen hatte Titchen wieder der Tante Platz ganz eingenommen. Und obgleich Cäcilie vorsichtig versuchte, die Füße zur Seite zu drängen, schien es nicht möglich. Das Mädchen strampelte, stammelte etwas im Halbschlaf, man solle sie zufrieden lassen, und abermals siegte Cäciliens Gutmütigkeit. Sie ging hinaus auf den Gang. Sie konnte so wie so nicht mehr schlafen und fand es im Wagenabteil unerträglich heiß. Nun lief sie draußen auf und ab. Zuletzt blieb sie am Ende des Wagens stehen, und da der Mond schien, sah sie unter sich, durch die Scheiben der geschlossenen Thür, zwei lange, glitzernde Schlangen rückwärts schießend fliehen: die Schienen, auf denen sie dahinrollten.

Sie verfolgte sie eine Weile. Es war, als kämen sie sich in der Ferne immer näher, dann verloren sie sich in der Dunkelheit.

Unter ihr schoß der Boden fort. Ab und zu tauchten rechts und links Laternen und Signallichter auf. Ein erleuchtetes Bahnwärterhaus glitt wie der Blitz vorüber.

Sie versank wieder in ihre Träume. Unbewußte Gedanken von zukünftigem Glück und Frieden. Und immer wieder sah sie dabei hinunter auf die beiden glitzernden, monderleuchteten Stahlschlangen. In gleichmäßig wiederkehrender Bewegung verfolgte ihr Auge die Schienen von dem Punkt unten, wo sie in Wagenbreite aus einander standen, bis hinaus in die Ferne, wie sie sich näherten und näherten und endlich in einander übergingen.

Da sah sie in der Weite einen Lichtschein und, wie sie abermals, in dieser regelmäßigen Bewegung die Schienen verfolgend, in die Ferne streifte, den Lichtschein näher und näher.

Nun ward sie aufmerksam und konnte bald Lichter unterscheiden, zwei Punkte, von denen ein matter Strahlenschein nach allen Seiten ausging.

Näher und näher kamen die Lichter. Es war ihr, als ob der Zug die Bewegung etwas verlangsamt hätte. Das Rattern und Stöhnen, das Klappern und Klirren klang weniger laut. Vielleicht näherten sie sich einer Station.

Aber die Lichter rückten heran. Bald erschienen sie Cäcilie wie zwei große feurige Augen, die über die Schienen ihre Strahlen warfen.

Noch betrachtete sie sie ganz ruhig. Sie fragte sich, was das bedeute, woher sie kämen. Schließlich meinte sie, es müßte wohl ein Zug sein auf dem Nebengleis, denn die beiden Lichter waren die Laternen einer Lokomotive.

Aber sie wuchsen so ungeheuer, größer und größer, näher und näher, verdoppelnd ihren Schein, in der Nacht immer heller strahlend, daß Cäcilie plötzlich eine unbestimmte Angst überfiel.

Es konnte doch kein Zug hinter ihnen herkommen, er hätte ja auf demselben Geleise fahren müssen!

Da war es ihr plötzlich, als befände er sich doch auf demselben Geleise. Er war von rechts hereingebogen, irgend woher aus einer Abzweigung, einer Kurve.

Cäcilie hatte das Gefühl, als jage er wie ein verfolgender Feind hinter ihnen drein. Die Lichter wuchsen und wuchsen, sie sah etwas wie eine große dunkle Masse — die Lokomotive, den Schornstein.

Ihr ward immer mehr Angst. Der Zug war wirklich hinter ihnen, nicht zur Seite. Was bedeutete das? Und da ihr Wagen immer langsamer zu fahren schien, hatte sie mit einem Male die Gewißheit: der andere saust auf uns zu,

überholt uns und rennt auf uns drauf. Da dachte sie an die Kinder, an die kleine Cécile, lief zurück, als verfolgten sie die beiden großen Augen, die schon in den Gang hineinzuleuchten schienen. Sie hatte nur noch Zeit, bis an das Abteil zu eilen, als sie einen langgedehnten, gellenden Lokomotivpfiff vernahm, es taghell ward im Wagen und mit einem Male ein furchtbarer Krach erfolgte wie ein Donnerschlag, daß sie das Gleichgewicht verlor und, ehe sie die Thür öffnen konnte, durch die Gewalt des Anpralls auf dem Gang zu Boden stürzte.

Es splitterte, dröhnte, Holz brach, Eisen verbog sich, ein Hagel von Glasstücken, abgesprengten Metallteilen ergoß sich in das Innere des Wagens. Es was ihr, als hörte sie noch ein paar gellende Rufe, und sie hatte nur noch den Gedanken: „Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder, die armen Kinder!" Sie rief laut:

— Cécile!

Dann schwanden ihr die Sinne.

26.

Der Zug hatte kurz vor Hof seinen Gang verlangsamt. Von hinten war der Berliner Kourierzug, an den der durchgehende Wagen angehängt werden sollte, gekommen, in der Meinung, die Strecke sei frei. Er hatte den Dresdener Zug nicht geahnt, da, in der dunklen Nacht, durch irgend einen unglücklichen Zufall die Schlußlaterne verlöscht gewesen, und

war, als er sein Vorhandensein erst hundert Meter vorher erkannt hatte, trotz Gegendampf und Bremsen in ihn hineingefahren.

Es klang Geschrei von allen Seiten, die Thüren hatten sich überall geöffnet, in wahnsinniger Aufregung stürzten die Reisenden auf den Bahnkörper, zum Teil in Nachtkleidern aus dem Schlafwagen. Ein paar Weiber rasten verzweifelt auf und ab und schrieen:

— Hilfe! Hilfe!

Die Schaffner gingen mit den Laternen hin und her, suchten die Menschen zu beruhigen, und der Zugführer rief:

— Niemand aussteigen lassen. Wieder einsteigen. Einsteigen. Es ist nichts geschehen.

Die Reisenden wurden mit Gewalt in die Wagen zurückgedrängt.

Es war doch etwas geschehen. Die Lokomotive des Berliner Zuges hatte sich in die Hälfte des letzten Wagens gebohrt, ihn halb aus den Schienen reißend. Und die beiden standen nun da, in einander gerannt wie zwei verkämpfte Hirsche. Die Berliner Lokomotive, von der Heizer und Maschinenführer im letzten Moment abgesprungen waren, mit den Vorderrädern entgleist, tief in die Erde eingebohrt, seitwärts geneigt, mit eingedrücktem Schornstein, während zischend unausgesetzt der Dampf entfuhr, als ob der Koloß, zu Tode verwundet, fauchend seinen Atem ließe.

Der letzte Wagen, in dem sich Rangenhofens befanden, war, als hätte ihn ein Stier auf die Hörner genommen, empor gehoben und starrte in den Himmel. Die Rückwand war eingedrückt, alle Fensterscheiben entzwei, die Decke stand in einzelnen Splittern in die Luft, verbogene Eisenteile spreizten sich gleich Flossen eines Fisches nach allen Seiten. Aus dem

Wagen klang ein furchtbares Angstgeschrei, während in Stößen die Lokomotive den Dampf von sich gab, die Lichter der Beamten herumirrten und der Zugführer einen Schaffner, der verzweifelt hin und her lief, anherrschte:

— Verlieren Sie doch nicht den Kopf! Waren denn Personen im letzten Wagen? Wer war drin?

Der Schaffner konnte immer noch nicht antworten, aber der Zugführer wartete es nicht ab, sondern suchte die Thüren zu öffnen, um denen darin Hilfe zu bringen.

Die Kinder standen am Fenster und jammerten. Titchen schrie:

— Mein Kopf, mein Kopf.

Das Fräulein hatte ganz den Verstand verloren, und rief durch die eine zerbrochene Fensterscheibe, die zersplittert aussah wie ein Spinnwebennetz, hinaus:

— Um Gottes willen, die Kinder, die Kinder, die Kinder.

Dazu klang unausgesetzt das Schreien der übrigen: Lilli brüllte, die beiden Jungen weinten, nur von der kleinen Cécile hörte man nichts. Mili war starr vor Schreck und bat nur ganz leise:

— Lassen Sie mich doch 'raus. Lassen Sie mich doch 'raus.

Doch die Beamten gaben sich vergeblich Mühe, die Thüren zu öffnen. Durch den Stoß war alles verbogen und verklemmt. Schließlich mußte den Kindern vom Fräulein einzeln durch das Fenster hinausgeholfen werden, nachdem der Zugführer noch vermittelst einer abgerissenen Eisenschiene die Splitter aus dem Rahmen entfernt, damit sich niemand schneiden sollte.

Alle hatten dermaßen den Kopf verloren, daß niemand nach Cäcilie oder den Eltern fragte, bis endlich Titchen rief:

— Wo ist denn die Mama? Wo ist die Mama?

— War denn noch jemand drin? — fragte der Zugführer nun fast grob. Und der Schaffner, der jetzt seine Fassung wieder gewonnen und wie ein Pferd arbeitete, die Kinder in Sicherheit zu bringen, schrie:

— Der Herr Regierungsrat. Herr Regierungsrat von Rangenhofen ist doch drin und seine Frau!

— Ja, wo sind die denn?

— Sie müssen noch drin sein.

Jetzt begann das Fräulein:

— Um Gottes willen, die gnädige Frau! Wo ist die gnädige Frau? Herr Gott, es ist ein Unglück geschehen!

Und sie, die zuletzt herausgeholt worden, setzte sich draußen auf den Boden, bekam einen Weinkrampf, zitterte, klapperte, schluchzte unausgesetzt und stöhnte:

— Das ist furchtbar, furchtbar, furchtbar!

Die Kinder umringten sie, von einigen Herren aus dem Nebenwagen und ein paar Schaffnern möglichst beruhigt.

Aber sie jammerten unausgesetzt:

— Wo ist die Mama? Wo ist der Papa? Papa, komm doch!

Lilli rief:

— Tante Cäcilie! Wer rettet Tante Cäcilie?

Dann klagte die kleine Cécile:

— Ich habe Wehweh. Mir thut der Kopf weh.

Und jetzt meinte Mili wieder mit starrer Betonung, als dürfe ihr Wille niemals gebrochen werden:

— Ich fahre nie wieder Eisenbahn, ich fahre nie wieder Eisenbahn. Hört ihr, ich will nicht.

Dann begann auch sie fürchterlich zu schluchzen.

Mit einem Male stand das Fräulein auf, riß die Kinder an sich, wollte mit ihnen davonlaufen und rief:

— Rettet euch! Fort, fort, rettet euch! Es kommt noch ein Zug.

Dabei kreischten ein paar andere Damen, die trotz der Bemühungen der Schaffner, sie wieder in die Wagen zu bringen, ausgestiegen waren, laut auf, und rannten den Bahndamm hinunter, querfeldein in die Dunkelheit hinaus.

Währenddessen hatten die Beamten die eine Thür aufgebrochen, ein paar Herren vom Nebenwagen arbeiteten mit, und jetzt trugen sie Cäcilie heraus, über und über blutbedeckt, eine Wunde an der Stirn.

Aber trotzdem dachte sie, als sie zur Besinnung gekommen, war, nicht an sich selbst, nur an die Kinder. Sie nannte sie bei Namen, umarmte sie einzeln mit Thränen in den Augen und fragte:

— Seid ihr denn nur alle da? Seid ihr denn nur alle gesund?

Doch plötzlich fuhr sie auf:

— Wo ist denn Martha?

Und als wäre bisher ihr Gedächtnis weggelöscht gewesen, kam ihr plötzlich die Erinnerung an das Herannahen der beiden glühenden Lokomotivaugen, machte sie sich klar, daß gerade in dem letzten Wagenabteil Schwester und Schwager geschlafen, in dem Abteil, das jetzt hoch über der verbogenen Esse der Lokomotive in die Luft stand, zerdrückt, zertrümmert und zerschlagen. Sie stürzte auf den Wagen zu, nahm irgend einen wildfremden Menschen, einen der Herren, die mit arbeiteten, beim Arm und rief:

— Ich muß hinein, dort muß ich hinein. Meine

Schwester ist ja da drin. Um Gottes willen, retten Sie meine Schwester.

Der Herr suchte sie zu beruhigen:

— Gnädige Frau, Sie können nichts helfen. Setzen Sie sich hierhin, warten sie ab. Wir werden gleich nachsehen, es wird schon nichts geschehen sein. Haben Sie kein Angst.

Doch Cäcilie wehrte sich:

— Nein, nein, nein. Lassen Sie mich, lassen Sie mich! Ich will zu meiner Schwester. Wo ist sie?

Ein Schaffner, der jetzt auf die Trümmer hinaufgeklettert war, machte ein Zeichen wie: „Hier ist alles aus."

Da führte man sie mit Gewalt weg, während sie in ihrer Aufregung die Männer fortzustoßen suchte und immer rief:

— Warum läßt man mich nicht zu meiner Schwester. Ich will wissen, wo meine Schwester ist. Wo ist mein Schwager?

Sie konnte nichts sehen, das herabtröpfelnde Blut lief ihr in die Augen. Man hatte ein Taschentuch naß gemacht, wischte sie ab, und brachte sie und die Kinder in einen anderen Wagen.

Cäcilie ließ sich ruhig hinaufheben, dort hinlegen. Schreiend, weinend folgten die Kinder.

Nur das Fräulein schrie, als hätte sie den Verstand verloren:

— Nein, nein, ich fahre nicht Eisenbahn. Ich gehe nicht hinein, ich steige nicht ein.

Sie wurde von den Herren, die die Pflege der Verunglückten übernommen hatten, in den Zug gestoßen, weil die Schaffner, die Laternen schwenkend, riefen:

— Gleis frei! Gleis frei! Der Münchener Kourierzug.

Die aufs Feld gelaufenen Frauen kamen nun kreischend

zurück, blieben gerade auf dem bedrohten Gleise stehen und wurden endlich nach einigen vergeblichen Versuchen wieder in den Abteilen eingesperrt.

Die Schaffner hatten mit der Möglichkeit gerechnet, daß der Zug käme. Es war aber schon von der Blockstation aus nach Hof telegraphiert worden, denn die entgleiste Lokomotive hätte das Vorbeikommen des Zuges unmöglich gemacht.

Immer noch fauchte dampflassend die Maschine, während die Leute an dem zertrümmerten Waggon arbeiteten, um Martha und Isidor zu bergen, obgleich keine Hoffnung schien, daß sie mit dem Leben davon gekommen sein könnten, da der Wagen an seiner Stirnseite vollkommen eingedrückt war.

Jetzt wurde der Heizer des Berliner Zuges gebracht, den man ein Stück weiter unten auf der Strecke gefunden. Er hatte sich beim Abspringen schwer verletzt, während der Führer der Maschine mit einer Handverstauchung davongekommen war.

Wieder riefen die Schaffner:

— Niemand darf aussteigen.

Doch von allen Seiten erschienen in den Thüren und Fenstern Köpfe, wollten wissen, wie viel Tote es gäbe, wie viel Verwundete, was nun eigentlich würde, wie lange man hier noch liegen bliebe?

Und in der Nacht, die jetzt, da der Mond hinter Wolken getreten, ganz dunkel geworden war, irrten Lichter umher, klangen Rufe, während unausgesetzt der ausströmende Dampf der Maschine zischte.

Jetzt begannen einzelne Tropfen zu fallen, und ein leichter Regen ging nieder, während es dunkler und dunkler wurde.

Die erleuchteten Wagen der beiden in einander gefahrenen Züge warfen auf die umgebenden Felder lange Lichtscheine

hinaus, in denen man die Schatten der Reisenden sich bewegen sah.

Es hieß, eine Viertelstunde würde es noch dauern, bis eine Maschine mit ein paar Wagen aus Hof entgegenkäme, um die Reisenden des Zuges aufzunehmen, denn er konnte weder vor- noch rückwärts.

Der zertrümmerte Schlußwagen wurde abgekoppelt, die Vorspannmaschine fuhr den Zug ein paar Meter auf dem Geleise vorwärts, so daß die miteinander verkämpften Zugteile wie ein schwarzes, ragendes Monument stehen blieben.

In dem Wagen arbeiteten beim Lampenschein die Beamten ununterbrochen. Ein Arzt hatte sich dazu gesellt, den man aus dem Berliner Zuge herbeigerufen. Aber es ward ihnen klar, daß den beiden Verunglückten in dem Abteil erster Klasse nicht mehr zu helfen sei.

Man hatte sie angerufen, sie gaben keine Antwort. Und aus der Stellung der Wände zu einander konnte man mit Sicherheit schließen, daß sie während des Schlafes bei dem Zusammenstoß augenblicklich in die ewige Ruhe hinübergesendet worden waren.

Die Lokomotive mit den Wagen von Hof war eingetroffen. Die Thüren des Berliner Zuges wurden geöffnet, die Reisenden mußten aussteigen und in dem jetzt in der tiefen Dunkelheit niederrauschenden Regen über die Schienen laufen, an der entgleisten Lokomotive vorüber, den ganzen Dresdener Zug entlang, bis zu den leeren Wagen, die ihrer warteten.

Die Leute kamen nun in langen Reihen, zum Teil ihr Gepäck schwer schleppend, deckenüberhangen, einzelne die Regenschirme aufgespannt. Die Damen schrieen und klagten, welche meinten, sie wollten lieber hier bleiben, man könnte vielleicht in dem Wärterhaus übernachten oder im

nächsten Dorf, — obgleich kein Dorf in der Nähe zu sehen war.

Die meisten hatten das Gefühl: nur um keinen Preis weiter, denn wer weiß, was noch alles geschehen konnte!

Jemand rief:

— Und wenn wir nun gerade in einen Zug hineinfahren!

Ein anderer fragte:

— Lassen denn die in Hof auch bestimmt keinen Zug fort?

Die Beamten suchten zu beruhigen. Ein paar Berliner wurden grob, während die sächsischen Schaffner freundlich zuredeten.

An der Unglücksstelle staute sich der Zug der Reisenden. Jeder wollte genau sehen, was eigentlich geschehen, jeder machte seine Bemerkung, gab einen guten Rat oder drückte sein Entsetzen aus. Und die Beamten trieben nur immerfort:

— Weiter gehen, meine Herrschaften! Weiter gehen! Einsteigen. Der Zug wartet nicht länger.

— Wieviel sind denn tot? — fragte einer.

— Zwei. Ein Herr und eine Dame, die im letzten Wagen waren, in der ersten Klasse — gab der Zugführer zurück.

— Das ist ja schrecklich.

— Ja. Aber weiter gehen, meine Herrschaften. Weiter gehen! Einsteigen!

Aber man wollte durchaus die Verunglückten sehen und beruhigte sich nur, als mitgeteilt wurde, sie steckten zwischen den Trümmern. Nun aber verlangte man zu wissen, wie es dem Heizer ginge, der abgesprungen.

Um sie vorwärts zu bringen, verbreitete jemand das Gerücht, der Zug, der die Berliner aufnehmen sollte, wäre

bereits fast voll, wer jetzt nicht schnell mache, bliebe unbedingt auf der Strecke liegen, unter freiem Himmel, in tiefer Nacht, bei strömendem Regen.

Das half. Die Leute begannen, mit Taschen, Decken, Sachen bepackt, zu laufen, um nur ja den Anschluß nicht zu versäumen.

Der Dresdener Zug blieb noch halten, um den vorschriftsmäßigen Abstand von dem anderen zu gewinnen.

Cäciliens Kopfwunde war verbunden worden. Es stellte sich heraus, daß sie nicht schlimm sei. Cäcilie dachte unausgesetzt an die Geschwister. Sie fragte, warum man nichts von ihnen hörte, und wollte in furchtbarer Aufregung aussteigen, um sich persönlich zu erkundigen, so daß schließlich einer der Herren zu einer List seine Zuflucht nahm und mit der Nachricht erschien:

— Ihre Geschwister können jetzt nicht mehr herein, sie werden später kommen. In Hof sehen Sie alle wieder.

Da beruhigte sich Cäcilie etwas. Aber sie begann leise zu weinen in der Ungewißheit über das Schicksal ihrer Schwester. Die Spannung der erregten Nerven ließ nach.

Die Kinder waren durch den Anprall wohl mit den Köpfen an einander geschlagen, die kleine Cécile vom Sitz heruntergefallen, aber es stellte sich heraus, daß niemand eine ernstliche Verletzung davongetragen.

Die Mädchen weinten auch, gaben sich aber zufrieden, als man ihnen sagte: sie würden Papa und Mama in Hof wiedersehen.

Unvernünftig benahm sich nur das Fräulein, das immerfort jammerte, sie führe nicht weiter. Bis endlich der Herr, der die falsche Nachricht von den Verunglückten gebracht, ziemlich scharf zu ihr sagte:

— Nun beruhigen Sie sich mal, Ihnen fehlt doch gar nichts. Sie machen ja nur alle nervös.

Da setzte sich das Fräulein teilnahmlos in eine Ecke, that, als ob sie schwer krank sei, schloß die Augen und kümmerte sich um nichts mehr.

Cäcilie blieb alles überlassen. Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, nicht mehr zu weinen, und obgleich ihr die Lippen zuckten, ging sie noch einmal von einem der Kinder zum anderen, sie zu trösten, sie würden die Eltern in Hof wiedersehen. Das sei die nächste Station, dort würden sie dann die Nacht bleiben, und morgen sei alles wieder gut.

Darüber klang der Pfiff der Lokomotive, wobei alles zusammenzuckte, als stünde ein neues Unglück in Aussicht. Das Fräulein rief:

— Wenn nur kein Zug entgegenkommt! O Gott, o Gott!

Sie setzten sich in Bewegung und fuhren langsam Hof zu.

Cäcilie aber, die gerettet worden, weil sie bei den Kindern geblieben, während die Eltern es sich bequem machten und sich selbstsüchtig streckten, streckten auf ihrem letzten Bett, Cäcilie faltete die Hände und sandte ein Gebet zum Höchsten, der sie in großer Gefahr gnädig bewahrt.

Es waren kaum Worte, es war ein inbrünstiger Dank, und die Bitte eingeschlossen, es möchte ihren Geschwistern nichts geschehen sein. Als sie die Hände aus einander faltete, nahm sie die kleine, weinende Cécile auf den Schoß. Als sei dieses Kind, das ja, wovon sie alle nichts wußten, Waise geworden war, ihr Fleisch und Blut, ihr doppelt zu eigen.

27.

Über dem Unglücksfall hatte Cäcilie ihre eigenen Pläne vergessen; sie wurden durch die Sorge um die Kinder zurückgedrängt.

Denn sie war, nachdem sie nach Dresden zurückgekehrt, für die erste Zeit wenigstens, ganz nach der Reichsstraße übergesiedelt, hatte sogar ihre Emma mitgenommen.

Das Fräulein erschien, statt zu helfen, als fünftes Rad am Wagen. Und nachdem die Beerdigung beider Eltern stattgefunden, schickte Cäcilie das Fräulein auf Rat des Arztes auf ein paar Wochen nach Hause, da sie seit dem Unglück unausgesetzt weinte und schluchzte.

Bei dem Begräbnis war der Professor nicht anwesend. Er befand sich noch in England.

Aber Cäcilie dachte nicht an ihre Zukunft. Es würde sich alles schon von selbst lösen, jetzt mußte sie bei den Waisen bleiben.

Sie übernahm die Sorgen des Hausstandes. Dabei ging ihr niemand zur Hand. Nahe Rangenhofensche Verwandte gab es nicht, Irene half in keiner Beziehung.

Sie posierte mit ihrer Trauer. Das Ereignis war auch zu schrecklich, zu entsetzlich, zu tragisch. Und daß es gerade sie getroffen hatte! Und sie schien sich in ihrer Trauer so zu vergraben, daß sie zu allem anderen unfähig wurde.

Als Cäcilie sie einmal um Rat fragte, nur um die Stimme eines anderen Menschen zu hören, antwortete Irene:

— Um Gotteswillen, erinnere mich nicht an diese grausige Sache. Ich bin ganz krank, wenn ich daran denke.

Cäcilie aber durfte nicht krank sein. Sie arbeitete wie ein Pferd, kümmerte sich um alles wie ein Mann.

Sie empfing die Besuche der Vorgesetzen und Kollegen ihres verstorbenen Schwagers. Ihr lag die Sorge ob für die Zukunft der Kinder, die nicht gerade in rosigem Lichte erschien, denn die Hinterlassenschaft bestand nur aus dem, was Martha von Väterchen geerbt.

Die Vorgesetzten Isidors sicherten Cäcilie zu, daß der Fall so behandelt werden solle, als ob der Regierungsrat im Dienst verunglückt sei. Eine Auffassung, die darin ihre Berechtigung fand, daß Isidor auf der Rückreise von Südtirol in München gewisse Abmachungen mit der bayerischen Staatsbahn-Verwaltung hatte treffen sollen.

So war denn der Familie wenigstens eine Pension gesichert. Aber leicht konnten die Verhältnisse bei sechs Kindern trotzdem nicht genannt werden.

Doch es war ein Glück für das alternde Mädchen, daß sie diese aufreibende Beschäftigung fand, denn es führte sie hinweg über alles Entsetzen, über die Folgen der ausgestandenen Angst.

Es erwachten in ihrer stillen, demütigen Altjungfernseele Mannesthatkraft und Trotz. Sie fühlte, hier galt es nicht, zu bedauern, zu beweinen, hier galt es, im Sinne der Verstorbenen für die Überlebenden zu sorgen, die nicht groß genug waren, für sich selbst den Kampf ums Dasein aufzunehmen.

Aber es mußte eine Entscheidung getroffen werden, nicht bloß für jetzt, auch für die Zukunft. Dazu wollten Else und ihr Mann auf einen Tag von Straßburg herüberkommen.

Sie wurden, um das Hotel zu sparen, bei Cäcilie untergebracht, deren Wohnung jetzt leer stand.

Cäcilie holte die kleine Schwester allein am Bahnhof ab. Sie ging abends auf dem Bahnsteig, den Zug erwartend, auf und ab, ganz in Schwarz, mit langem Kreppschleier.

Und wieder sah sie von weitem wie damals in der Nacht zwei große, feurige Lokomotivaugen sich nähern, die immer wuchsen und wuchsen. Sie mußte sich abwenden, sie konnte den Anblick nicht ertragen, so deutlich stand wieder vor ihrem Gedächtnis der Moment, wo sie hinten im Wagen auf die mondbeglänzten Geleise hinausgestarrt, und mit einem Male in der Dunkelheit die Lichter der Maschine aufgetaucht waren.

Es war ihr, als müßte im nächsten Augenblick abermals jenes Krachen und Splittern erfolgen und sie hinstürzen auf dem schmalen Gang des Wagens. Und dieser Gedanke hielt sie fest, bis sie plötzlich die kleine Else rufen hörte:

— Cäcilie! Meine liebe, arme Cäcilie!

Dann küßten sich die Schwestern, die so lange getrennt gewesen. Cäcilie blickte ihren Schwager an. Er sah nicht mehr so jugendlich aus, war etwas männlicher geworden und jetzt ganz gebräunt von Luft und Sonne.

Arm in Arm gingen die Schwestern nach der Droschke. Und während Hans das Gepäck besorgte, saßen sie im Wagen neben einander, Hand in Hand. Cäcilie mußte erzählen von dem Warten in Hof, von der Gewißheit, daß die Geschwister tot, von der Rückkehr nach Dresden, von der Abholung der Leichen, von der Beisetzung, zu der Else und Hans in der Schnelligkeit nicht mehr hatten kommen können.

Es dauerte lange, bis das Gepäck erschien. Die Schwestern schütteten ihr Herz aus, beide weinten. Endlich ging ihr Kummer über in die Glückseligkeit, sich wiederzusehen. Die kleine Else umarmte lange ihre Schwester, dann ließ sie sie plötzlich los und blickte sie an:

— Aber du, du meine arme kleine Cäcilie, du hast ja von dir selbst gar nichts gesagt. Wie geht es denn dir? Sieht man die Wunde denn noch?

Cäcilie lächelte:

— Ach, es war ja nicht der Mühe wert. Und ich, — das ist ja ganz gleich.

— Nein, so mußt du nicht immer sprechen, Cäcilie! Aber wirklich man sieht nichts. Oder hast du das Haar darüber gezogen? Mir kommt's so vor, irgend etwas ist an dir verändert. Trägst du denn das Haar anders?

— Nein, genau so wie sonst.

Die kleine Schwester blickte sie wieder an, beugte sich zurück, sie zu betrachten. Cäcilie mußte den Schleier in die Höhe schlagen.

Else guckte sie lange und sagte dann gedehnt:

— Man sieht nichts. Aber du bist anders geworden, Cäcilie. Du siehst so ernst aus!

Cäcilie meinte:

— Ich habe auch Ernstes erlebt.

— Und dann, weißt du, ich finde . . . du nimmst doch deiner kleinen Schwester nichts übel, nicht wahr? Du weißt ja, wie ich denke — weißt du, ich finde . . . ich finde nämlich: du bist älter geworden, viel älter.

Aus ihren Worten klang ein derartiges Erstaunen, daß Cäcilie sagte:

— Du vergißt, daß wir uns Jahre nicht gesehen haben, Else.

Die Schwester beugte sich ganz nahe zu Cäcilie und strich ihr das Haar:

— Jetzt weiß ich, warum ich's geglaubt habe. Nein, du bist ja — sonst siehst du ja aus wie früher —, aber du hast ja ganz graues Haar. Das sieht man nur bei dem Blond nicht gleich. Nein, sieh nur, an den Schläfen bist du ja wahrhaftig ganz grau.

Cäcilie senkte die Stirn. Sie wußte nicht, wie es kam,

sie dachte an den Professor, als wolle sie nicht alt sein, nicht zu alt; denn ihr Leben sollte doch erst beginnen.

Da kam der Koffer. Während des Aufladens schossen ihr in bedrängender Fülle die Gedanken durch den Kopf an ihre Zukunft, als wäre es bisher verborgen gewesen und jetzt ausgelöst worden durch das graue Haar.

Eine Beklemmung befiel sie. Was sollte werden? Um Gottes willen, die Kinder! Sie hatten ja niemanden!

Da fingen die Geschwister an zu sprechen, und sie wurde ihren Gedanken entrissen.

Sie fuhren nach Cäciliens Wohnung. Während des Weges erzählte Else von ihren Kindern. Beiden ginge es gut, und die kleine Hanna könnte schon schreiben und lesen und wäre groß, dick und gesund.

Doch als beschäftige die Geister das Schicksal der Waisen, kehrte immer die Frage zurück: was wird aus ihnen?

Und als Cäcilie die Geschwister verließ, um nach der Reichsstraße zurückzukehren, sagte Else beim Abschied, nachdem sie sich für den nächsten Tag verabredet, an dem sie Irene und ihren Mann zum Familienrat treffen wollten:

— Cäcilie, weißt du, daß wir uns schon etwas gedacht haben?

— Nun?

— Ja, was mit dir werden soll . . .

Cäcilie schoß das Rot in die Wangen, — hatten die denn auch etwas gehört? Und sie fragte zögernd:

— Nun, was habt ihr denn gedacht?

— Wir haben gedacht, die Lösung würde wohl so sein, daß du ganz zu den Kindern zögest.

Hans sagte lächelnd:

— Ich weiß auch jemanden, der sehr glücklich darüber wäre.

Else fügte hinzu:

— Dann wärest du nicht mehr allein, dann hättest du deine Familie.

Hans fuhr Cäcilie streichelnd über die Schulter:

— Denke dir einmal, Cäcilie, sechs Kinder und keinen Mann!

Dann lachte das Ehepaar herzlich. Aber Cäcilie nahm schnell Abschied, und als sie die Treppe hinunterhuschte, waren ihr die Augen naß geworden.

28.

In der Wohnung auf der Reichsstraße fand der Familienrat statt. Irene und ihr Mann ließen lange auf sich warten, währenddessen blieb Else bei den Kindern.

Nur die ältesten Mädchen schienen eine klare Vorstellung davon zu haben, was es bedeute, die Eltern zu verlieren, während Fritz und Ernst ruhig spielten, Cécile sogar wie eine Besessene herumlief, einen kleinen, zerbrochenen Wagen ohne Räder an einem Strick hinter sich herschleifend, tutete, trarate, bis Else es ihr verwies.

Es hatte zur Folge, daß das Kind anfing zu weinen, von der Tante nichts wissen wollte und nach Cäcilie fragte.

Die war aber vorn und sprach mit Hans.

Sie standen an Isidors verlassenem Schreibtisch, und obgleich er eigentlich dort nie gearbeitet, machte es ihnen trotzdem einen trübseligen Eindruck, so daß Hans sagte:

— Es ist doch immer ein zu eigenes Gefühl, sich zu sagen: Hier hat nun ein Mensch gewohnt und gelebt und ist glücklich gewesen. Hier hat er im Kreise seiner Familie gesessen. Und das ist nun alles aus, weggelöscht, kein Hahn kräht danach, ja es ist, als ob es überhaupt nie gewesen wäre.

Cäcilie nickte:

— Aber man merkt doch, daß es da war, wenn man an die Lücke denkt, die zurückbleibt.

Hans hatte seine eigene Philosophie. Er meinte, indem er an das Fenster trat und zerstreut auf den Bismarckplatz hinaussah:

— Ja, die Lücke. Und trotzdem, wie schnell schließt sie sich! Ich habe das in Straßburg gerade jetzt ein paar Mal erlebt: mein Kompagniechef starb, dann kam ein Bataillonskommandeur fort, wir bekamen einen neuen Oberst, und das alles erschien einem im Anfang ganz unmöglich, und später ging es doch ausgezeichnet.

Cäcilie antwortete:

— Ja, wenn ihr einen anderen Oberst bekommen habt, so wurde der eben ernannt. Aber es fragt sich, was hier wird. Wir müssen doch alle für die Kinder sorgen, nicht wahr? Wir sind die Verwandten, andere sind nicht da. Nun wird ja ein Vormund bestimmt sein, aber immerhin, die Mutter fehlt. Alles geht zu ersetzen, nur die Mutter nicht.

Doch da drehte sich Hans herum:

— Denke dir mal, jetzt werde ich gleich etwas sagen, was du wahrscheinlich unerhört findest. Aber ich glaube, die Kinder hätten an dir eine bessere Mutter, als an der armen Martha.

— Meinst du? — antwortete Cäcilie. Und nach einer Weile fügte sie hinzu: — Aber ich bin nicht die Mutter. Und wie soll ich ihnen Mutter sein?

— Nun, du wirst ihnen Mutter werden. So denke ich mir das doch wenigstens. Es ist doch ganz gegeben.

Cäcilie sah ein, daß sie nun sprechen mußte. Es war ihr um so lieber, als Else eintrat und sie es erst den beiden allein sagen konnte, die ihr am nächsten standen:

— Ich muß euch nämlich etwas mitteilen. Ich — ja wie soll ich das sagen? Hans hat eben gemeint, es wäre gegeben, daß ich hier Mutterstelle übernehme. Aber da muß ich euch ein Geständnis machen. Ich weiß nicht, ob ihr es gehört habt von Martha . . .

Else unterbrach sie:

— Der Antrag des Professors Rangenhofen?

— Ja.

Das Ehepaar sagte fast zugleich:

— Aber ich denke, das ist doch schon erledigt, der ist abgelehnt?

Cäcilie ward heftig und rief sehr laut, als müsse sie sich gegen einen unerhörten Angriff verteidigen:

— Wer hat denn das behauptet? Davon ist gar keine Rede. Ich habe nur noch nicht geantwortet. Ich wollte es mir überlegen, und jetzt werde ich antworten.

— Nicht geantwortet? — meinte Else erstaunt.

Cäcilie erzählte, wie es Isidor an ihrer Stelle übernommen, dem Professor zu antworten, da sie erst nach reiflicher Überlegung Ja oder Nein sagen mochte.

Die Geschwister blickten sie erstaunt an. Hans fragte:

— Was willst du ihm denn antworten?

— Ja!

— ‚Ja‘ antworten?

— Jawohl, ich will ihm ‚Ja‘ sagen.

Das Ehepaar war ganz verblüfft. Sie hatten sich so fest

eingeredet, es sei die natürlichste Sache von der Welt, Cäcilie zöge ganz zu den kleinen Neffen und Nichten, daß sie sich nun gar nicht hineinfinden konnten, wie das anders sein sollte.

Jetzt erschienen auch Irene und ihr Mann.

Es war zwischen Else und Hans und Cäcilie etwas wie eine augenblickliche Entfremdung eingetreten. Aber da Irene und Else einander noch ferner standen, kam es nun von selbst, daß sich die beiden jüngeren Schwestern zusammensetzten und Irene neben ihrem Mann auf der anderen Seite des Tisches blieb.

Irene sah sehr schön aus in ihrem Trauerkleide. Baron Börking war gleichfalls in tadellosem Schwarz. Er warf auf Hans' glänzend schwarze Seidenkrawatte, die für die erste Trauerzeit entschieden unrichtig erschien, einen mißbilligenden Blick, während er unwillkürlich nach seiner stumpf schwarzen Halsbinde griff, um zu prüfen, ob sie auch noch gute säße.

Das Ehepaar Serben begann die Auseinandersetzung, während Börkings zuerst thaten, als ginge sie im großen Ganzen die Geschichte nicht viel an.

Aus den paar Worten, die sie einwarfen, ward ersichtlich, daß sie sich über eines völlig klar waren: wie sie auf keinen Fall daran dächten, sich um die Kinder Marthas zu kümmern. Schließlich stand Günther auf und meinte, indem er die Sache vom Standpunkt des Mannes betrachtete, dem es leicht ist, eine Entscheidung zu treffen, weil er Folgen, Unannehmlichkeiten und Arbeit nicht auf sich zu nehmen hat:

— Mein lieber Hans und meine liebe Else und meine liebe Cäcilie! Darf ich euch mal sagen, was wir denken. Ich glaube, es ist eigentlich nicht nötig, daß wir uns den Kopf zerbrechen. Ich finde die Situation gegeben. Ja wahrhaftig, das ist das rechte Wort: „gegeben". Wir nehmen einfach den status quo an. Ihr wißt, Hans und Else, welche

wundervollen Eigenschaften unsere liebe Schwägerin hat. Du brauchst nicht rot zu werden, Cäcilie. Wir wissen alle, daß sie durch Charakter, Art und Wesen bestimmt ist, mit Kindern umzugehen, ja, daß von ihr, so zu sagen, ein Fluidum ausgeht, das die Kleinen gewinnt. Ein Fluidum, das ich riesig bewundere. Denn wenn ich Marthas Kinder nur in die Nähe komme, fangen sie eigentlich immer schon an zu brüllen. Kurzum, ihr kennt die wundervollen Eigenschaften Cäciliens. Und nun liegt die Sache, denke ich, einfach so: Else und Hans haben Kinder. Hans ist in seiner Dienststellung in Straßburg festgelegt. Die sind also einfach außer dem Spiel. Bleiben Irene und ich. Wir haben auch eine Tochter, haben aber auch unsere Verpflichtungen, sogar sehr viele Verpflichtungen. Und dann noch etwas, jetzt muß ich Irene bitten, ja nicht böse zu werden —: wir sind nicht die richtigen Leute dazu. Bei uns ist nicht das rechte Milieu für Kindererziehung — offen gestanden, habe ich ja manchmal selbst für unsere Eva-Marie einige Zweifel gehabt. Es ist schon gut, Irene, 's ist schon gut, ich weiß schon, was du sagen willst. Es geht in unserem Hause nicht so zu, wie es zugehen müßte, wo erzogen wird. Es ist bei uns nicht die nötige Ruhe. Die Kinder hätten, so wie wir einmal leben, nicht die genügende Häuslichkeit. Ihr seht, ich mache mich nicht besser, als ich bin, ich konstatiere nur Thatsachen. Ja, Irene, ich muß das nun mal sagen. Ich will ja gar nichts ändern darin, und ich bin ja auch ganz zufrieden so. Nur was dem einen paßt, paßt nicht für den anderen. Mit einem Wort, ich bin der Überzeugung, daß wir auch ausscheiden. Es bleibt also noch unsere liebe Cäcilie.

Er hatte in einem lächelnd liebenswürdigen Ton gesprochen, und blickte sich, des allgemeinen Beifalls gewiß, um.

Als alles schwieg, war er erstaunt und wendete sich nun geradezu an Cäcilie:

— Sei mir nicht böse, Cäcilie, wenn ich einmal diesen Punkt berühre. Du hast keinen Mann. Ich weiß, wie das im Leben ist, es hat sich eben nicht gefügt, und wenn ich es sage, wirst du mir nicht zürnen. Nicht wahr, Cäcilie, wir sind doch immer gute Freunde gewesen.

Sie hatte den Kopf tief gesenkt, hob ihn nun etwas und meinte dann — und sie war ganz bleich geworden —:

— Gewiß, Günther, gewiß.

Er fuhr fort:

— Na also. Ich betrachte es, so weit man bei diesem furchtbaren Unglück überhaupt von glücklichem Zusammentreffen reden kann, wirklich für ein solches, daß dir nun dein Weg vorgezeichnet ist, daß du hast, wonach du dich sehnst. Erinnerst du dich, als du mir einmal gesagt hast — es war bei uns im Boudoir, auch ist es schon eine ganze Ecke von Jahren her — da hast du mir gesagt, du fühltest dich so unnütz, du möchtest einen Beruf, eine Sendung, irgend etwas, was dein ganzes Dasein ausfüllt.

Er machte eine Pause, trat zu Cäcilie und wollte ihre Hand nehmen, als müsse er sie beglückwünschen zu dem, was sie gefunden.

Und er sagte warm und herzlich:

— Siehst du, hier hast du etwas, jetzt bist du nicht mehr unnütz. Ich glaube sogar, du wirst Glück und Befriedigung finden. Und erlaube mir, daß ich etwas sage, wovon ich vielleicht nicht immer überzeugt bin, aber doch in solchen — so zu sagen — meinen besten Momenten: wenn ich so ein Wesen sehe wie dich, das sich aufopfert für andere, so weiß ich auch, du bist viel mehr wert, als wir alle. Dann danke

ich dir für uns alte böse Egoisten, die, wenn Hilfe not thut, nicht mitmachen können oder nicht mitmachen wollen. Ja, du bist die beste von uns. Und daß du die Sorge für die Kinder übernimmst, dafür danke ich dir herzlich.

Er nahm ihre Hand, schüttelte sie und zog die widerstrebende Cäcilie zu Irene mit den Worten:

— Ihr wird's noch einmal vergolten werden. Jetzt danke ihr auch, Irene, und gieb deiner Schwester einen Kuß. Und damit ist die Haupt- und Staatsaktion beendet.

Doch Cäcilie erhob sich plötzlich. Statt sich von Irene kühl küssen zu lassen, warf sie den Kopf zurück, daß die Geschwister ihr aschfahles Gesicht sahen, mit verweinten, rotgeränderten Augen, und sagte, indem ihre Empfindung sich entlud wie ein jähes Gewitter:

— Es freut mich, was ihr Schönes und Gutes über mich denkt, und daß ihr sagt, ich bin nicht egoistisch und opfere mich für die anderen.

Aber das ist nicht wahr. Ich bin egoistisch und bin es gerade jetzt. Ich will mich nicht für andere opfern, ich will die Kinder nicht nehmen, ich will mein Glück haben, mein Glück für mich.

Ich habe Jahre lang nur an andere gedacht. Ich habe nichts gehabt von meiner Jugend. Ich habe, während ihr alle euch unterhieltet, dafür gesorgt, daß eure Kleider gemacht wurden, daß ihr anderen Schwestern auf die Bälle gehen konntet, daß ihr einen Mann fandet.

Ich habe meine Jugend verpaßt, — ich habe gar keine Jugend gehabt.

Ihr seid nicht daran schuld. Ich glaube — das erkenne ich heute — ich bin überhaupt nie recht jung gewesen. Ich war nicht die Natur danach. Und so könnt ihr nichts dafür,

ich beschuldige euch nicht und niemanden. Ich war so, es mußte so kommen, ich mußte so sein.

Und dann: Eine mußte zurückbleiben bei unserem lieben Väterchen. Das bin ich gewesen. Das ergab sich genau so von selbst, wie ihr meint, es ergebe sich von selbst, daß ich Marthas Kinder übernehme.

Und auch dafür, daß ich all' das auf mich nahm, wo eine jede von euch vielleicht einen Teil dazu hätte beitragen können, auch dafür könnt ihr nichts, Irene und Else und die arme Martha.

Ich bin nun einmal dazu geboren, ich mußte so sein, — und ich bin ganz glücklich gewesen.

Aber darüber bin ich alt geworden, darüber wurde ich alte Jungfer. Jawohl, ich wurde eine scheußliche, häßliche, alte Jungfer, eine alte Hausspinne, die vegetiert und niemandem etwas nützt. Und ich bin darüber noch häßlicher geworden, als ich war, und, wie Else gestern gesehen hat, habe ich graues Haar bekommen.

Nun hätte ich eigentlich kein Recht mehr auf Glück. Und nun denkt euch, ich habe die Unverschämtheit und will doch meinen Platz an der Sonne haben, will doch mein Glück.

Der Egoismus, der bald zwanzig Jahre lang geschwiegen hat, ist nun bei mir zum Durchbruch gekommen. Ich bin nicht alles das, was Günther an mir gerühmt hat, sondern ich bin schlecht, selbstsüchtig. Aber ich bin's erst jetzt geworden. Und die Jahre, in denen ich's nicht war, bestimmt nicht war, dienen vielleicht dazu, daß man's mir jetzt vergeben kann. —

Sie unterbrach sich, atmete tief auf, wagte aber nicht, die übrigen anzusehen, sondern starrte vor sich hin. Allmählich hatte sie wieder Farbe bekommen, und nach einem Augenblick

fuhr sie fort, immer erregter, immer heftiger, so daß es zuletzt in einem Ausbruch von Verzweiflung und Raserei endigte:

— Also nun hört, worum es sich handelt. Es hat ein Mann um meine Hand gebeten. Ihr mögt darüber lachen; eure Schwester ist alt und scheußlich und grau und verschrumpelt und schlecht dazu und hat nichts, was sie berechtigt, zu heiraten. Aber es ist nun mal doch jemand gekommen. Und ich stehe vor dem Scheidewege. Was soll ich thun? Soll ich mich weiter opfern, oder soll ich einmal an der Neige, ehe es soweit ist, daß niemand mehr nach mir fragt, soll ich da nun diesem einzigen und letzten — denn er ist der erste und einzige und wird auch der letzte sein — soll ich dem nun ‚nein' sagen?

Ihr meint, dort ist die Pflicht, dort sind die armen Waisen. Es muß jemand für sie sorgen, weil sie keine Mutter mehr haben.

Aber muß ich's denn gerade sein? Muß ich denn mein ganzes Leben hindurch immer dort zugreifen, wo andere nicht zufassen wollen?

Ich will einmal aus dem Wege heraus, ich will von meinem Schicksal los. Dieser Mann kommt. Ich kann auch nicht verstehen, was er an mir findet. Aber es ist so. Und er hat Zeit gehabt, es sich zu überlegen, — es ist keine Überstürzung. Ich habe ihm Frist gegeben, ich, die alte Jungfer, die ich keine Zeit mehr habe und eigentlich zugreifen müßte — gleich.

Jetzt sagt, was ihr wollt, ich greife zu. Wir drei Parteien hier haben gleiche Rechte und gleiche Pflichten. Aber ich habe zwanzig Jahre geholfen, jetzt seid ihr an der Reihe, heute überlasse ich's euch. Ich übernehme die Kinder nicht.

Die anderen waren so erschrocken, daß sie aufsprangen,

während Cäcilie sprach, und zurückwichen, als hätten sie eine Besessene vor sich. Sie stand da, ihre Lippen zuckten, ihre Hände zitterten. Nun schluchzte sie in furchtbarster Aufregung, lief an das Fenster, blickte hinaus, stützte sich an das Kreuz, preßte mit der rechten Hand das Taschentuch vor die Augen und trommelte mit der linken an den Scheiben.

Günther sagte nach einer Weile halblaut:

— Um Gottes willen, um Gottes willen, ich denke, die Geschichte ist längst aus.

Hans, der neben ihm stand, meinte flüsternd:

— Nein. Sie hat uns vorhin gesagt, daß es nicht aus ist.

Irene rief ärgerlich:

— Und es ist doch ein Blödsinn. Hier ist ihre Pflicht, es giebt Pflichten im Leben.

Die kleine Else aber klagte nur, während auch ihr die Thränen in die Augen traten:

— Um Gottes willen, meine arme Cäcilie ist ja ganz nervös, das ist schrecklich.

Günther raunte seinem Schwager zu:

— Sie ist hysterisch überreizt. Ich glaube, da ist weiter nichts zu wollen. Wir reden später darüber, wir müssen sie jetzt in Ruhe lassen.

Hans gab zurück:

— Ich habe aber keinen Urlaub länger. Ich habe doch geglaubt, es ginge alles ganz glatt.

— Ja, du siehst doch, wie's steht.

— Was wird denn dann?

Günther zuckte die Achseln. Irene meinte:

— Wir können doch die Kinder nicht ins Waisenhaus thun. Und zum mindesten für die kleine Cécile hat sie zu

sorgen. Es ist ihr Patenkind. Wozu sind denn die Paten da? Was hat sie denn bei der Taufe versprochen?

Cäcilie wendete sich um, trat ein paar Schritte ins Zimmer und sagte nun wieder ganz ruhig und gefaßt:

— Liebe Irene, hab' keine Angst, für die kleine Cécile will ich schon sorgen, und wenn ich sie mitnehmen sollte in mein neues Haus.

Aber sie war mit ihren Kräften zu Ende. Sie hatte nur noch das eine Bedürfnis: hinaus. Sie konnte darüber nicht reden. Es war ihr schon entsetzlich gewesen, auch nur dies zu sagen. Und da lief sie, als verfolge man sie, durch den Corridor nach hinten in die Kinderzimmer.

Die kleine Lilli stürmte ihr entgegen:

— Denke dir, Tante, ich habe die Aufgabe schon fertig und will . . .

Doch sie unterbrach sich, als sie Tante Cäciliens verstörtes Gesicht sah:

— Was hast du denn, Tante?

Die übrigen kamen, und Fritz, jetzt ein derber Junge von dreizehn Jahren, rief erschrocken:

— Tante weint.

Da schmiegte sich die kleine Cécile an Cäcilie:

— Du willst doch nicht auch fort wie Mama? Dann haben wir ja niemanden mehr.

Und, als wolle die Tante, die sich doch gar nicht von der Stelle geregt, fortgehen, umringte sie die ganze Kinderschar bis zu Mili, der Ältesten, hinauf, die, hoch aufgeschossen, das Haar schon friesiert trug. Und die große und kleine Gesellschaft rief, indem sie die Tante küßte und an ihrem Halse hing:

— Tante, Tante! Wir lassen dich nicht fort.

Die kleine Cécile aber sagte in jener Kinderart, Gedanken und Worte zu mischen, ohne daß sie vielleicht selbst wußte, was sie damit ausdrücken wollte, indem sie sich an Cäciliens Hals hing und ihren Mund suchte:

— Tante-Mama!

Cäcilie fuhr empor, sie versuchte sich loszumachen. Aber dann schloß sie das kleine Patchen in die Arme und versteckte ihr vor der Zeit ergrauendes Haar an dem blonden Kopf des Kindes.

29.

Else und ihr Mann waren abgereist. Nach dem Familienrat schien alles zu bleiben wie vorher.

Täglich nahm sich Cäcilie vor, den Brief zu schreiben, der ihre Zukunft sicherte, und jeden Tag verschob sie es wieder.

Eins hatte sie jedenfalls gethan: den Termin wahrgenommen, ihre kleine Wohnung zu kündigen.

Der Professor war noch immer nicht aus England zurückgekehrt. Cäcilie wollte so lange warten, bis er da sei.

Aber nach dem Ausbruch, der ihren Selbstbestimmungsgefühlen Worte gegeben, empfand sie nicht mehr genau wie früher.

Die große Begeisterung war von ihr gewichen, der freie Aufschwung ihrer Seele verloren gegangen. Sie fühlte sich wieder niedergedrückt von den Kleinlichkeiten des Lebens, die

sie doch nie anders gekannt, sie, die Martha-Natur, der Maria-Versenkung und Maria-Schwung zeitlebens fern gelegen.

Je tiefer sie sich hineinlebte in die Welt dieser Kleinen, an denen sie Mutterstelle vertrat, desto mehr verblaßte in ihrer Seele der Zukunftstraum.

Sie fürchtete sich vor dem Augenblick der Entscheidung. Ja, sie ertappte sich sogar dabei, daß sie wünschte, den Moment noch möglichst lange hinauszuschieben.

Das Fräulein war zurückgekehrt. Bei jeder Gelegenheit hieß es: die selige gnädige Frau hätte das so gewünscht oder so, bei ihnen im Haus sei das Sitte gewesen und jenes.

Cäcilie hörte es ruhig an, ohne heftig zu werden, obgleich sie sich über die Art und Weise ärgerte. Doch eines Tages, als die beiden Ältesten, die jetzt schon fünfzehn und sechzehn Jahre alt waren, nicht hinausgehen sollten, weil ein wenig Wind wehte, gab es eine Szene, und Cäcilie sagte:

— Die Kinder werden ganz verzärtelt auf diese Art. Das wäre gewiß nicht im Sinne meiner armen Schwester gewesen.

Da ward das Fräulein heftig:

— Wenn die Mädchen eine Lungenentzündung bekommen, so sind Sie daran schuld, gnädiges Fräulein. Ich muß jede Verantwortung ablehnen. Ich weiß nicht, wie ich dastünde, wenn die Kinder krank würden.

Cäcilie antwortete fest:

— Das wäre meine Sache.

Da ließ sich das Fräulein verleiten zu sagen:

— Übernehmen Sie wirklich die ganze Verantwortung? Man muß doch wissen, mit wem man es zu thun hat. Wer ist eigentlich hier der Herr? Es heißt doch, daß das gnädige Fräulein gar nicht bleibt?

Cäcilie war erstaunt:

— Wer sagt das?

— Nun, es heißt so.

— Was bedeutet das, es heißt so?

Das Fräulein hatte in ihrem Ärger mehr gesagt, als sie eigentlich wollte. Doch Cäcilie forderte eine Erklärung.

Darum rückte sie mit der Wahrheit heraus:

— Mir ist erzählt worden, es wäre bloß ein Provisorium. Das gnädige Fräulein würde heiraten!

Cäcilie fragte, vor Erregung zitternd:

— Darf ich bitten, mir mitzuteilen, wer ihnen das gesagt hat?

— Es hat's mir jemand gesagt.

— Wer ist der jemand?

— Eine bekannte Dame.

— Wenn Sie solche Sachen erzählen, so muß ich verlangen, mir zu sagen, wer diese Dame ist.

— Nun, die Erzieherin beim Herrn Professor von Rangenhofen.

Jetzt wußte Cäcilie Bescheid. Und sie antwortete, als müsse sie ihre Stellung sichern:

— Sie können dieser Erzieherin sagen, daß sie sich nicht um Dinge kümmern soll, die sie nichts angehen.

Das Fräulein rief wütend:

— Diese Erzieherin ist meine Freundin.

— Das ist mir ganz gleich.

— Ich lasse aber von meiner Freundin nicht so etwas sagen.

— Und ich lasse so etwas von mir nicht sagen.

Das Fräulein lachte höhnisch:

— Aber es ist die Wahrheit.

Da kam eine ungekannte Wut über Cäcilie:

— Dann sagen Sie diesem Fräulein, dieser Dame oder wie sie sich nennt, ich verträte an den Kindern meiner Schwester Mutterstelle!

Doch das Fräulein hatte eingesehen, diese Doppelherrschaft könne nur damit endigen, daß sie sich beugte oder fortging, so daß sie entschlossen war, der Sache ein Ende zu bereiten:

— Wissen Sie, gnädiges Fräulein, das bedeutet gar nichts, denn es fragt sich, wie lange Sie die Mutterstelle übernehmen würden. Meine Freundin könnte noch längst recht haben.

Da vergaß Cäcilie Glück, Zukunftspläne, die Antwort, die sie senden sollte, und rief, indem auch sie im Zorn mehr sagte, als sie eigentlich gewollt:

— Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie sich hier um Dinge kümmern, die Sie nichts angehen. Und damit Sie im reinen darüber sind, wer hier Herr im Haus und daß es kein Provisorium ist, sage ich Ihnen hiermit, daß ich die Erziehung der Kinder übernehme, daß ich hier Mutterstelle vertrete, und zwar so lange meine Kräfte reichen und Gott mir das Leben schenkt. Und da ich hier Herr im Hause bin, möchte ich Ihnen bei dieser Gelegenheit auch noch sagen, daß hier nur ein Wille gilt, das ist der, der verantwortlich ist, und das bin ich. Wenn Sie also andere Ansichten haben, so müssen Sie sich fügen oder gehen — eines von beiden.

Das Fräulein antwortete sofort:

— Es war meine Absicht, Ihnen längst zu sagen, daß ich gehen will.

Cäcilie fragte:

— Wann?

— Sofort.

— Gut. Dann gehen Sie.

Das Fräulein rief wutschnaubend mit blitzenden Augen:

— Gott sei Dank!

Dann lief sie hinaus, warf die Thür zu, daß die Scheiben in den oberen Füllungen, die auf den Mittelgang Licht warfen, klirrten.

Cäcilie atmete auf. Jetzt hatte sie reinen Tisch gemacht, nun wußte sie, woran sie war.

Aber als sie, etwas ruhiger, sich überlegte, was sie gesagt, ward sie sich klar, wie sie ihr Glück verleugnet hatte.

Sie wußte nicht recht in ihrem eigentümlichen Seelenzustande, sollte sie traurig darüber sein oder glücklich.

Jedenfalls hatte sie eines erreicht: die Erzieherin, die ihr immer unbewußt entgegengearbeitet, war nun beseitigt. Sie konnte schalten und walten wie sie wollte.

Als sie an dem Abend, nachdem sie dem Fräulein das Gehalt für das laufende Vierteljahr ausgezahlt, in ihrer Stube, dem Schlafzimmer ihrer armen Schwester, allein war, fühlte sie sich frei und glücklich, ihr eigener Herr zu sein.

Und mit der Verantwortung, die sie auf sich geladen, wuchs das alternde Mädchen.

Sie war die erste auf, sie ging die letzte zu Bett. Sie hatte neben ihrer Emma nur die Köchin behalten. Die zwei mußten genügen. Es sollte gespart werden an allen Ecken und Enden.

Sie sorgte dafür, daß die beiden Jungen regelmäßig in die Schule gingen, ebenso wie die drei ältesten Mädchen, die zusammen kommen und gehen konnten.

Den Unterricht der kleinen Cécile im Lesen und Schreiben übernahm sie selbst, nach den Büchern der älteren Geschwister, nachdem sie sich mit einer Lehrerin der Mädchenschule, in die Mili, Titchen und Lilli gingen, über den Lehrplan unterrichtet.

Dann mußten Schularbeiten nachgesehen werden, nach-

mittags wurde spazieren gegangen, abends brachte sie Cécile zu Bett, früh weckte sie die ganze Gesellschaft. Und weil die beiden Mädchen früh gleich die Zimmer reinigen sollten, war es Cäcilie, die in der Küche für alle das Frühstück bereitete.

Sie hatte so viel zu thun, daß ihr für nichts anderes mehr Zeit blieb. Denn wenn die ganze kleine Welt schlief, führte sie die Rechnungen und Contobücher mit derselben Peinlichkeit wie Isidor weiter, indem ihre unausgeschriebene Mädchenschrift dort ansetzte, wo die verschnörkelte Steilschrift ihres Schwagers den letzten Punkt gemacht.

Darüber wurde es manchmal Mitternacht. Dann erst klappte sie die Bücher zu, löschte die Lampe und ging zu Bett, mit dem festen Willen, sofort einzuschlafen, denn am anderen Morgen mußte sie ja als erste heraus.

Doch oft floh sie der Schlaf. Sie hing den Gedanken nach, zu denen sie Tags über nicht Zeit gehabt. Was sollte werden?

Sie kam sich fast untreu vor. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie ihn und ihr Lebensglück verleugnet.

Da bekam sie eines Morgens einen Brief.

Sie kannte die Schrift aus ihrer Sammlung, in der sie ein paar ergatterte Zeilen von der Hand des Professors wie ein Heiligtum verwahrte.

Er schrieb, er habe nun Wochen und Monate geduldig gewartet. Er sei von einer langen, an Ausbeute reichen Reise zurück, deren Material er verarbeiten müsse. Aber er wolle vorher Gewißheit haben über sein Schicksal.

Cäcilie erschrak so sehr, daß sie an dem Morgen nicht im Stande war, der kleinen Cécile die gewohnte Stunde zu geben. Sie hatte das Gefühl, als sei der Brief des Professors nicht ganz so, wie sie ihn hätte erwarten müssen. Er war kühl, verstandesgemäß, sachlich, wie eine Pflicht.

Doch sie meinte, sie thäte ihm unrecht, zog verstohlen seine Zeilen hervor und begann sie mit fliegendem Atem ein zweites Mal zu durchlesen.

Aber sie blieb bei ihrer Meinung. Es klang keine Sehnsucht daraus. Er fragte einfach an, er stellte seine Geduld, so lange gewartet zu haben, ins rechte Licht. Er müsse nun darauf dringen, entweder Ja oder Nein.

Diese Zeilen las sie wieder und wieder. So stand es da: „entweder Ja oder Nein". Sie sagte sich, er hätte schreiben müssen, daß er ein „Ja" erwarte; er durfte die Möglichkeit eines Nein gar nicht erwähnen. Aus diesen Worten klang ihr der Wunsch, nur Gewißheit zu haben, ein: sage ein Ja oder ein Nein — mir ist beides recht. Und wenn du Nein sagst, sterbe ich auch nicht daran.

Und den ganzen Tag klang es ihr im Kopf, dieses „Ja oder Nein", das er ihr wie eine Pistole auf die Brust gesetzt.

Sie hätte etwas hören mögen wie einen Jubelschrei, ein: „Wenn du nicht Ja sagst, zwinge ich dich dazu", das Übergewicht des starken Mannes gegen die schwache Frau. Und sie vergaß, daß auch in ihr nichts von jenem großen Feuer gewesen, das sie bei ihm jetzt vermißte.

Auch sie hatte gezögert und gezaudert und überlegt. Und nun verlangte sie von ihm, was sie selbst nicht gab?

Da ging sie mit Überlegung daran, den ganzen Gang ihrer Liebe zu prüfen. Hatte sie es sich nicht bloß vorgetäuscht? Konnte es überhaupt Liebe sein, wenn sie jetzt solche Betrachtungen anstellte?

Und dann, hatte sie nicht schon gegen ihn entschieden? Wo lag ihre Pflicht? Doch hier!

Die Pflicht, die in ihrem ganzen Leben ihren Druck auf

sie geübt, die ihre einfache Natur erkannte als etwas, an dem man nicht rütteln durfte.

Sie war zur Selbstsucht nicht geboren. Sie war auf diese Erde gesetzt, sich zu opfern, es war ihr Schicksal, so von Gott bestimmt.

Und als sie sich nun an diesem Abend hinsetzte, ihm die Antwort zu schicken, schien es ihr mehr und mehr Vermessenheit, daß sie ihre Hand ausstrecken gewollt nach dem selbstsüchtigen Glücke der Menschen.

Wie sie den Briefbogen vornahm, kam eine große Sicherheit über sie. Sie wußte, nie würde sie sich von diesen Kindern trennen, die ihr geschenkt waren — ein seltsames Mutterglück jenem Wesen, dem es die Natur in unerforschlichem Gange versagt, selbst Mutter zu sein.

Nur wie ein schöner, kurzer Traum erschien ihr das Begehren, einen eigenen Herd zu gründen.

Sie schrieb ihm mit fester Hand, sie sei zur Erkenntnis gekommen durch Gewalt der Umstände, der Mensch dürfe nicht immer das, was er wolle. Es gäbe ein Höheres im Dasein als eigenes Glück: das sei die Pflicht.

Sie atmete auf, als sie den Brief vollendet, schloß ihn ruhig, klebte die Marke darauf, nahm ihn mit hinüber in ihr Zimmer, ihn am anderen Morgen, als ersten Gang des Tages, selbst in den Kasten zu thun.

Und wie sie sich dessen entledigt, schien ihr der Traum ihres ganzen Daseins erfüllt. Sie hatte einen Wirkungskreis, sie war nicht mehr ein unnützes Wesen, eine alte Jungfer, niemandem zum Vorteil, anderen zur Last. Eine schwere, lange Aufgabe lag vor ihr, das Großziehen eines jungen Geschlechts zu tüchtigen Männern und guten Frauen. Eine Arbeit, die ihr gewaltig dünkte und doch schön, zu der sie

die Kraft hoffte zu empfangen dadurch, daß sie sich selbst überwunden.

Und als sollten sich sofort die Bande schlingen zu denen, für die sie jetzt zu leben hatte, tönte in diesem Moment aus dem Nebenzimmer, in dem die kleine Cécile schlief, lautes Weinen.

Cäcilie ging hinein. Das Kind hatte sich im Bettchen erhoben, hielt sich mit den kleinen Händen an den Gitterstäben, während Cäcilie beim matten Schein des Nachtlichts sah, daß der Kleinen die Thränen über die Wangen perlten.

Sie hatte wohl geträumt, war nun aufgewacht und erschrocken.

Sie streckte der Tante die Ärmchen entgegen, und die nahm sie auf den Schoß, setzte sich neben das Bett, glättete dem Kinde das Hemd, zog es über die kleinen Füßchen, daß sie nicht frieren sollte, nahm einen Shawl, der auf dem Stuhl daneben gelegen, schlug ihn um den zarten Körper, und bettete Cécile an ihre Brust.

Sie wiegte leise das Kind hin und her, das immer noch verstört mit thränenerfüllten Augen um sich blickte.

Wie sie so dasaß, den warmen, zarten Körper an ihrem Herzen, dachte sie an das Wort der Kleinen, als sie neulich gerufen:

— Tante-Mama!

Und über das alternde Mädchen, das sich das ergrauende Haar aus der Stirn strich, kam plötzlich ein süßes Gefühl, das schönste und köstlichste einer Frau: dieses Kind gehörte ihr. Sie, die ihr ganzes Leben hindurch Tante gewesen und nun Mutter geworden, empfand die Sehnsucht unwiderstehlich, aus Kindermund die Bestätigung dessen zu hören.

Da neigte sie sich zu dem Kinde und flüsterte ihm durch das blonde Lockenhaar ins Ohr:

— Liebst du mich denn? Bin ich nicht deine Mutter? Nenne mich so!

Die Kleine schien nicht zu verstehen. Cäcilie bat noch einmal, leise flüsternd, bis sie plötzlich ein Ärmchen um ihren Hals fühlte, und das Kind, halb im Schlaf, als wisse es nicht mehr, wer sie sorgsam hütend auf den Knieen hielt, das tiefste, beseligendste Wort flüsterte dieser Erde:

— Mutter!

30.

Milde war der Herbst. Nur sacht gilbte er die Blätter und streifte sie von den Bäumen mit leisem Hauch. Es war wie ein Altwerden, kein Sterben.

Aber eines Morgens waren die Dächer bereift, und kurz darauf sanken Flocken nieder in großen, glitzernden Kristallgebilden, gleich Schmetterlingen hin und her gaukelnd, um sich drunten auf dem Pflaster zu den anderen zu legen.

Als mittags die Mädchen aus der Schule wiederkamen, stäubten sie sich den Schnee ab, und die Älteste meinte, mit von der frischen Luft geröteten Wangen:

— Liebe Tante, es wird Winter!

Lilli wiederholte:

— Tantchen, es wird Winter!

Ida, die zweite, verbesserte ihre Schwestern:

— Tante Cäcilie, nicht wahr, man kann schon sagen: „es ist Winter!"

Der Kalender wurde geholt und festgestellt, daß bis zu „Winters Anfang" noch ein paar Tage fehlten.

Währenddessen erschienen auch Fritz und Ernst, über und über weiß, als hätten sie sich auf der Straße im Schnee gewälzt. Sie erklärten das Wintersanfanggespräch ihrer Schwestern verachtungsvoll für „Mumpitz" und „faulen Zauber", sodaß Cäcilie ernst fragte, wo sie solche Ausdrücke herhätten.

Fritz rief:

— Das hat der Frechsack gesagt, Tante.

Sie runzelte die Stirn. Ernst erklärte sofort:

— Das ist nämlich unser Klassenlehrer Doktor Bendler. Weißt du denn das noch nicht, Tante? Der hat neulich zum Mops Franke gesagt: „Du Frechsack!" Dabei hat er uns „Sie" zu nennen, der Frechsack. Nu heißt er so! Der ist überhaupt riesig frech! Heute hatte er 'ne neue Hose an, denke nur, Pfeffer und Salz, und viel zu kurz, wie alle Lehrer!

Cäcilie fühlte in den Worten sich, die erziehen sollte, mit verletzt, und verbot dem Jungen solche Sprache. Der bekam plötzlich einen roten Kopf, stampfte mit dem Fuße auf und rief:

— Und ich nenne ihn doch Frechsack!

Sie nahm ihn beim Arm:

— Das verbiete ich dir!

Der kleine Kerl, der etwas Flapsiges hatte, dicke Gelenke, dünne lange Beine, die schmalen Schultern des plötzlich Aufgeschossenen, und ein täppisches Benehmen wie ein junger Jagdhund, schlug ganz unvorhergesehen mit der ausgestreckten Hand, als verabreiche er einen Prankenhieb, nach der Tante. Er traf sie auf die Brust, und Cäcilie empfand einen so heftigen Schmerz, daß sie ihre sonstige Ruhe vergaß und dem Bengel eine schallende Ohrfeige versetzte.

Ernst war verdutzt. Das hatte er nie für möglich gehalten. Tante Cäcilie schlagen? Er blieb mit roter Backe stehen, mit offenem Mund, und glotzte sie aus großen Augen an. Sie aber erschrak über sich selbst und hätte am liebsten ängstlich gefragt, ob sie der unverschämten Range auch ja nicht weh gethan. Doch sie beherrschte sich, drängte alle Weichheit zurück und zwang sich zu den Worten:

— Mein Junge, ich will dich lehren, die Hand gegen deine Mutter aufzuheben. Denn ich stehe hier an deiner Mutter Statt!

Sie hatte sich aufgerichtet und sah den kleinen Übelthäter mit durchbohrenden Blicken an. Ernst begann zu weinen, aus Wut, aus Schmerz, aus Reue. Das Wasser schoß ihm aus den Augenwinkeln, perlte über die geschwollene rote Backe, lief an der Nase herab, tropfte ihm aus den Nüstern und rann ihm sogar unter Schluchzen und Geheul aus dem offenen Mund: ein so komischer Anblick, daß Cäcilie fürchtete, ihre Fassung gänzlich zu verlieren, und als Siegerin eiligst das Schlachtfeld verließ.

Als sie allein in ihrem Zimmer war, atmete sie erleichtert auf. Gott sei Dank, sie war stark geblieben! Und es wurde ihr doch so entsetzlich schwer! Sie wollte ja niemandem weh thun, sie hatte das Bedürfnis, wie es nun einmal in ihrer Natur lag, in Frieden mit allen zu leben. Aber sie fühlte, wenn sie die Jungen nicht mit eiserner Faust regierte, hatte sie bald verlorenes Spiel.

Bei Tisch zwang sie sich zu thun, als ob ihre beiden Neffen gar nicht vorhanden wären. Sie wollte sie beim Ehrgefühl packen, doch die beiden unterhielten sich ganz lustig mit einander, als wäre garnichts geschehen.

Eine Weile ließ es Cäcilie hingehen. Sie sprach ruhig

mit den vier Mädchen, die weich und sittsam waren, am Tisch nebeneinander saßen und immer etwas wie einen Ring gebildet hatten gegen die „Jungens“. Aber die Zwillinge wurden immer lauter. Ein Eingriff schien jeden Augenblick nötig. Fritz, der seinem Bruder sehr ähnlich sah, ebenso schnell gewachsen war und etwas genau so Unausgeglichenes hatte wie er, legte es förmlich darauf an, die Tante zu reizen. Immerfort schielte er nach ihr, ob seine dummen Redensarten auch wohl gehört worden wären. Dabei rekelte er sich, legte den Arm bis zum Ellenbogen auf und stocherte mit der Gabel im Rauchfleisch herum, das er nicht gern aß.

Plötzlich riß Ida die Geduld, und sie rief den Bruder an:

— Willst du gleich essen, Fritz!

Der that nicht, als hätte sie gesprochen, sondern erinnerte Ernst daran, wie Professor Gülich in der Geschichtsstunde vorgetragen, daß bei den alten Germanen die Frau eine untergeordnete Rolle gespielt und den Pflug habe ziehen müssen. Das reizte, in seiner Absichtlichkeit, die Mädchen, und jetzt fuhr Marie dazwischen:

— Iß mal erst, wie sichs gehört, du ungezogener Junge du!

Fritz wandte sich zu ihr:

— Dummes Mädel!

Schon wollte Cäcilie einspringen, als auch bereits die leicht erregbare Ida gerufen hatte:

— Was fällt dir denn ein, du unreifer Bengel!

Im selben Augenblick erfolgte die Antwort. Kein Wutausbruch wie bei Ernst, sondern Kälte, Hohn, der in seiner ruhigen Schärfe sich bei einem Vierzehnjährigen seltsam überlegen ausnahm. Fritz legte Messer und Gabel bei Seite

und fragte langsam, die Worte Cäciliens gegen Ernst fast wiederholend:

— Stehst du auch hier an der Mutter Statt?

Bei dem „Statt“ verdrehte er die Augen und ließ sie über der Tante Gesicht gleiten. Es entstand Totenstille. Niemand antwortete. Die Mädchen blickten Cäcilie an, fragend, als müßten sie ihr die Antwort überlassen.

Zuerst erfolgte keine, nur die Blicke aller lagen noch immer auf der Tante, der eigentlich der Angriff gegolten. Sie schwieg. Sie sah nur traurig, fast schmerzlich den Knaben an. Der begann sich unbehaglich zu fühlen, rückte auf seinem Platze hin und her und fing schließlich dummverlegen an zu lachen.

Cäcilie stand auf.

— Geh hinaus, Fritz! — sagte sie, so ernst, so streng, daß der Junge ihr sofort gehorchte, wobei er allerdings den Geschwistern noch einen lächelnden Blick zuwarf, als wollte er sagen: ich gehe zwar, aber mir ist's ganz gleich.

Die Tante folgte ihm ins Wohnzimmer. Dort setzte sich Cäcilie und rief ihren Neffen. Er blieb vor ihr stehen, aber sein Lächeln war verschwunden. Jetzt drehte er nur noch mit den Fingern an einem Knopf, kratzte sich an den Knieen, die beide Jungen noch unter ihren kurzen Hosen bloß trugen, ließ sich von einem Bein auf das andere sinken und zuckte mit der Schulter, während die Tante sprach.

Sie ward nicht böse, sie erregte sich nicht, nur traurig klang ihr Ton. Sie redete von der Mutter, die nun von Himmelshöhen herabsähe auf ihr Kind. So bewahre es also das Andenken der Eltern. Ihr kleiner Fritz spotte über die Mutter. Denn was er gesagt, wäre Spott. Das sei nun

die Dankbarkeit für alles Gute, das bei ihren Lebzeiten die Eltern ihren Kindern von der Geburt ab erwiesen.

Während sie sprach, schüttelte sie traurig den Kopf. Sie versenkte sich in das Andenken an ihre arme Schwester, die ihr nun, nachdem all deren Selbstsucht vergessen, immer mehr als vollkommene Gestalt erschien, eine ausgezeichnete Frau, wundervolle Gattin, treueste, aufopferndste Mutter, eine gute, besorgte Schwester. Cäcilie wob ein Glorienlicht um die Heimgegangene und betrog in ihrem weichen Herzen sich selbst, indem die Härten und Zusammenstöße der Vergangenheit verblaßten und nur das Gute blieb, das an Martha, ebenso wie am verkommendsten, entartetsten Menschen, doch auch gewesen.

Der Junge aber ihr gegenüber verstand sie nicht, er fühlte nichts von der Dankbarkeit, die sie betonte, ihm war es immer selbstverständlich erschienen, daß er gekleidet ward, Wohnung erhielt und Essen. Er hörte kaum darauf, und wenn er zuerst aufgemerkt, so dauerte ihm jetzt der Tante Rede schon viel zu lange. Nun achtete er bloß auf ihre Äußerlichkeiten, daß sie den Kopf fortwährend schüttelte, immer wieder schüttelte.

So überkam ihn allmählich die Heiterkeit. Dieses Hinundherwenden mit traurigem Ausdruck erschien ihm überwältigend komisch. Er kämpfte gegen sich an, aber es war nun einmal stärker wie er. Es zuckte ihm um die Mundwinkel. Er hielt den Atem an. Er biß sich auf die Zunge. Er kniff sich ins Bein, um durch den Schmerz abzulenken, aber es half alles nichts, und plötzlich blähten sich seine Backen, er ward krebsrot, in dem sich aufblasenden Gesicht verschwanden klein die Augen, und er platzte heraus, pustend, keuchend, sprudelnd. Dann suchte er das Lachen zu bekämpfen, unterdrückte die Luft, be-

gann zu husten, gab nach und wand sich nun wie ein Kranker in fürchterlichem Gelächter.

— Du lachst? — fragte Cäcilie ganz starr.

Der Junge versuchte, die Haltung wiederzugewinnen, aber im nächsten Augenblick begann er von neuem. Es hätte geschehen können, was da wollte, er hätte weiter gelacht. Und wenn man ihm den Kopf abgeschnitten hätte.

Cäcilie aber war fassungslos. Sie fühlte sich tödlich gekränkt, wie einer, der meint, sein Innerstes zu geben, und der als Antwort, statt daß sich ein anderes Herz ihm öffnet, hölliſches Hohngelächter erntet. Sie blickte den Jungen an und sagte mit einem Ausruf des Ekels:

— Pfui — eh — geh mir aus den Augen.

Fritz aber stürzte ganz unvermittelt das Wasser aus den Augen, wie ein Quell, dessen verstopfte Öffnung man frei gemacht. Dabei rannte er spornstreichs hinaus und schlug die Thür mit solcher Wucht zu, daß der Kalk zwischen Stock und Wand in einer langen Altersfuge niederrieselte, nicht anders als des Bengels Thränen.

Cäcilie starrte ihm nach. Ihr Herz pochte. Sie wußte, sie war dunkelrot geworden wie immer. Doch dieses Mal hatte ihr die Röte ins Gesicht getrieben: Scham! Scham um eine Gesinnung und Handlung, die sie auch bei einem anderen Menschen nicht verstand.

Sie ging an den Spiegel. Sie mußte sich erst fassen. Ihr war das Gefühl, als müsse sie auch äußerlich verstört sein. Und wie sie sich im Glase betrachtete, fiel ihr der Gegensatz auf zwischen dem krebsroten Antlitz und dem grauen Haar. Sie war ja fast weiß? Wenigstens an den Schläfen. So war es ihr noch nie zum Bewußtsein gekommen. Aber sie sah sonst nicht in den Spiegel, sie hätte sich geschämt vor sich selbst.

Als sie sich wieder zu Tisch setzte, that sie gar nicht, als ob die Jungen vorhanden wären. Sie wagte kaum hinüberzusehen und gewahrte nur undeutlich, daß die beiden sich nicht rührten, offenbar voller Angst vor dem, was etwa noch erfolgen könnte.

An diesem Tage sagte Cäcilie den Knaben nur ein kaltes „Gutenacht". Die Mädchen aber herzte sie besonders. Sie strich der kleinen Cécile über das seidenweiche Haar, und wie sie ihrem Patenkind die Lippen auf die Stirn drückte, empfand sie die Nichte ihr näher stehend als die Neffen. Es war ihr Geschlecht, das weichere, hingebendere, das bessere, wie sie im stillen meinte, jedenfalls etwas von ihrer Art, das sie begriff.

Und als das kleine Mädchen mit den dünnen, zarten Fingerchen ihre Hand küßte, die Hand, die heute noch den frechen Burschen geschlagen, zog sie Cäcilie zurück, drückte das schlanke kleine Wesen an ihre Brust und lispelte ihm ins Ohr:

— Cécile, mein Kind, nicht wahr, du bleibst immer gut!

Die Kleine schmiegte sich an Cäcilie und nannte sie, wie nur sie allein von der Tante sprach, mit dem Kosenamen, den sich das kleine Ding aus „Tante Mama" selbst gebildet:

— Ich habe dich ja so lieb, Tama!

31.

Die Kälte gegen die Knaben dauerte lange Zeit. Fritz blieb verschlossen. Ernst dagegen, dessen weichere Natur doch

auf die Dauer durchbrach, zeigte hier und da Gefühl, ja, war sogar fast zärtlich gegen die Tante. Und er gewann sie dadurch. Ihr Vorsatz, das Herz im Verkehr mit ihren Neffen nicht sprechen zu lassen, war nur von kurzer Dauer, und die Erinnerung an jenen ersten Schneetag des Jahres verblaßte mehr und mehr.

Aber die Mädchen standen ihr doch näher, dabei blieb es nun einmal. In ihnen erwachte ihre eigene Jugend und Schulzeit. Ihrem Unterricht konnte sie anders folgen, als dem Latein und Griechisch. Mit ihnen saß sie bei Handarbeiten und lernte die beiden ältesten Nichten in der Wirtschaft an.

Marie und Ida hießen sie jetzt, denn Mili und Titchen war mit vieler Mühe unterdrückt worden. Es war der eigene Wunsch der Mädchen gewesen, in denen sich schon die Jungfrau, die Erwachsene zu regen begann. Sie fanden den Kosenamen lächerlich. In der Schule hielt man streng darauf, daß keine Abkürzungen gebraucht wurden, und die beiden waren von der Richtigkeit alles dessen, was ihnen dort beigebracht ward, so überzeugt, daß sie sich bestrebten, zu Haus genau nach den in der Pension geltenden Gesetzen zu leben.

Cäcilie gefiel dies Pflichtbewußtsein. Es entsprach genau ihren einstigen Mädchenanschauungen, die sie sich eigentlich bis heute unverändert bewahrt. Aber bei diesen drei Menschen äußerte es sich verschieden.

Marie nahm hin, was ihr gesagt wurde, als Wahrheit, als Weltlauf, als Unumstößliches, in das sie sich fügte, ohne je zu fragen warum.

Ida griff es lebhaft auf, malte es aus in ihrer Phantasie, begeisterte sich dafür und war bereit, es wütend zu verteidigen gegen jeden, der etwa anderer Meinung sein

könnte. Sie machte Partei und Herzensangelegenheit aus allem. Sie setzte Dinge und Ansichten auseinander, an denen Cäcilie nie gezweifelt, in einem Ton, als verkünde sie der Tante ein neues Evangelium.

Die aber hatte nun, wo ihre eigene Vergangenheit gewissermaßen wie im Spiegel, verjüngt in diesen beiden Mädchenknospen aufstieg, manchmal ein seltsames Gefühl. Sie sah sich und ihren Lebenslauf in den Nichten, und leise regte sich hie und da Widerspruchsgeist in ihr.

Sie meinte, die jungen Mädchen sollten nicht ganz so sein, wie sie selbst einst gewesen. Sie hätte sie übermütiger gewünscht, von anderem Schlage. Nicht ergeben wie Marie und etwas altklug wie Ida, sondern — ja, sie wußte nicht wie. Anders. Sie hätte sie lebhafter haben wollen, kecker, frischer. Wildlinge, die schärfer ins Leben stürmten, in das Leben, das ihnen doch den Lauf noch kürzte, das ihnen doch noch Hindernisse in den Weg warf, an denen sie erlahmten und ihre Überkraft abschleifen konnten.

Cäcilie dachte an sich selbst. Ganz ruhig und klar. Sie war glücklich, wirklich glücklich. Aber solches Glück hätte sie ihren Nichten nicht gewünscht.

Die sollten nicht als alte Jungfer sterben. Ja, das war es. Sie fühlte sich im Hafen, aber ihr bangte davor, anderer Kurs möchte nicht einen stillen Ankerplatz finden wie sie. Das, was sie selbst nicht erreicht, sollten die anderen finden: die Häuslichkeit, den Mann, die Familie.

Von dem Augenblick ab, wo sie sich entschlossen, Mutter denen zu sein, die keine Eltern mehr besaßen, war ihr Liebestraum versunken. Sie bereute nicht, was sie aufgegeben, keinen Augenblick war ihr Geschick ihr leid.

Doch als sie jetzt die ältesten Mädchen sich entwickeln

sah, genau wie sie selbst, überkam sie eine steigende Angst, sie möchten den gleichen Weg gehen wie sie. Geld besaßen sie nur sehr, sehr wenig, jedenfalls nicht genügend, um sich dadurch herauszuheben, hübsch konnte man sie eigentlich kaum nennen, wenn sie nun dabei Rührmichnichtan spielten, so blieben sie im Winkel stehen, unbegehrt und ungefordert.

Dem sollten sie entgehen. Und Cäcilie nahm sich vor, nun, wo sie die Gefahr einmal erkannt, ihr zu steuern.

Marie wurde im kommenden April achtzehn Jahr. Ida im Juni siebzehn. Es waren schon große Mädchen, die lange Kleider trugen und sich frisierten. Die ältere war mager und hatte etwas Unreiferes, als die entwickeltere, rundere Ida. Aber beide erklärten zu Ostern beim gleichzeitigen Verlassen der Schule, nun würden sie sich dem Privatstudium widmen, denn an Bälle und derlei Unsinn dächten sie selbstverständlich nicht.

Diese öfters wiederholte Redewendung, fast wie ein Programm klingend, fiel Cäcilie auf. Und als sie eines Morgens Ende April, während die anderen, auch die kleine Cécile in der Schule waren, mit ihren ältesten Nichten spazieren ging, suchte sie das Gespräch auf die Zukunft der beiden zu bringen.

Sie gingen im Großen Garten die Hauptallee hinunter. Der weitläufige Park lag fast menschenleer da in seinem jungen, grellgrünen Blätterschmuck, der hier und da die Baumwipfel nur wie ein Hauch überzog, während die Kastanien, schon dichter belaubt, ihre Wedel noch halb zusammengeballt hinausstreckten gleich geschlossenen Fingerspitzen, die sich langsam spreizend öffnen.

Es war frühlingswarm, jene keimfähige Luft, die ermattet schon nach kurzem Gehen.

In der Mitte schritt Cäcilie, einen kleinen schwarzen Umhang, mit dürftigem Aufputz zweier kurzer, schmaler Seidenbändchen, um die Schultern. Er glich einem Mephistomäntelchen und der Kapottehut, den sie immer trug, weil er ihr würdiger, älter vorkam, schien nicht übel dazu zu passen, denn als einziger Schmuck nickte eine Hahnenfeder darauf, bläulich schillernd, etwas struppig vom letzten Regen.

Die Nichten gingen rechts und links.

Marie gerade aufgerichtet, eng gekleidet, faßt eingepreßt, starr, steif, gleich einem Ladestock, die Brust so glatt wie der Rücken, während bei Ida trotz der siebzehn Jahre sich der Busen wölbte, als sollte er zur Tournüre ein Gegengewicht bilden.

Cäcilie blieb an einer Bank stehen:

— Kinder, wir wollen uns ein bißchen setzen!

Sie nahmen Platz, und nachdem die Tante rechts und links einen Blick geworfen, der sie überzeugt, daß sich weit und breit niemand in der Nähe befand, sagte sie, indem sie mit der Spitze des Sonnenschirmes im Sand zu ihren Füßen bohrte:

— Meine liebe Marie und meine kleine Ida, habt ihr euch denn eigentlich schon überlegt, daß ihr jetzt ganz frei seid? Denkt euch mal, keine Schule mehr! Ihr seid nicht mehr Kinder, ihr seid nun erwachsen! Nicht bloß wie nach der Konfirmation, sondern ganz erwachsen! Was ihr jetzt noch lernnen und treiben wollt, bleibt euch anheimgestellt. Und ich meine, jetzt, die erste Zeit, solltet ihr wirklich an gar nichts mehr denken, als euch auszuruhen!

Marie wandte sich herum:

— Liebe Tante, aber wir sind doch gar nicht müde!

— Das braucht ihr ja auch nicht zu sein . . . . Nur mal ausspannen solltet ihr.

Jetzt begann auch Ida:

— Wir wollen eigentlich jetzt erst anfangen was zu lernen, Tante Cäcilie. Nämlich das, was wirklich interessant ist. Französisch und Englisch ist ja selbstverständlich gewesen, aber du weißt doch, wie wir uns immer geärgert haben, daß wir die ‚Göttliche Komödie' nicht verstehen. Das heißt im Urtext. Ich dachte, wir sollten zuerst einmal mit Italienisch anfangen. Das kostet nichts. Wir brauchen keine Stunden zu nehmen. Fräulein Weigel, weißt du das nette Fräulein, die leider nur so kurz da war, hat uns gesagt, Italienisch könnte man leicht aus Büchern lernen. Und Kandidat Schöpker, der schon drei oder viermal in Italien war, meinte es auch.

Cäcilie nickte billigend:

— Ihr habt ja auch noch Zeit bis zum Winter.

— Und dann erst recht! — meinte Marie. Die Tante hörte auf, mit dem Schirm zu bohren:

— Nun die Zeit wird knapp werden.

— Im Winter? — Gerade im Winter . . . .

Cäcilie fand den Augenblick gekommen und begann ihre Pläne auseinanderzusetzen: nächsten Herbst sollten ein paar Besuche gemacht werden, denen möglicherweise bei diesem oder jenem eine Einladung folgen könnte. Das wäre dann der Anfang zu größerer Geselligkeit.

Die beiden Mädchen schienen wie aus den Wolken gefallen. Sie begannen sich zu verteidigen, zu wehren, kamen mit Gemeinplätzen über das Geisttötende der Gesellschaft, fanden es Zeitverlust und Geldverschwendung, kurz, überschütteten die Tante mit einer solchen Unmasse von Gegengründen, daß Cäcilie nicht wußte, wie sie ihre Nichten widerlegen sollte.

Es ward ihr auch schwer, ihre Ansicht zu begründen,

denn im Grunde genommen stand sie auf Seite der Mädchen. Aber ihre Pflicht mußte sie erfüllen, wenn es ihr auch fast komisch vorkam, daß sie für Weltlichkeit und Bälle eintreten sollte, sie, die aufgeatmet, als ihr eigenes trauriges Gesellschaftsleben bei Elses Verheiratung einst ein Ende genommen.

Und wie Väterchen damals ihr selbst den eigentlichen Grund nie genannt, weshalb er sie auf den Ehemarkt schleppte, konnte sie jetzt Marie und Ida doch nicht sagen: „Die Ware soll gezeigt, ihr sollt ausgestellt werden, ob ein Käufer ein Angebot wagt!"

Cäcilie schwieg. Sie hatte ihre Sache schlecht gemacht, ungeschickt für ihre Pläne gesprochen. Und wie die drei auf der Bank nebeneinander saßen und nun keine redete, weil eben ein junges Paar, plötzlich verstummt, vorüberging, Arm in Arm, das bisher tausend süße Dinge sich zu sagen gehabt, da fiel ihr die Heuchelei im Leben der Menschen jäh auf die Seele. Ihr war, als erkenne sie jetzt zum ersten Male, wie einer sich vor dem anderen im Maskenspiele des Daseins verbirgt, wie Eltern ihren Kindern Plan und Weg verstecken, wie die Jugend alternd ihrerseits dem heraufsteigenden Geschlecht das Gleiche thut.

Heute war sie daran. Jetzt mußte sie zureden zu Dingen, die ihr einstmals widerstrebt. Sie durfte an den Grund nicht rühren. Sie war Augur, war Priester, der die höhere Kaste erreicht, der sich gemausert und gehäutet hat, dem Zweck des Lebens näher, der die Kommenden, die Schüler vor eigenem Irrtum bewahrt.

Und als das Liebespaar vorübergegangen, begann sie von neuem und wunderte sich über die eigenen weisen Worte:

— Das muß jede kennen lernen. Es gehört zur Erziehung, daß ihr euch benehmen lernt. Und ihr sollt eben

auch diese Seite des Daseins erleben. Niemand verlangt, daß ihr dabei bleibt, daß ihr darin das Beste und Schönste erblickt. Ich bin gewiß mit euch, wenn ihr darin nicht aufgeht, sondern erkennt, wie es anderes giebt auf dieser Erde, das darüber steht. Später mögt ihr wählen. Aber erst müßt ihr wenigstens einmal dabei gewesen sein. . . .

Sie wußte nicht, ob das nicht schon zuviel gesagt war, und begann bereits zu fürchten, die Nichten möchten meinen, es wäre nicht so ernst und „einmal" dabei, genüge. Darum ließ sie die beiden nicht zu Worte kommen, sondern erhob sich und schritt zwischen ihnen die große Allee zurück, indem sie unausgesetzt weiter sprach:

— Kinderchen, versucht es nur einmal . . . Es ist ganz amüsant . . . und wenn man erst etwas mehr Menschen kennt, fühlt man sich auch schon behaglicher . . .

Dabei ward ihr selbst, dem armen alten Mädchen, das niemand kannte und das doch wohl mitgehen mußte mit ihren Pflegetöchtern, siedend warm, viel bänglicher zu Sinn, als den beiden unerfahrenen jungen Dingern, die doch eines Tages hineinspringen würden in die Gesellschaft, wie ein Nichtschwimmer, der noch nie das Meer gesehen hat, in die brausende Wogenflut.

Darum redete sie fort und fort, gleich dem Furchtsamen, der von der Gefahr unausgesetzt spricht, nur weil er sich immer damit in zitternden Gedanken beschäftigt. Wie sie den Eintritt in die Welt der Bälle schilderte, klang es, als wäre einst Cäcilie von Sarryn dort zu Haus gewesen, wie nur je eine Siegerin des Parketts.

Da gewannen denn auch die Mädchen etwas Vertrauen, widersprachen nicht mehr, hörten ruhig zu, und Ida sagte sogar, indem sie sich an die Tante schmiegte, wie an

einen ritterlichen Helden, der versprochen, ein paar junge Pagen zum ersten Mal mit in den Kampf zu nehmen:

— Wenn du mit bist, Tante Cäcilie, wirds ja auch nicht so ängstlich sein!

Cäcilie aber erstarkte an Mut und Fassung ihrer Nichten. Eine richtete sich an der anderen auf, gleich Schreckhaften in der Nacht, die laut sprechen, um die Geister zu verscheuchen.

Aufrecht gingen sie die große Allee hinab. In der Mitte Cäcilie im Mäntelchen mit den beiden mageren Schleifen, über denen auf dem Kapottehut die Feder wippend nickte. Rechts Ida gerade und doch rund im einfachen grauen Kleide, fußfrei, wie sie es in der Pension hatten tragen müssen. Links Marie, größer, aber ganz platt, als hätte das Material, das zur Höhe verwendet worden, nun nicht mehr zur Fülle gereicht.

Jetzt sprachen sie fast schon zuversichtlich vom kommenden Winter und fürchteten sich doch davor, eine wie die andere, die Tante wie die Nichten, Marie und Ida, und am meisten vielleicht Cäcilie selbst.

32.

Es war auch noch Zeit. Ein langer Sommer, ein ganzer Herbst lag noch dazwischen. Aber Cäcilie meinte mit ihrer Gewissenhaftigkeit, sich schon jetzt darum kümmern zu müssen. Sie selbst wußte in derlei Dingen nicht Bescheid, sie wollte also jemand um Rat fragen, und da kam eigentlich nur

Irene in Frage, denn Elses Mann stand noch immer — jetzt bereits Hauptmann erster Klasse — in Straßburg.

Der Gang zu Onkel und Tante Börking war ein gewisses Ereignis, denn möglicherweise hing es vom Eindruck ab, den die Nichten dort machten, ob Tante Irene sie ausführen würde oder nicht.

Aber die Absichten der drei stimmten nicht überein. Cäcilie wünschte nichts sehnlicher, als daß ihre Schwester solches Gefallen an den Mädchen fände, daß sie sich bereit erklärte, ihre Nichten mitzunehmen. Dann wäre Cäcilie der größten Sorge enthoben gewesen: der entsetzlichen Aussicht, als Ballmutter auf die Bälle zu gehen.

Die Mädchen jedoch fürchteten sich ein wenig vor der eleganten, seidenrauschenden Tante, die sich eigentlich nie um sie kümmerte. Sie wären lieber mit der guten lieben Tante Cäcilie gegangen — wenn es nun wirklich einmal sein mußte. Im stillen hatten sie jedoch den Hintergedanken, wenn Tante Irene sie nicht mitnahm, würde aus der ganzen Geschichte so wie so nichts werden. Darum kamen sie überein, alles zu thun, um bei Börkings einen ungünstigen Eindruck zu erregen.

Statt daß sie nun also ihre besten Kleider anzogen, wie Cäcilie gesagt, erschienen sie im Moment des Fortgehens in den gewöhnlichen „Fähnchen" mit Strohhüten vom vergangenen Jahr.

Die Tante wollte ein böses Gesicht machen, doch die Mädchen fielen ihr sofort um den Hals, bestürmten sie mit Bitten, nicht zu zürnen, und küßten sie von beiden Seiten, daß Cäcilie sich ihrer kaum erwehren konnte, ganz außer Atem geriet und rief:

— Um Gottes Willen, ihr zerdrückt mir ja meinen Hut!

Sie war stolz auf ihren Hut; der teuerste, den sie gehabt,

seit sie denken konnte. Er hatte fünfzehn Mark gekostet. Und in der Sorge um ihr bescheidenes Prunkstück, vergab sie den Mädchen.

Irene war zu Haus. Durch einen langen Korridor, lautlos auf dicken Läufern, zu beiden Seiten begleitet von Truhen, hohen Porzellanvasen, geschnitzten Renaissanceschränken, und von elektrischen Glühbirnen aus venetianischen Wandleuchtern erhellt, schritten die drei hin. Sie sprachen nicht, als wäre das hier nicht schicklich. Eine hohe Flügelthür ward geöffnet, und sie standen in einem kleinen Zimmerchen im Stile Ludwigs des Sechzehnten mit weißlackierten, seidengepolsterten Stühlen von einer Zierlichkeit, daß man kaum wagte, darauf Platz zu nehmen.

Eine Weile blieben sie allein, und Cäcilie benutzte den Augenblick, Marie ein Stäubchen von der Schulter zu nehmen und Idas verbrauchten Sammetgürtel herunter und das Kleid hinten hinaufzuziehen, denn man sah den Bund.

Kaum war sie fertig, als Irene eintrat, hastig, als hätte sie keinen Moment zu verlieren. Sie hielt ihrer Schwester die Wange hin und ließ sich von den Nichten, halb abwehrend, aber doch gern duldend, die Hand küssen. Sie selbst küßte nie, eine Abneigung, die alle kannten und achteten.

Sie war etwas stärker geworden, aber ihre fünfunddreißig Jahre mochte man ihr nicht glauben. Allerdings sprach sie auch nicht davon, wie denn Eva-Marie — nun schon ein dreizehnjähriges langes schmales Mädchen — die einen Anhalt zur Berechnung gegeben hätte, nie mit ihr zugleich erschien, weder beim Spaziergang noch im Haus.

Irene war liebenswürdig wie immer, bedauerte, daß sie die Nichten so wenig sähe, allein sie wäre durch ihre Verpflichtungen zu sehr in Anspruch genommen.

— Und dann seid ihr ja in der Schule, und man träfe euch doch nicht!

Die Mädchen machten erstaunte Gesichter. Tante Irene wußte nicht einmal, daß sie seit Ostern erwachsen waren? Der Schulaustritt war für sie ein so wichtiger Lebensabschnitt, daß sie ein Gefühl hatten, als müsse das fast stadtbekannt sein.

Irene sah den Eindruck und fühlte, irgend etwas könne nicht in Ordnung sein. Aber schon half Cäcilie. Sie erzählte, anknüpfend, den Grund, warum sie gekommen wären.

Bei der Erwähnung des „Ausgehens" warf die elegante Frau einen halb erstaunten, halb erschreckten Blick auf die Kleidung der Nichten, als wollte sie damit sagen: „Na wenn ihr es fertig bringt, in solchem Aufzuge auf der Straße herumzulaufen, dann können die Ballkleider ja nett werden!"

Dann fügte sie die schlanken, beringten Hände ineinander, an denen blaues Geäder etwas zu stark hervortrat, und sprach gedehnt:

— Ja, ja . . . das trifft sich allerdings unglücklich. Wir wollten nächsten Winter gerade anfangen, uns etwas zurückzuziehen!

Dann schickte sie Marie und Ida hinüber zur Gouvernante, daß sie Eva-Marie, „die sich nach den lieben Cousinen sehne", auch einmal sähen, und sagte, sobald sie das Zimmer verlassen hatten:

— Aber meine gute Cäcilie, muß denn das Ausgehen nun wirklich gleich sein? Die Mädel sind doch wahrhaftig so jung, daß sie ruhig noch einen oder zwei Winter warten könnten.

Am liebsten hätte sie freilich gesehen, die unchicken Nichten hätten ihre Kreise gar nicht gestört, denn sie hörte schon ihre Bekannten fragen: „Sind denn diese Rangenhofenschen Mädchen

wirklich mit Ihnen verwandt? Sie haben doch nie von ihnen gesprochen?“ Nun war sie ganz erstaunt, als Cäcilie mit einer Entschiedenheit antwortete, die sie sonst an der Schwester nicht kannte:

— Nein, sie können nicht warten. Sie sollen es nicht machen, wie ich.

Irene blickte auf:

— Aber meine gute Cäcilie, was hast du denn?

— Nichts. Ich will nur meine Pflicht thun, daß man mir nicht vorwerfen kann, ich hätte etwas versäumt. Meine Pflegekinder sollen ihr Glück machen, brave Männer finden, damit sie nicht eines Tages nur ‚Tante‘ sind. Das will ich, Irene . . . .

Die schöne Irene lächelte nur etwas nichtssagend. Cäcilie aber wurde ruhiger und fuhr nun, langsamer und gleichmäßiger sprechend, fort:

— Es sind gute, brave Dinger, und ich sollte meinen, sie könnten wohl ihren Platz ausfüllen in einer Familie. Ebensogut und vielleicht besser, als manche andere. Denn Frau werden, ist doch am Ende das natürliche, und wenn die tausende von Junggesellen, die meinen, ohne eigenen Herd mehr von ihrem Gelde zu haben, sich auf ihre Pflicht besännen, würden viel weniger unnütze alte Jungfern herumlaufen. Die meisten sind nun mal unnütz, daran ist nichts zu ändern. Übrigens doch nur die, die Geld haben, denn die andern müssen ihr Brot verdienen, wie die Männer . . . .

Irene blickte sie jetzt fast erschrocken an. Sie fragte:

— Wo hast du denn das her?

Cäcilie begann nun, wo das heraus war, das lange in ihr geschlummert, langsam zu erröten, während sie antwortete:

— Aus mir selbst, Irene!

— Wie eigen!

Die Schwestern sahen sich an. Dieses „wie eigen" hatte so verständnislos geklungen, als hätte etwa ihr, der Kaukasierin, einer die Seelenvorgänge einer Bantunegerin entwickelt. Aus diesem „wie eigen" fühlte Cäcilie die Kluft, die zwischen ihnen lag. Sie waren Schwestern, von gleichen Eltern gezeugt, im gleichen Hause aufgewachsen, dasselbe Blut rann durch ihre Adern, sie gehörten im ganzen der gleichen Kaste an, sie redeten dieselbe Sprache, sie wohnten in einem Lande, in einer Stadt, im Alter waren sie nur zwei Jahre auseinander, und wenn die eine ein paar alltägliche, von selbst aufstoßende Bemerkungen machte über ihren Stand, was ihn verschuldet, wie man sich dazu stellte, antwortete die andere seltsam berührt, vielleicht gar nicht fassend und folgend, nur die Worte: „wie eigen".

Es lagen also Berge, Welten zwischen ihnen, zwischen der Frau und der alten Jungfer, als ruhte in dem Ring am Finger ein Mysterium, das die Menschen verwandelte, ein Rätsel für das Mädchen, das nie Weib geworden.

33.

Und dennoch war Cäcilie sonst wie eine Frau. Sie begann sich zu verändern, ward sicherer und fester in ihrem Auftreten von Tag zu Tag. All das, dem sie als Mädchen aus dem Wege gegangen, oder das die Umstände ihr nie nahe gebracht, trat in ihr Leben. Sie mußte sich um alles

kümmern, was den Haushalt betraf, von Küche und Keller Reparaturen und Anschaffungen, bis zu neuen Unterhosen für die Jungen. Ihrer Entscheidung unterlag jede Kleinigkeit. Sie prüfte, ob die Geldverhältnisse dies gestatteten, ob jenes nicht billiger eingerichtet werden könnte. Sie stellte lange Berechnungen an, wieviel zu diesem Zwecke flüssig gemacht werden durfte, wieviel zu jenem.

Mit Kommerzienrat Herrmann besprach sie den nötigen Ersatz für ausgeloste Papiere. Zitternd und zagend kaufte sie auf seinen Rat offenbar sichere und bescheiden, doch besser als Staatsanleihen sich verzinsende Industrieaktien. Aber das geschah von ihrem eigenen Gelde. Mit dem kleinen Vermögen der Kinder hatte sie nichts zu thun, das war Sache des Vormundes.

Dazu hatte Isidor von Rangenhofen einen einstigen Kollegen von der Verwaltung der Staatsbahnen bestimmt: den Geheimen Regierungsrat von Brons, jetzt Abteilungsvorstand im Finanzministerium.

Die Familie des Geheimrates bildete fast Cäciliens einzigen Umgang, der ihr um so angenehmer war, als Herrn von Brons Tochter im gleichen Alter stand wie Marie.

Da nun Irene offenbar keine Lust hatte, die Nichten mitzunehmen, so dachte Cäcilie daran, daß Käthe von Brons wahrscheinlich auch ausgeführt werden sollte und setzte ihren Gang von Irenes schöner Villa in der Parkstraße fort zu Frau von Brons, die bescheidener, in geschlossener Häuserreihe am oberen Ende der Lüttichaustraße wohnte.

Eine Weile schwiegen die drei. In ihnen arbeiteten die Eindrücke fort, die sie bei Irene empfangen.

— Eva-Marie ist eigentlich ein rechter Affe! — sagte

plötzlich die sonst milde Marie ganz unvermittelt. Und die kecke Ida fügte schnell hinzu:

— Das hat sie von der Tante!

— Pscht! — machte Cäcilie sofort und hob den Zeigefinger. Sie wollte böse werden, um den schuldigen Respekt zu wahren, doch die beiden Mädchen packte plötzlich, ganz im Gegensatz zu ihrer sonstigen Wohlerzogenheit, eine derartige Lachlust, daß sie stehen bleiben mußten, um sich nur erst etwas zu erholen. Die Tante blickte sich erschrocken um, aber die Seitenstraße im Villenviertel, in der sie gingen, war menschenleer, und da löste sich Verstimmung und Kummer darüber, daß in ihrem Fühlen ein Abgrund zwischen ihr und der Schwester lag, und sie fing auch an zu lachen.

Das gab erneutes Signal zur Heiterkeit. Nun entzündeten sie sich aneinander, kicherten und prusteten und blickten sich, wenn der Ansturm nachließ, an, um an den gegenseitigen Mienen neuen Lachstoff zu finden.

Ida war ganz schwach geworden, rang nach Atem und lehnte sich erschöpft an eine Gartenmauer, indem sie, Thränen in den Augen, stammelte:

— O du mein Gott, mein Gott, mein Gott!

Cäcilie konnte sich noch immer der Heiterkeit nicht entziehen, sie sagte zwar ein paar Mal:

— Aber Kinder! Kinder! Kinder!

Doch sie lachte mit. Es that so wohl, sich einmal aus Herzensgrund auszuschütten. Ihr war das Leben wahrhaftig nicht als Lachkabinett entgegengetreten. Sie hatte überhaupt nie recht lachen können, und auch jetzt kam es bei ihr ganz sonderbar heraus, mehr ein Keuchen, ein Stammeln, fast ein Weinen, denn ihre Augen glänzten feucht.

Dabei schämte sie sich ihrer Aufführung, hier auf der

Straße, wo jeden Augenblick jemand um die Ecke kommen oder aus dem Fenster sehen konnte.

Sie rief Ida zu, die immer noch fassungslos an der Wand lehnte:

— Aber, aber, du wirst dich ganz schmutzig machen! Du bist . . .

Das Wort c sta b ihr im Munde, ein tödlicher Schreck durchfuhr sie, daß ie wie gelähmt stehen blieb: oberhalb des Stückes Gartenmauer, an dem Ida stand, erhob sich eine Laube, und dort lachte aus dem Grün ein junger Mensch nieder, im Strohhut mit rot und weiß gestreiftem Band. Er zeigte eine Reihe glänzender Zähne und war so vertieft in den Anblick des nach Luft schnappenden Mädchens gerade unter ihm, daß er Cäciliens entsetzten Ruf:

— Ein Mann! Ein Mann! — gänzlich überhörte.

Die aber war inzwischen auf ihre Nichte losgestürzt und zog sie fort, als stünde das arme, ahnungslose Menschenkind unter einer wilden, sprungbereiten Bestie. Doch die Gerettete hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihr drohte. Sie wandte sich erstaunt um, wobei sie dem immer noch zähnezeigenden, lächelnden Antlitz des Herrn im Strohhut begegnete.

Sie stieß einen unterdrückten Schrei aus. Marie kreischte aus Mitgefühl, so kläglich, daß der Herr ein ganz verdutztes Gesicht machte und mit den Worten:

— Pardon, meine Damen, ich habe Sie nicht erschrecken wollen! — den Hut abnahm. Dabei zeigte sich über dem jungen, frischen, etwas gebräunten Gesicht eine ansehnliche Glatze, sodaß der Ausdruck mit einem Schlage ein gänzlich anderer ward und die Mädchen von neuem begannen zu lachen. Diesmal war aber der Herr nicht so erfreut über die Heiterkeit, sondern setzte schnell den Hut wieder auf und verschwand.

Cäcilie eilte mit ihren Nichten davon, als würden sie verfolgt. Sie waren eine ganze Weile gelaufen, als sie das Tempo mäßigten. Nun blickten sich Marie und Ida mit erschrockenen Mienen an und fingen über den verstörten Ausdruck, den ihre Gesichter zeigten, von neuem an zu lachen.

Cäcilie aber sagte halb streng, halb doch wieder heiter:

— Ihr seid ja die reinen Kinder! Was soll denn der Herr von uns denken! Schämt euch was.

Doch sie konnte nicht ernstlich böse sein, denn sie hatte ja selbst mitgelacht. Und dann: wollte sie die Nichten denn nicht aufgeweckter, kecker haben?

Als sie beim Geheimrat von Brons das Erlebnis erzählten, konnte die Familie gar nichts so Komisches darin entdecken, und der Geheimrat, ein alter Herr, groß, breit, etwas korpulent, mit glattrasiertem Gesicht und buschigen weißen Augenbrauen, mehr ein Schauspielerkopf als ein Beamter, sagte in seiner ruhigen, philosophischen Art, mit der er das Leben betrachtete, wie eine seltsame Theateraufführung, die ihm, dem unbeteiligten Zuschauer, vorgespielt ward:

— Eine häufige Erscheinung, daß uns etwas packt, und nachher bei der Erzählung auf den dritten gar keinen Eindruck macht. Übrigens liegt das oft nur an der Darstellung. Wie wenig Menschen können überhaupt erzählen! Und wiederum macht man die Erfahrung, daß, wer in Gesellschaft gut erzählt, keinen Erfolg damit hat, wenn ers aufschreibt. Wie denn andrerseits die berühmtesten Novellisten und Romanciers stille Leute sind, die bei Tisch es mit keinem Weinreisenden würden aufnehmen können. Überhaupt ist es mit dem fließend Reden so eine Sache. Obgleich es das nicht macht. Bismarck spricht auch wie abgehackt, und doch — welcher Eindruck! Aber das führt zu weit . . . .

Die Familie hatte ihn ausreden lassen. Es herrschte immer heiliges Schweigen, wenn er sprach mit seiner tiefen Stimme, den rednerischen Gebärden, dem ruhigen Fluß der Sätze. Man hatte eine hohe Achtung, vielleicht durch dritte aufmerksam gemacht, vor dem hervorragenden Mann, der aber in praktischen Dingen, wenigstens im Haushalt, nichts galt. Dort überließ er auch seiner Frau ohne Widerrede die Zügel der Regierung.

Frau von Brons war eine kleine, lebhafte Dame. Ein wenig böse Zunge, doch nur Männern gegenüber, während sie sich gegen Frauen sogar von größter Nachsicht zu zeigen pflegte. Denn als müsse sie bei ihrem klugen Gatten betonen, daß sie auch vorhanden war, hatte sie das Bestreben, alles, was die Frauen betraf, in erste Reihe zu rücken. Sie hatten alles Gute in der Welt zu Wege gebracht, sie machten das Leben erst erträglich, sie waren in allem und jedem die wirklich bessere Hälfte. Ja, sie neigte sogar, wie ihr Mann scherzhaft zu behaupten pflegte, zum Katholizismus, obgleich die Familie protestantisch war, weil die römische Kirche durch die heilige Jungfrau der Frau zu ihrem Rechte verhalf, während sie im lutherischen Glauben entschieden zu kurz kam.

Sobald also nun der Geheimrat geendet, begann Frau von Brons. Sie knüpfte nicht an die Worte ihres Mannes an, sondern hielt eine Rede für sich, als ob er gar nicht gesprochen hätte. Ihrer Meinung nach war der lächerliche Vorgang an der Gartenmauer eigentlich sehr ernst, denn er gab ein trauriges Beispiel ab für die, immer weitere Kreise ziehende, Verrohung der Männer.

Man ließ sie reden, und nachdem sie fertig geworden, ward nun von Cäcilie dem Grunde des Besuches näher gerückt. Dazu mußten, genau wie bei Irene, die Mädchen ver-

schwinden. Aber sie thaten es gern. Längst brannten sie darauf, sich mit ihrer Freundin Käthe in deren Zimmer zurückzuziehen. Sie hatten sich eine Menge zu sagen, denn seit zwei Tagen schon hatten sie sich nicht gesehen, und inzwischen waren tausend Dinge der wichtigsten Art passiert.

Arm in Arm, gingen sie wispernd hinaus. An der Thür gab es einen kleinen Kampf, welche der Schwestern der Freundin Arm loslassen sollte, denn zu dritt konnten sie nicht durch.

Jetzt sprach Cäcilie.

Frau von Brons nickte mehrmals. Ja, Käthe sollte ausgehen. Es gehörte sich einmal so. Außerdem war es bei der Stellung ihres Mannes nötig, war doch ihre Tochter mehrfach zu den Prinzessinnen befohlen worden, die gewiß im kommenden Winter nach ihr fragen würden. Und sie konnte Marie und Ida wohl mitnehmen. Aber .... denn es war ein ‚aber' dabei .... Zwei, gleich zwei, das würde ihr wohl etwas viel werden.

Cäcilie fühlte bald, daß sie im Grunde nicht wollte. Das kam ihr völlig unerwartet. Sie war so freundschaftlich immer gewesen; der Geheimrat hatte mit Rat und That zur Seite gestanden, wo er nur konnte. Er war nicht bloß dem Buchstaben des Gesetzes nach Vormund. Cäcilie begriff die Schwierigkeiten nicht, und Frau von Brons schien es ihr anzumerken:

— Meine liebe Cäcilie, Sie müssen kein so trauriges Gesicht machen. Hören Sie mal zu. Man muß zu den Bällen und so weiter im Wagen fahren, nicht wahr? Im geschlossenen Wagen, da es kalt sein wird, vielleicht schneien kann oder regnen. In so einem Landauer oder Droschke zweiter sind vier Plätze. Mein Mann eins, ich zwei, Käthe

drei. Bleibt ein Platz. Aber nicht zwei. Nicht zwei. Ich wüßte nicht woher. Wie sich das machen ließe. Habe ich recht?

Sie hatte recht. Daran hatte Cäcilie nicht gedacht. Und zuerst in ihrer Güte war es ihr jetzt peinlich, daß sie andere Menschen mit ihrer Anfrage in Verlegenheit setzte. Zuhaus allerdings begann sie etwas anders zu denken. Sie meinte, wenn Frau von Brons nur ernstlich gewollt hätte, würde es auch gegangen sein.

Nun gut, sie wollte schon ihre Pflicht thun. Es schien, als sollte ihr auf dieser Erde nichts erleichtert werden. Ihr, die immer bereit war, anderen zu helfen, stand niemand bei. Es hieß also: Zähne fest aufeinander gebissen, Verlegenheit überwinden, und es würde schon gehen.

Aber sie war verstimmt, leicht verletzt in ihrer Empfindlichkeit, die nur selten hervorbrach und dann nicht am rechten Ort, gleich den Zornesausbrüchen gutmütiger Menschen. Da sie längere Zeit nicht bei Frau von Brons erschien, kam der Geheimrat zu ihr unter dem Vorwand vormundschaftlicher Angelegenheiten.

Er setzte sich im Wohnzimmer ans Fenster, sog den warmen Abendwind ein, der von den Anlagen am Bismarckplatz herüberstrich, und verschwatzte, wie er es gern ab und zu einmal that, die Stunde vor dem Abendessen.

Dabei warf er, als es die Gelegenheit gab, so hin, scheinbar ohne besondere Anspielung:

— Es ist merkwürdig, wie oft Menschen, die sich achten und lieb haben, einander mißverstehen. Wir sollten uns dazu erziehen, nur auf die Gesinnung unserer Freunde im allgemeinen Wert zu legen, uns aber an kleinen Ecken und Kanten nicht zu stoßen. Immer große Gesichtspunkte, große Gesichtspunkte!

Er machte eine ausholende Bewegung, als wollte er den Horizont weiten. Cäcilie liebte diese Zwiegespräche, denen die Nichten zwar meist beiwohnten, jedoch als stumme Zuhörer, und bei denen überdies gewöhnlich der Geheimrat allein sprach. Sie fühlte, es half ihr vorwärts. Solche Dinge hörte sie sonst nicht, und oft schon hatten ein paar Worte dieses Mannes sie dieses und jenes richtiger anschauen lassen.

Ja, manchmal ward sie an den Professor erinnert, der tot war für sie, wirklich erstorben, auch in ihrem Herzen, nicht allein durch die Vernunft. Aber der Geheimrat war weniger pedantisch, wie ihr schien, war heiterer, großzügiger. Aus seinen Worten klang nicht so stark der Dozent, der aus seiner Weisheit Vorträge macht, sondern der alte Philosoph, der das Leben nimmt, wie es ist, das Wundern verlernt hat und nur alles zu Frieden und Sichverstehen führen möchte.

Cäcilie wollte eigentlich nichts erwidern, doch ein Gedanke drängte sich ihr auf, den mußte sie los werden:

— Große Gesichtspunkte kommen nur meist hinterdrein . . .

Er sah sie unter den buschigen Brauen aufmerksam an, und sie fürchtete schon, etwas Dummes gesagt zu haben, als er antwortete:

— Gewiß, Sie haben recht. Wir sind im ersten Augenblick zu leidenschaftlich, zu befangen, aber man sollte es sich zum Grundsatz machen, wenn man einmal Menschen vertraut, ihnen Kleinigkeiten nie anzurechnen. Es giebt auch Momente, wo sich jeder der nächste ist, mag da kommen wer will. Daher der Kampf ums Dasein. Wir sind eben doch Raubtiere. Aber sagen Sie mal, gnädiges Fräulein, Hand aufs Herz, ist der Löwe nicht doch ein großartigerer Kerl als das Schaf? Ich bin lieber Löwe . . . .

Dabei öffnete er groß und stolz die Augen, und das ziemlich lang getragene, graue Haar bekam wirklich etwas von einer Mähne.

Cäcilie wich aus:

— Kann man nicht beides vereinen?

— Wie meinen Sie das?

— Nun hart sein und doch dabei weich.

Er nahm einen ernsten, fast starren Ausdruck an, ganz Löwe, der seine Mähne schüttelt, und sagte mit seiner ausdrucksfähigen Stimme, die jetzt messerscharf, unerbittlich klang:

— Nein, nein, dreimal nein. Die Weichen kommen nicht vorwärts. Güte dankt Ihnen keiner. Härte verlangen die Menschen. Unerbittlich muß man sein. Nicht rechts sehen und nicht links. Seinen Weg gehen, ob er anderen paßt oder nicht — ganz gleich. Sie, mein liebes gnädiges Fräulein, die ich nun, seitdem uns die Vormundschaft zusammengeführt hat, glaube genau zu kennen, sind viel zu weich. Landgraf, werde hart! Werde hart! Und werde hart! Lassen Sie Ihren Altruismus, werden Sie Egoistin. Erst ich, dann andere. Sie kennen das Leben noch nicht genügend. Sie fassen es viel zu ideal und zu weich auf. Glauben Sie mir!

Cäcilie sagte leise:

— Ich kann auch energisch sein!

Der Geheimrat lächelte:

— Sehen Sie, das ist schon falsch. „Auch"? Auch? Also so nebenbei? Wenn es gar nicht anders geht? Das soll es doch bedeuten? Nein, damit kommen Sie nicht weit. Ich will Ihnen etwas sagen. Die Lebensweisheit lehrt nicht, ein „großer Egoist" zu werden. Dazu muß man selbst „groß" sein, aus dem Holze eines Bonaparte. Dem stand das an.

Unsereinem würde das die Welt nicht verzeihen. Man würde uns unserer Bedeutung entsprechend bloß „krasser Egoist“ nennen. Nein, Fräulein Cäcilie, es giebt etwas anderes, das für den Durchschnittsmenschen paßt. Eine große Feinheit, ein Wort, in dem die Selbstsucht liegt und daneben doch gleich die Verzeihung. Ich meine „liebenswürdiger Egoist“!

Damit stand er auf. Er sah nach der Uhr und beeilte sich, fortzukommen, denn seine Frau haßte seine regelmäßigen Verspätungen bei den Mahlzeiten.

Beim Scheiden brummte er noch ein paar Worte. Er wollte offenbar noch etwas sagen, aber es ward ihm schwer. Endlich flüsterte der Mann, der eben für die Selbstsucht so schöne Forderungen aufgestellt, Cäcilie zu:

— Seien Sie nicht böse wegen des Ausgehens. Ich hätte die Mädel ja gern mitgenommen, aber meine Frau fürchtete, wenn es so viel sind, würde unsere Käthe . . . ich meine, sie könnte sich nicht genügend um sie kümmern.

Cäcilie blieb wie gelähmt an der Thür: Also Eifersucht? Die Befürchtung, ihre Käthe könnte gegen die beiden abfallen? Dann war ja Irene gar nicht einmal so schlimm? Jeder sorgte eben für sich. Gut, sie wollte den Grundsatz annehmen. Selber ist der Mann. Sie wollte niemandem etwas zu danken haben. Und sie sagte vor sich hin, indem sie die Faust ballte:

— Landgraf, werde hart!

34.

Marie hatte ein wenig Talent zum Zeichnen, das heißt, sie wußte eine menschliche Gestalt einigermaßen aufs Papier zu setzen, und ihre Figuren erhielten immer etwas Komisches, weniger durch Absicht, als durch die Mängel der Ausführung.

Nun hatte sie die Szene gezeichnet, als die drei beim Lachen von dem Herrn überrascht worden waren, und Ida schrieb Tante Cäciliens entsetzten Ausruf darunter:

— Ein Mann! Ein Mann!

Der Scherz wurde weitergetrieben. Man schnitt einen Arm aus mit Hut, knüpfte einen Zwirnsfaden daran, sodaß, wenn man daran zog, der Herr den Hut abnahm und eine fürchterliche Glatze erschien, die mit Deckweiß, das vom Malunterricht der Pension noch in der Tube floß, aufgehöht worden war.

Das Bild brachten sie an einem der nächsten Tage zu Tisch mit und schoben es, ohne etwas davon zu sagen, der Tante unter die Serviette.

Nun war allgemeine Aufregung, denn Lilli und Cécile, sogar die beiden Jungen hatten die Zeichnung schon gesehen. Die Zwillinge, die für jeden Ulk zu haben waren, schienen ganz erregt, sodaß Cäcilie bei ihrem Eintritt schon merkte, daß irgend etwas vor sich ging. Sie blickte sich erstaunt um und setzte sich unter Kichern der Kinder. Sie konnte in solchen Lagen einen ganz leisen Zug von Übelnehmerei haben, und nicht ahnend, um was es sich handele, machte sie unwillkürlich im Gefühl, die einzige zu sein, die sich nicht im Geheimnis befand, ein Mäulchen.

Als sie die Serviette aus dem Ring zog, entdeckte sie das Bild. Aber ehe sie es in die Hand nehmen konnte, sprang

schon Ernst auf, lief um den Tisch herum und rief, vor Erregung zitternd:

— Du mußt ziehen, Tantel, du mußt ziehen!

Cäcilie aber meinte, es handele sich um einen thörichten Scherz der Jungen. Darum rief sie kurz:

— Wie oft soll ich sagen, daß bei Tisch nicht aufgestanden wird!

Ernst bekam einen roten Kopf und schlich sich auf seinen Platz zurück. Damit war der ganze Spaß zerstört und wenn auch Cäcilie sich Mühe gab, die Idee sehr gut zu finden: es war allen der Bissen im Munde erstorben.

Sie bat ein paar Mal:

— Kinder, sprecht doch etwas! Warum seid ihr denn so schweigsam?

Keines überwand sich. Nur die kleine Cécile, die immer neben der Tante saß, streckte ihr, die Augen niederschlagend, verschüchtert die Hand entgegen.

Cäcilie blieb ganz ruhig, aber in ihr zitterte und schlug alles. Sie machte noch einmal den Versuch, die Unterhaltung in Gang zu bringen — vergebens. Also schwieg sie. Keiner redete ein Wort. Als sie aufstanden, ging jeder seinen Weg. Cäcilie in ihr Zimmer.

Dort schloß sie sich ein, warf sich in den Stuhl vor Väterchens Schreibtisch, strich sich nervös das Haar aus dem Gesicht, und ehe sie eigentlich wußte weshalb, fühlte sie, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten. Sie weinte, daß ihre Schultern zuckten, daß ihr Leib bebte, ihre Brust sich, nach Atem ringend, hob.

Sie weinte und wußte eigentlich nicht warum. Niemand hatte ihr etwas gethan. Sie verstand sich nicht.

Als sie ein wenig ruhiger geworden war, schämte sie sich

vor sich selbst. Sie fürchtete sich, beim Abendessen wieder vor die Kinder zu treten. Was sollten denn die nur von der Tante denken!

Aber es that so gut, sich einmal ordentlich auszuweinen. Es erleichterte sie so sehr, denn sie fühlte, sie mußte weinen. Ob es bei dieser Gelegenheit gekommen wäre oder jener — einmal brach es durch. Sie konnte, konnte, konnte nicht mehr. Es war zuviel, was sie übernommen. Sie, das alte Mädchen, das doch nicht erzogen, um sechs Kinder großzuziehen.

Die Arbeit des letzten Jahres hatte zu schwer auf ihr gelastet. Die Verantwortung, das Ungewohnte, Erfahrungen, die sie gemacht, die drückende Aussicht, im kommenden Winter die Nichten ausführen zu müssen, zu all den Lasten des Haushaltes. Und dabei sollte sie dafür sorgen, daß die anderen rechtzeitig in die Schule kamen, lernten, nicht sitzen blieben, keine dummen Streiche machten.

Und keine Menschenseele half ihr. Auf keinen war Verlaß, denn einer, wie der andere, kümmerte sich nur immer um sich, die engsten Seinen.

Und noch vor wenigen Tagen hatte sie sich gesagt: „Landgraf, werde hart!“ War das der Erfolg? Aber was war denn nur überhaupt geschehen? Sie war doch bis heute noch guten Mutes gewesen, frisch und wohlauf! Und jetzt klappte sie mit einem Male zusammen! Bei einer so läppischen Ursache!

Da wurde ihr plötzlich ganz schwach. Sie schleppte sich zum Bett und heftelte ihr Kleid auf. Es war ihr zu eng. Luft brauchte sie. Sie war so schwindlig, daß sie sich nicht einmal mehr aufrichten konnte. So matt, daß sie nicht die Kraft fand, die Füße heraufzulegen. Und nun, wo

sie bloß mit dem Oberkörper ruhte, fehlte ihr etwas im Rücken. Eine hohle Stelle.

Das Korsett hinderte sie. Und mit Anstrengung sich hebend, löste sie die Spangen des einfachen, billigen Leibchens aus grauer Leinwand, das ihr, plump wie es war, die eckige Figur gab, zu der sie, leise alternd, gekommen.

Cäcilie wickelte sorgsam die Senkel darum und legte es auf den Stuhl neben dem Bett. Nun war ihr wohler. Sie rieb sich Rücken und Seiten, auf die das grobe Instrument gedrückt im Verein mit dem gewöhnlichen Leinen des Hemdes, grob wie bei einer Magd, das aber feiner zu tragen, sie für einen unverantwortlichen Luxus gehalten hätte.

Dann streifte sie den selbstgehäkelten, für den Sommer zu dicken Unterrock ab, der unnötig auftragend ihre Figur verhäßlichte, fuhr unter die Decke, zog sie sich bis ans Kinn herauf und blieb so liegen, die im Taghemd bloßen Arme über die Brust gekreuzt, ihre armen, dünnen Arme, die ihr als Mädchen auf den Bällen heimlich Thränen gekostet, weil die Maus herausstand, rot, merkwürdig, wie ein Knopf.

Es that ihr so wohl, sich auszuruhen, an nichts zu denken. Sie schloß die Augen. Nur ein wenig, nahm sie sich vor, denn einschlafen wollte sie nicht, sonst verbummelten am Ende die Jungen die Schule.

Aber nach kurzer Zeit schlummerte sie doch. Noch einmal wurde sie halbwach. Es hatte an der Thür geklopft. Man hörte Mariens, dann Idas Stimme fragen, was der Tante fehle, ob sie krank sei.

Mechanisch antwortete Cäcilie, nein, nein, sie wäre bloß sehr müde und wolle schlafen. Es wäre ihr, die sonst zu jeder Nachtstunde sich erhob, wenn sie zu hören meinte, daß die

kleine Cécile unruhig schlief, nicht möglich gewesen, aufzustehen, um den Riegel zurückzuschieben.

Schlaftrunken streifte sie sich die weißen selbstgestrickten baumwollenen Strümpfe ab, die immer Irenes Verzweiflung gewesen, und drängte sie seitwärts unter der Steppdecke hinaus, bis sie auf die abgetretene kleine Bettvorlage fielen, die einst vor Väterchens Bett gelegen.

Dann schlief sie wieder ein.

Als sie erwachte, war es dunkel. Sie richtete sich erschrocken auf und lief nach der Thür zum Zimmer, in dem Lilli und Cécile schliefen. Auch dort war es finster. Sie tastete sich zu den Betten und, die Augen anstrengend, zu sehen erkannte sie, daß die beiden Mädchen in ihren Betten lagen.

Auf den Zehen schlich sich Cäcilie wieder hinaus.

Sie machte Licht: ein halb zwölf. Das war doch gar nicht denkbar. Und das ganze Haus schlief? Sie waren in der Schule gewesen, hatten gearbeitet, zu Abend gegessen, waren zu Bett gegangen, alle sechs Kinder, ganz allein, ohne sie?

Und es war schließlich auch gegangen! Das schien ihr das merkwürdigste. Etwas, das sie stutzig machte, beinahe kränkte zuerst.

Erst allmählich dachte sie ruhiger. Es war ganz gut so, sie etwas zu demütigen, sonst wäre sie am Ende gar eingebildet geworden. Und sie that ja nur ihre Pflicht, wie andere Sterbliche.

35.

Fräulein von Sarryn befragte den Arzt, als er ein paar Tage darauf der Köchin wegen vorsprach, die einen bösen Finger hatte. Er meinte, Cäcilie sei wohl etwas blutarm und habe sich vielleicht übernommen im Haushalt. Er riet, während der großen Ferien in ein Seebad oder ins Hochgebirge zu gehen. Thüringen, der Harz oder das Riesengebirge thäten es vielleicht auch, und den Kindern würde es sehr zuträglich sein.

Aber da sie in erster Linie zu stehen schien und die anderen es gewissermaßen bloß so mitnehmen sollten, sah Cäcilie davon ab. Es hätte auch zuviel Geld gekostet, denn ihre größte Sorge war Sparsamkeit. Zu ihrem Stolz hatte sie bisher jedes Vierteljahr noch dem Vormund einen Teil der Einkünfte zurückerstatten können, wenn sie auch voraussah, daß der kommende Winter wegen des Ausgehens kostspielig werden mußte.

Lillis Geburtstag fiel in diese Zeit: der 26. Juli.

Aus dem früher geradezu auffallend häßlichen Kinde war heute ein Mädchen von sechzehn Jahren geworden, das jetzt ebenso auffiel durch sein gutes Aussehen.

Lilli war nicht eigentlich schön. Dazu fehlte die Regelmäßigkeit der Züge. Aber die Kleine hatte eine schlanke Figur, die das schönste Ebenmaß versprach, dazu prachtvolles, schweres blondes Haar — aus einer fast albinoartigen weißen Farbe allmählich zu mattem Ton gedunkelt, endlich aber einen zarten Teint, wie Milch und Blut, gleich dem weichen Flaum eines Pfirsich.

Bisher hatte sie halblange Kleider getragen. Heute bekam sie ein langes auf den Geburtstagstisch gelegt. Einfach, im Hause gearbeitet, aber ein hübscher schottischer Stoff mit

einem Volant, den sie sich glühend gewünscht. Sie durfte es gleich zu Tisch anziehen, und dazu das Haar, das sie bisher in zwei dicken Zöpfen nur um den Hinterkopf rund gesteckt getragen, richtig frisieren.

Das mußte Cäcilie machen, denn zu jedem besonderen im Hause wurde die Tante gerufen. Sie meinte zwar, es hätte eigentlich noch bis nächste Ostern Zeit, aber Lillis Flehen gab sie schließlich nach.

— Aber nur für heute! — meinte Cäcilie, indem sie daran ging, das Haar zu waschen, lang auszukämmen, mit Öl einzureiben, zu flechten, aufzustecken und an Stirn, Ohren, Nacken leichte Löckchen zu brennen.

Die Veränderung war überraschend. Es stand Lilli ausgezeichnet. Die beiden Ältesten sagten es in mädchenhafter Art zu schmeicheln und sich gegenseitig reizend zu finden, in so überschwänglicher Weise, daß Cäcilie, als die „süß", „zum Küssen", „herzig" gar kein Ende nahmen, dämpfend meinte:

— Für Lilli sieht es ganz gut aus!

Im selben Augenblick schossen dem in seiner Eitelkeit gekränkten Ding die Thränen aus den Augen, und die Tante hatte Mühe, die angehende Dame zu beruhigen.

Während sich Cäcilie die fettigen Hände wusch, zog Lilli ihr Geburtstagskleid an. Sie war damit noch nicht fertig, als die Tante die Torte mit den sechzehn Lichten auf den Tisch stellte, von denen beim Nachtisch jedes Familienglied eines zu erhalten pflegte, um es auf seinem Teller zu befestigen und anzuzünden.

Doch als nun das Geburtstagskind ins Eßzimmer trat, war ein Wunder geschehen; aus dem fußfreien Kleide war plötzlich ein langes geworden, in dem Lilli möglichst stolz, doch ein wenig ungewohnt und ungeschickt daherrauschte. Sie hatte

in emsiger Arbeit eine Falbel, den einzigen Schmuck des Rockes, aufgetrennt und erschien nun ganz erwachsen, sodaß Fritz sagte:

— Lilli, nun kannst du auch nichtmehr anständig gehen, wie alle Damen!

Aber Cäcilie verlangte die Wiederherstellung des „status quo ante", wie Ernst, um mit seinem Latein zu glänzen, gesagt hatte. Sie wollte selbst nach Tisch dafür sorgen, daß es auch geschehe. Doch als sie eben aufgestanden waren, klingelte es, und die alte Emma, die Cäcilie aus dem elterlichen Haushalte übernommen, brachte eine Karte mit den Worten:

— Der Herr möchte das gnädige Fräulein sprechen!

— Herr — wer denn? — fragte Cäcilie. Erst dann las sie:

Rangenhofen? Ein Verwandter, der seine Aufwartung machen wollte! Cäcilie erinnerte sich dunkel, daß Isidor einmal von Namensvettern am Rhein gesprochen. Ihr erster Gedanke war die Verlegenheit, dem wildfremden Menschen gegenüberzustehen. Wer weiß was er wollte, und um Gottes-

willen, wovon sollten sie denn reden? Sie wollte sagen lassen „nicht zu Hause".

Doch sie erinnerte sich ihrer Pflicht. Denn für ihre Pflicht hielt sie es, im Namen der Nichten und Neffen, die nun einmal Rangenhofen hießen, die Verbindung mit der Familie aufrecht zu erhalten. Ihr seliger Schwager hätte den entfernten Vetter bestimmt angenommen, denn er hielt sehr auf Verwandtschaft. Also wußte sie, was zu thun war:

— Ich lasse bitten!

Dann stürzte sie in ihr Zimmer, nahm die Bürste, strich sich schnell noch einmal über das Haar, tupfte die Schläfen mit den Handflächen, steckte die Brosche eiligst vor und ging zum Wohnzimmer. Auf dem Flur traf sie Ida, der sie zuflüsterte:

— Ihr kommt dann auch herein. Aber bald.

Darauf sammelte sie sich noch, faßte einen Entschluß und öffnete die Thür. Ein großer Herr stand im Zimmer, der, den Rücken wendend, die Bilder besah, wobei er die Hände verschränkt trug; darin einen Strohhut, den er wippend hin und her bewegte.

Als Cäcilie eintrat, drehte er sich sofort herum und ging ihr einige Schritte entgegen. Sie erkannte ihn augenblicklich: es war der Herr mit der Glatze von neulich.

36.

Die Sache klärte sich sehr einfach auf: Claus von Rangenhofen befand sich zur Kur in Dresden. Er litt seit Jahren an, wenn auch nicht gefährlichen, so doch recht schmerzhaften rheumatischen Kopfschmerzen, die ihm, wie er sofort nachdrücklich auseinandersetzte, auch den Schmuck seiner Haupthaare gekostet hatten. Doch immer hatte er die Sache verbummelt, nie etwas dagegen gethan. Er besaß ein Gut bei Bonn, das er sich einbildete nicht verlassen zu können. Nun war er aber dies Jahr zur Dienstleistung eingezogen worden und hatte daher einen stellvertretenden Inspektor anstellen müssen. Die Gelegenheit nahm er wahr, um eine Massage-Kur bei einem Naturarzte in Dresden durchzumachen, der, wie er sagte, „in Deutschland und den angrenzenden Nebenländern" berühmt, in Elbflorenz dagegen, wovon er sich mehrfach überzeugt, fast unbekannt sei.

So war er hergekommen. Die Anstalt befand sich in jener Villa, deshalb hatte er dort über die Mauer gesehen, denn er war bei dem Arzte gleich in Pension. Daß die Damen sozusagen Verwandte gewesen, davon hatte er keine Ahnung:

— Ich wußte überhaupt eigentlich nichts von Ihnen, bis mich mein Doktor — er ist nämlich gar nicht Doktor, sondern war, glaube ich, früher Anstreicher — beim Massieren einmal fragte, ob der Professor Rangenhofen ein Verwandter von mir wäre. Von dem hatte ich nie was gehört, denn mit Litteratur und solchem Unsinn gebe ich mich nicht ab.

Cäcilie fragte so unbefangen als möglich:

— Haben Sie ihn denn kennen gelernt?

— Gewiß, gewiß. Er hat mir ja geraten, auch hier meine Aufwartung zu machen . . .

Sie konnte ihn nicht ansehen, während sie meinte:

— So, hat er das?

Claus von Rangenhofen fuhr fort:

— Gnädiges Fräulein, Sie sind ja nicht verwandt mit ihm, da Sie doch anders heißen . . . ich weiß schon, er hat mirs auseinandergesetzt — kurz, da darf ich wohl was über den Professor sagen?

Immer noch heftete Cäcilie die Augen zu Boden:

— Natürlich — bitte.

Nun platzte er heraus:

— Der gefällt mir gar nicht. Auf die Verwandtschaft bilde ich mir wahrhaftig nichts ein. Ich mag überhaupt diese Kunstmenschen nicht. Er ist doch eigentlich überhaupt wohl Lehrer. Na, wissen Sie, Lehrer kann ich überhaupt nicht leiden die haben mich in meiner Jugend zu toll geärgert.

Dabei fing er an zu lachen, herzlich, wie ein gutmütiger, braver Kerl. Er schien etwas Naturmensch zu sein, und nach kurzer Unterhaltung hatte er sein Programm als Mensch entwickelt und dabei bekannt, daß er mit Ach und Krach seinerzeit das Freiwilligenexamen gemacht und seitdem selbstverständlich nie wieder ein Buch angerührt hätte.

Während er mit lachendem Munde seine Abneigung gegen Kunst und Wissenschaft entwickelte, traten Marie und Ida ein. Sie erkannten wie Cäcilie sofort den Mann von der Gartenmauer mit der Glatze und waren so erschrocken, daß sie sich gar nicht näher heran wagten.

Doch Claus von Rangenhofen störte so etwas nicht. Er ging auf die beiden zu, nahm sie bei den Händen, zog sie in die Mitte des Zimmers und rief fröhlich:

— Tag, Cousinchens! Das ist 'ne Überraschung, was? So'n Wiedersehen! Seid ihr denn janz Fisch jeworde?

Zwei kleine Elblachs' oder was ihr für 'ne Schuppengesellschaft in eurem Fluß habt. Könnt ihr denn jar nicht lachen? Verstellt euch doch nicht so! Ihr habt doch neulich auf der Straße jelacht, daß ihr janz krumm jeworden seid dabei! Na nu man los, nu lacht mal, Cousinchens!

Dabei begann er selbst zu lachen, wieder so gutmütig, so herzlich, daß alle andern einstimmten und wie durch Zauberschlag die Verbindung hergestellt war.

Sie setzten sich um ihn, und er fing an, von der Pension zu erzählen, was da alles für komische Leute wohnten, welch verrückte Krankheiten sie hätten oder sich doch wenigstens andichteten.

Sofort benutzte er die Gelegenheit, um auch den „Cousinchens", wie er immer sagte, mitzuteilen, daß an seiner Kahlköpfigkeit lediglich seine neuralgischen Kopfschmerzen schuld wären. Er wandte sich dazu meist an Ida, die ihm, wie es schien, einen besonderen Eindruck gemacht hatte.

Da es Sonnabend war, brauchten die anderen nicht in die Schule zu gehen, und Cäcilie holte zuerst die beiden Mädchen herein, dann die Zwillinge. Auch deren Herz gewann der fremde Vetter sehr bald. Lilli fragte er, wie sie hieße, und als sie etwas schüchtern „Karoline" sagte, meinte er augenzwinkernd:

— Mein reizendstes, kleines Cousinche, darf ich dich du nennen, oder Sie du?

Lilli befand sich in tödlichster Verlegenheit und blickte hilfesuchend Cäcilie an. Doch ehe diese eine Antwort geben konnte, hatte schon Fritz gerufen:

— Sie hat Geburtstag!

Claus von Rangenhofen fuhr herum:

— Wer?

— Lilli! Lilli! — antworteten die Jungens zugleich. Nun führte der neue Vetter eine ganze Komödie auf. Er trat auf das Geburtstagskind zu, ließ sich auf ein Knie nieder, legte die Hand auf das Herz und sprach:

— Schönste aller Basen! Ein gütiges Geschick hat mich gerade heut' an hochdero Schloß geführt. Ich sprang vom schäumenden Roß, warf dem Jung' die Zügel zu und schritt die güldene Treppe hinauf, um geblendet vor meiner Base aufs Knie zu sinken und zu sprechen: Gesegnet sei der Tag, da du unsere Erde betratest, gesegnet sei die Stunde, da ich dich zum ersten Mal erblickt in deinem neuen Gewand . . .

Die ganze Familie lachte, mit Thränen in den Augen, über diesen Vetter, der urplötzlich hier hereingeschneit, mit einem dürftigen Haarkranz um den weißleuchtenden Schädel in der Mitte des Zimmers auf den Knieen lag und eine verrückte Rede hielt.

Aber als er jetzt — weil er nicht mehr recht weiter wußte — wiederholte:

— . . . in deinem neuen Gewand! — fragte Lilli, der alle Verlegenheit geschwunden war, ganz erstaunt:

— Woher weißt du denn das?

Nun begann ein Sturm. Claus erhob sich und rief einmal über das andere, indem er auf einem Bein herumhüpfte:

— Sie hat du jesagt! Sie hat du jesagt!

Lilli wollte es bestreiten. Cäcilie meinte, es solle dabei bleiben, unter Verwandten . . . Aber Claus hatte schon der Reihe nach die Hände seiner Cousinen genommen und gerufen:

— Also Brüderschaft! Also Brüderschaft! Also Brüderschaft!

Bei Ida verweilte er besonders lange und küßte ihr sogar

die Hand, die sie nicht schnell genug fortziehen konnte. Der kleinen Cécile aber gab er einen richtigen, herzhaften Kuß, und den Jungens einen derben Klaps auf das Hinterteil mit den Worten, als schlüge er sie zum Ritter:

— Nimm diesen Streich und dulde ihn von keinem wieder!

Darauf setzte er sich erschöpft mitten im lachenden Familienkreise auf einen Stuhl und rief:

— Ihr habt doch einen verrückten Vetter, wat?

Aber nun war es mit dem Unsinn vorbei. Er hatte sich einführen wollen und schnell die Brücke zu den Verwandten schlagen. Das war geschehen — jetzt konnte er ruhiger sein.

Er blieb noch über zwei Stunden sitzen, dann empfahl er sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, nachdem er noch vorm Scheiden die beiden Jungen zu einem Ringkampf angespornt, der sofort auf dem Teppich ausgefochten ward.

Als er unentschieden blieb und der Vetter Ernst und Fritz für ebenbürtig erklärt hatte, seufzte Cäcilie erleichtert auf, denn sonst hätte es täglich Kämpfe gegeben.

Wie ein Wirbelwind huschte Claus von Rangenhofen hinaus, und nun, wo er fort war, schien allen die tiefe Stille im Hause beinahe ängstlich und bedrückend.

Ernst und Fritz waren begeistert vom neuen Vetter. Fritz sagte sogar:

— Den will ich mir zum Vorbild nehmen!

Worauf Marie erwiderte:

— Lerne lieber etwas!

Darauf sagte Ida plötzlich:

— Ach, er hat ganz genug gelernt!

Marie fragte:

— Wer?

— Nun, der Vetter!

— Den meine ich gar nicht!

— Wen denn sonst?

Marie rümpfte die Nase:

— Ach, Gott, weißt du, ich habe wirklich nicht an den gedacht. Diese Manier, sich einzuführen, finde ich sehr abgeschmackt.

Ida war ganz rot geworden und rief:

— Ich finde das sehr spaßhaft, sehr hübsch, sehr — sehr — sehr — ach, es ist ja ganz unnütz, davon zu reden!

Aber Marie war so wütend, daß sie durchaus noch etwas sagen mußte. Sie meinte wegwerfend:

— Und die Glatze!

Jetzt zitterte Ida vor Erbitterung. Sie rief halb voll tiefstem Mitleid, halb mit tragischer Gebärde:

— Er hat neuralgische Kopfschmerzen!

Darüber begannen alle zu lachen. Auch Cäcilie, die mit beklommenem Herzen dem Streite beigewohnt. Die beiden Ältesten vertrugen sich sonst so ausgezeichnet, daß sie immer ihre stille Freude daran gehabt, und nun sollte darin eine Störung eintreten?

Sie versuchte zu besänftigen, aber die Gemüter waren so erhitzt, daß sie es aufgab. Und nun mußte sie es erleben, wie die Schwestern Tage lang nicht miteinander sprachen, sich bei jeder Kleinigkeit, die sie einander zu sagen hatten, an die Tante wandten, mit einer Frage oder einer Bemerkung, die darauf zugeschnitten war, daß es die andere hören sollte.

Das dauerte so lange, bis der Vetter wiederkam. Dann schien alles vergessen. Ida sowohl wie Marie scherzten mit

ihm. Sie zeigten sich sogar so entgegenkommend, wie es Cäcilie vor allen Dingen bei der Ältesten kühler Natur nie für möglich gehalten hätte. Aber wiederum trat zwischen den beiden, sobald er verschwunden war, jene Verstimmung zu Tage, die anhielt, bis Cäcilie Claus von Rangenhofen einlud, einen Abend bei ihnen zu verbringen.

Sie wollte ihm eine Artigkeit erzeigen, da er in einigen Tagen Dresden verließ. Und sie entschloß sich, dazu das Ehepaar Brons mit Tochter zu bitten, denn es schien ihr durchaus nötig, einmal, wenn auch nur ganz bescheiden, deren Gastfreundschaft und wiederholte Freundlichkeiten zu erwidern.

Als sie es dem Geheimrat sagte, der abermals zu einem Plauderstündchen vor dem Abendessen gekommen war, wollte er näheres über den Vetter wissen. Cäcilie erzählte von ihm und fügte traurig hinzu, welche Uneinigkeit er bei den Schwestern verschuldet habe.

Der Geheimrat hörte schmunzelnd zu. Er teilte das Bedauern nicht, sondern meinte, nachdem er die kleine Cécile, die eben hereingekommen war, unter einem Vorwand hinausgeschickt:

— Schau, schau! Der Mann als Störenfried! Où est l'homme?

Cäcilie war auf diesen Gedanken nicht gekommen. Sie begriff noch immer nicht ganz:

— Meinen Sie denn — — —

— Natürlich. Natürlich. Wenn auch ganz unschuldig. In der ganzen Tierwelt ist es dasselbe: die Beunruhigung durch den Mann, die erst erlischt, wenn er gewählt hat. Es ist schade oft. Es bringt in die Beziehungen der Menschen vielfach etwas Störendes. Ein Mann kann sich mit einem jungen Mädchen dauernd nicht abgeben, ohne den Verdacht

zu erregen, er wolle den Hof machen. Dadurch ist außerhalb der Ehe wirkliche Freundschaft zwischen Mann und Frau unmöglich. Es müßten denn sehr außergewöhnliche Menschen sein, und auch diesen glaubt es die Welt nicht. Man muß also nahezu das kanonische Alter erreichen, um herzlich sein und intimer mit dem anderen Geschlecht verkehren zu können. Bei uns! Bei uns! Die romanischen Völker eigentlich auch dann noch nicht. Und darin, denke ich, liegt eine Hauptkluft zwischen ihnen und uns. Dort bleibt immer noch die „Galanterie". Ich hasse das Wort. Rücksicht und gute Manieren gegen Damen sind für einen wohlerzogenen Menschen ganz selbstverständlich, aber die romanische Art bringt die Geschichte in Mißkredit. Die Damen dort verlangen ein Hofmachen, und wenn sie weißes Haar hätten. Sie ahnen dabei offenbar nicht, wie sie das als inferior klassifiziert. Eine wirkliche Freundschaft zwischen ein paar alten Leuten verschiedenen Geschlechtes, wie sie bei uns vorkommt, ist dort gar nicht möglich. Dabei gewönnen dadurch beide Teile ohne Zweifel, indem sie sich ohne Hintergedanken näher kommen und verstehen lernen. Die Frauenseele kennen zu lernen ist so interessant, und von einer durch Gemüt ausgezeichneten Frau läßt sich soviel herrliches lernen. Gemüt, sage ich, Gemüt. Den Verstand mögen wir mitbringen. Wir sollen uns ergänzen. Wir brauchen nicht einmal soviel mitzubringen dazu, denn eine rechte Frau ist uns Männern tausendfach überlegen, durch ihr Herz, durch ihren weiblichen Instinkt, ihr Zartgefühl — — —

Er erhob sich, sah wieder wie gewöhnlich fast ängstlich nach der Uhr und meinte:

— Darüber ließe sich soviel noch sagen — — —

Dann ging er, ohne gemerkt zu haben, wie befangen

Cäcilie gewesen, bei diesen Worten, die er wie an ein Neutrum gerichtet, ein Wesen, das außer Betracht lag, als stände seine Zuhörerin wirklich schon im kanonischen Alter.

Sie fühlte sich unbefriedigt davon. Er hatte wohl recht und hatte Perspektiven gezeigt, die ihr neue Gedankenbahnen eröffnet, aber das Weib war noch nicht in ihr erstorben. Es regte sich, als wäre gerade durch diese ruhigen Betrachtungen alles in ihr aufgerüttelt worden, das noch jugendlich war.

Sie fand, das Lob eines lieben Menschen, die Teilnahme einer Seele wäre noch je und je mehr gewesen, als ein Gedankenaustausch. Vielleicht war sie dazu noch nicht reif genug, noch — zu jung, trotz ihres vorzeitig grauen Haares und ihrer nun bald achtunddreißig Jahre.

37.

Das Abendessen brachte das Haus in große Aufregung. Marie und Ida wollten zeigen, daß sie bei Tante Cäcilie in der Wirtschaft etwas gelernt hatten, und suchten nun überall mit Hand anzulegen. Auch Lilli half, wenn ihr auch nur die Aufgabe zufiel, Teller zum Wechseln bereit zu stellen und Messer, Gabeln und Löffel darauf zu verteilen.

Den Tisch deckte Cäcilie mit ihrer Emma selbst. Auch ein paar Blumen stellte sie darauf, wie sie es bei Frau von Brons gesehen.

Es war lange hin und her überlegt worden, was man essen sollte. Schließlich gab es einen Kalbsbraten als Haupt-

stück, denn „warm“ mußte es sein. Ob dazu gebratene Kartoffeln oder Kartoffelsalat auf den Tisch kommen sollte, darüber war keine Einigkeit zu erzielen, denn die erwachsenen Mädchen sollten bei allem mitthun. So gab denn zuguterletzt Cäcilie den Ausschlag und entschied sich gegen den Salat, weil er „zu schwer im Magen liege.“

Mit dem Essen war sie überhaupt ängstlich. Sie selbst hatte zwar einen gesunden Magen, aber seit jenem plötzlichen Schwächeanfall nahm sie ein Eisenpräparat, das ihr der Arzt verschrieben, und nun machte sie sich unausgesetzt Gedanken, dies vertrage sich nicht mit dem Eisen und nicht jenes.

Sie ging sogar noch weiter und hatte auch bei den Kindern begonnen, allerlei unschuldige Speisen auf den Index zu setzen. Die Jungen aßen saure Milch mit größter Wonne, doch sie war als unverdaulich abgeschafft worden, auch Radieschen erschienen nicht mehr auf dem Tisch, weil Cäcilie irgendwo gelesen, sie wären unbekömmlich.

Dies Wort hatte angefangen eine Rolle zu spielen. Es gefiel Cäcilie, vielleicht weil sie es bisher noch nicht gekannt. Es hieß aller Augenblick, etwas sei „bekömmlich“, noch mehr aber „nicht bekömmlich“, und als Marie eines Tages unter vier Augen beim Doktor Klage geführt über diese Absonderlichkeit der guten Tante, die ihnen etwas verbot, das sie gern aßen, weil es „unbekömmlich“ sei, sagte der alte Herr zu dem jungen Ding, das kaum aus dem Ei kriechend bereits anfing, die Fehler der Tante-Mama zu beurteilen:

— Wissen Sie, das sind so kleine .... Alt ... Absonderlichkeiten, wie wir deren alle haben und die man bei einem so ausgezeichnet tüchtigen, trefflichen Menschen lächelnd übergehen muß.

Er hatte „Altjüngferlichkeiten“ sagen wollen. —

Um sieben Uhr war eingeladen worden, aber schon eine Stunde vorher war alles fertig, und der weibliche Teil der Familie saß im Wohnzimmer, um die Gäste zu erwarten. Die Jungen waren noch nicht mit anziehen fertig. Mit dem Worte „natürlich" hatte es Marie der Tante gemeldet.

Cäcilie hatte sich zu ihrem schwarzen Kleide eine blaue Schleife umgebunden, auf die sie eine Amethystbrosche — ein Erbstück — steckte. Ida, die etwas mehr Geschmack besaß, wollte, daß die Tante eine andere Schleife wähle — eine weiße. Sie hätte wegen der Farbenzusammenstellung besser gepaßt. Doch Marie erklärte sie für „nicht mehr ganz frisch", schon weil die Schwester sie ausgesucht, mit der sie seit Claus von Rangenhofens letztem Besuch wiederum nicht sprach, und so blieb es dabei.

Immerfort wurde nach der Uhr gesehen, aber die Stunde schien nicht näher zu rücken. Sie saßen im Kreise, niemand sprach etwas, bis Lilli — heute wieder mit der alten Mädchenfrisur — zu Tode erschrocken rief:

— Tante, Tante, um Gotteswillen!

Cäcilie erschrak:

— Was ist denn?

Lilli stammelte:

— Wir haben die Cigarren vergessen!

Ida meinte ängstlich:

— Aber Claus raucht bloß Cigaretten!

Da tauchte Fritz plötzlich aus einem Winkel auf, in den sich die beiden Jungen geschlichen, um ihren späten Eintritt möglichst unauffällig zu machen, und rief ganz glückselig im Gefühl eines Vaterlandsretters:

— Ich kann von meinen geben!

Beide Knaben liefen hinaus und kehrten mit einer kleinen

Schachtel zurück, in der gerade noch drei Cigaretten lagen, gräuliche Dinger, halbzerdrückt, eine fast ohne Tabak, mit einer Seidenpapierhülse, schlapp wie ein halbentleerter Luftballon, die zweite mit den Abdrücken nasser, nicht ganz reinlicher Finger. Die dritte war mit einem Bleistiftkreuz auf dem Mundstück versehen, das wahrscheinlich den Privatbesitz eines der Brüder sicherstellen sollte.

Cäcilie vermochte kaum den Ernst zu bewahren, als sie sagte:

— Ei, ei, und ihr sollt doch nicht rauchen!

Da kamen auch schon die Gäste und die Tante konnte gerade noch rufen:

— Daß ihr mir aber die Cigaretten nicht anbrennt!

Dann öffnete sich die Thür, und die Brons traten ein. Hinter ihnen Claus von Rangenhofen, der sich schon draußen bekannt gemacht und hatte vorstellen lassen.

Käthe von Brons war ein so auffallend schönes Mädchen, daß man bei ihrem Anblick nicht begriff, wie ihre Mutter auch nur die geringste Benachteiligung durch die Rangenhofens hätte befürchten können. Sie trug den prachtvollen Kopf ihres Vaters ins Weibliche übersetzt. Nur von seinem Geist verrieten ihre schönen, etwas großen Augen nichts.

Jetzt war sie sofort, nachdem sie Cäcilien die Hand geküßt, die das immer nur widerstrebend litt, bei den Freundinnen. Sie wisperten in einer Ecke. Wieder hatten sie sich tausend Dinge zu sagen, und der Vetter warf unausgesetzt Blicke zu ihnen, denn er konnte nicht herankommen. Der Geheimrat nahm ihn in Beschlag, wenn auch nicht lange. Die beiden fanden sich nicht viel zu sagen.

Claus von Rangenhofen schien auch nicht in seinem Fahrwasser zu sein. Er konnte in seiner spaßigen Natürlichkeit

sich nicht gehen lassen. Er machte den Eindruck, als hätte er sich am liebsten mit den „Cousinchens“ gehascht und mit den Vettern auf dem Boden herumgewälzt und als fühle er sich nun bedrückt durch die Anwesenheit Fremder.

Erst als Ida ihm auf seine Anfrage zugeflüstert, der Geheimrat wäre ihr Vormund, schien er mehr Interesse zu nehmen. Ja er machte sogar den Versuch, gegen die Familie Brons besonders zuvorkommend zu sein. Allerdings gelang ihm das nicht besonders, denn als er Frau von Brons auseinandersetzte — offenbar wie jedem, den er kennen lernte, etwa als gäbe er seine Karte ab — er sei bei dem Naturarzt und einstigen Anstreicher wegen der neuralgischen Kopfschmerzen, die ihm den Schmuck seines Haupthaares gekostet, rief Frau von Brons sofort empört:

— Sie sind auch einer von denen, die zu dem Kurpfuscher gehen?

Darauf belehrte ihn der Geheimrat, die Polizei suche nur eine Gelegenheit, um diesen Menschen zu fassen, der übrigens schon einmal wegen unbefugter Beilegung des Doktortitels bestraft worden sei.

Ganz erschreckt über die wahre Gestalt seines Wohlthäters, der ihn von seinen Schmerzen thatsächlich befreit, wendete sich Claus von Rangenhofen an Käthe. Er hatte das Pech, sie, um eine Unterhaltung zu beginnen, zu fragen, ob sie nächsten Winter ausgehen würde. Das Mädchen aber, das nicht besonders klug war, witterte darin eine Anspielung auf die kurze Verstimmung zwischen den beiden Familien und antwortete etwas kurz.

Nun gab er sich keine Mühe mehr, besonders artig zu sein, sondern unterhielt sich fast nur noch mit den Verwandten oder aß ungeheure Mengen Kalbsbraten. Der nahm ihn bald

ganz in Beschlag. Er kaute, daß sich die Gesichtsmuskeln verschoben bis in den kahlen Schädel hinein. Nun sprach er immer weniger, blickte bloß ab und zu über den Tisch hinüber Ida an und trank eine ganze Menge.

Als sie aus dem Eßzimmer hinübergingen, raunte Fritz seinem Bruder zu in seiner Schülerausdrucksweise:

— Du, Ernst, der Vetter hat aber gefressen!

Drüben saß dann Claus von Raughofen stumm eine eigene Cigarette rauchend da. Nur als ihm die Cousinen Thee brachten: Marie die Tasse, Ida den Zucker, Lilli die Sahne, sagte er seufzend zu jeder der drei, zu der mit dem Zucker sogar zwei Mal:

— Wenn ich nur nicht abreisen müßte!

Der Geheimrat erzählte allerlei. Er predigte ein wenig, und die anderen hörten zu. Die Damen Brons hatten Handarbeiten mitgebracht, und auch Marie, Ida, Lilli, häkelten, strickten, stickten. Die kleine Cécile war von der alten Emma zu Bett gebracht worden. Die Jungens mußten noch arbeiten.

Cäcilie verschwand einen Augenblick, um nach ihnen zu sehen. Unbemerkt, ganz leise trat sie in das einfache Zimmer der Knaben, das nur die Betten, zwei Schränke und einen großen Tisch in der Mitte aufwies. An dem saßen die beiden: Fritz den Kopf in den, über dem aufgeschlagenen Diarium verschränkten Armen, das große lateinische Wörterbuch von Georges neben sich, laut schnarchend, Ernst aber niedergebeugt und auf der letzten Seite seines Heftes emsig malend.

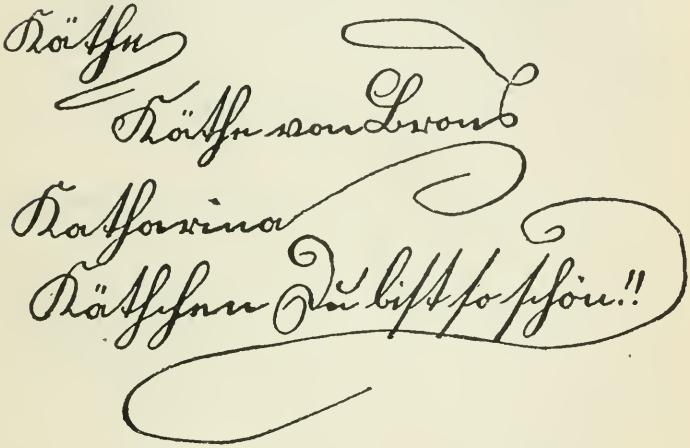
Er war so vertieft, daß er der Tante Nahen gar nicht merkte. Sie blickte ihm über die Schulter und fragte:

— Was machst du denn da?

Er klappte erschrocken das Heft zu:

— Nichts, Tante . . . ich . . . arbeite . . .

Dabei suchte er, ganz unbefangen thuend, vorn zu schreiben. Aber Cäcilie, die immer die Aufgaben beaufsichtigte, sah, daß er eine griechisch begonnene Zeile lateinisch fortsetzen wollte. Trotz seines Sträubens nahm sie ihm das blaue Heft aus der Hand, blätterte, schlug die letzte Seite auf und fand dort in des Knaben Schrift, jedoch verschnörkelt und verziert:



Sie blickte den Knaben erstaunt an. Einen Augenblick ahnte sie nichts, dann kam es ihr plötzlich zum Bewußtsein, und wie ihr Neffe dunkelrot ward, stieg auch das Blut in ihre Wangen. Er war doch noch ein Junge! War erst fünfzehn Jahr! Eine Kinderei!

Und doch schien es ihr ganz merkwürdig, wie etwas, an dem sie nicht Teil hatte, das alle anderen Menschen angehen konnte, nur sie nicht.

Sie wußte nicht, mußte sie etwas sagen? Durfte sie es

so hingehen lassen? Aber es war doch nichts Böses dabei, nur eine unschuldige kindische Schwärmerei.

Aber es war ihr, als dürfe man daran nicht rühren. Spotten wollte sie nicht, sich wie ihn nicht in Verlegenheit setzen. Nur schien ihr, als hätte sie eben mit diesen paar gekritzelten Worten die Entdeckung gemacht, daß sie den Knaben nicht kannte, gar nicht. Sie, die gemeint, in den Seelen all ihrer Pflegebefohlenen lesen zu können. Hier bildete sich in aller Stille unter ihren mütterlich wachenden Händen ein Mensch, ganz anders wahrscheinlich, als sie gewollt und gedacht, der eines Tages vor ihr stehen würde, unversehens und sprechen:

„Jetzt bin ich groß. Nun leb wohl. Jetzt will ich davon fliegen aus dem Nest."

Dann flöge er von dannen, er, von dem sie keine Ahnung gehabt, daß er fliegen könnte.

Cäcilie reichte ihrem Neffen ruhig das Buch zurück, als ob sie nichts gelesen hätte, dabei sagte sie nur:

— Reiße die beschriebene Seite heraus, Ernst. Du weißt, ihr sollt nichts anderes in die Hefte schreiben, als was hinein gehört.

Er gab zurück, ohne sie anzusehen:

— Jawohl, Tante.

Doch er traf keine Anstalten dazu, sodaß Cäcilie fortfuhr:

— Aber gleich, mein Junge! Es braucht niemand zu lesen.

Da traf sie ein jäher dankbarer Blick. Sie fühlte, das würde ihr der kommende Jüngling nicht vergessen.

Und während sie noch dabei stand, löste er hinten die Seite aus dem Buch, ganz leise, damit sein Bruder nicht erwachen sollte, denn der schlief noch immer fest, den Kopf schwer auf dem Tisch.

— Gute Nacht mein Junge! — flüsterte Cäcilie.

Ernst stand auf, schlich sich zu ihr, und der langaufgeschossene Bursche fiel ihr um den Hals und sagte aus weichstem, tiefstem Herzen:

— Danke, Tante, danke!

38.

Die drei Brons waren gegangen. Claus von Rangenhofen jedoch blieb noch sitzen. Eigentlich hatte Cäcilie gehofft, er würde die Gelegenheit benutzen, sich gleichfalls zu empfehlen, denn sie war müde zum Umfallen. Aber er rührte sich nicht.

Sehr unterhaltsam war er dabei keineswegs. Im Gegenteil, je mehr der Abend fortschritt, desto stummer wurde er. Aber er fand sich nicht fort. Ab und zu klagte er über die kurze Frist, die ihm nur noch in dem schönen Elbflorenz vergönnt sei. Die Mädchen lachten und meinten, er könne ja hier bleiben, doch er zuckte die Achseln, warf einen Blick zu Ida hinüber und versuchte zu scherzen, indem er die Glocke citierte, etwas unsicher, denn er wußte nicht, ob es richtig war:

— Der Mann muß fort ins feindliche Leben.

Je mehr Zeit verstrich, je später es ward, desto mehr wandte er geblümte Redensarten an, die ihm, der seine Verachtung aller höheren geistigen Bestrebungen schon öfters betont, gar nicht standen.

Da es aber schon elf Uhr geworden war und Cäcilie es nicht über sich gewann, ihn zu bitten, sie zu verlassen, so

ſagte ſie, die „Couſinchens" wären müde und er würde wohl nicht böſe ſein, wenn ſie immer in die Federn gingen. Er war nicht böſe. Im Gegenteil, er ſchien ſich ſehr zu freuen, ſagte allen herzlichſt Gute Nacht, am längſten Ida, aber er wankte und wich nicht, ſondern ſetzte ſich, als er mit Cäcilie allein war, ruhig wieder in ſeinen Stuhl.

Sie jedoch gewann es nicht über ſich, ihm zu ſagen, daß ſie auch müde wäre, obgleich ihr beinahe die Augen zufielen. Doch der Vetter gewann plötzlich all ſeine Lebendigkeit zurück. Er ſprang auf und rief:

— Gott ſei Dank, daß ſie raus ſind!

Cäcilie machte ein erſchrockenes Geſicht. Er fragte:

— Wollen Sie mich mal anhören?

— Ja . . ich . . ich . .

— Sie erſchrecken aber nicht?

— Nein! — meinte ſie ganz ängſtlich. Er beruhigte ſie nach Möglichkeit, indem er all ſeine Laune wiedergewann:

— Es thut nicht weh, gnädiges Fräulein, abſolut nit. Ich wollte Ihnen nur mal ein Jeſtändnis machen, denn Sie ſind doch ſozuſagen die . . . na Gott, die Frau Mutter . . . nämlich Couſinchens hin, Couſinchens her, ich habe mich tüchtig verſchoſſen. Ach Gott, ach Gott, bitte ſein Sie nicht böſe über die Ausdrück'. Alſo offen jeſtanden, damals ſchon bei dem Lachen jefiel ſie mir ſo ſehr. Sie lacht ja eigentlich am Ende nicht ſo ſehr viel, denn die janze Familie iſt ſchreckelich ernſt. Das heißt der Elbzweig, denn wir am Rhein, wir Rangenhofens, meine ich, wir können ſchon lachen!

Mein Vater, wat konnte der nit lachen! Und meine jute ſelige Mutter, die habe ich auch nur immer heiter jekannt. Ich will nämlich etwas ausholen, weil Sie doch über meine Verhältniſſe nicht ſo orientiert ſein können.

Ich habe nämlich keine Eltern mehr, stehe mit meiner Schwester sozusagen ganz allein. Meine Schwester ist, dat habe ich Ihnen doch schon mal erzählt, verheiratet mit dem Major von Ristedt von dem Ulanen-Rejiment, bei dem ich Reserveoffizier bin.

Ich habe mein Gut ganz allein. Schuldenfrei. Dat heißt, es ist ene Hypothek drauf, na ja, aber unkündbar, und ich habe mehr Barvermögen, als die Hypothek. Kurz, ich kann ene Frau ganz anständig durchbringen.

Nun bliewen bloß noch die neuralgischen Kopfschmerzen mit ihren Folgen. Ich habe nämlich 'ne riesige Antipathie gegen das Wort. Ich mags jar nit aussprechen. Ich kann sagen, ich bin jeradezu krank dadran und bilde mir ein, 's kommt keine so leicht drübber weg. Es macht auch so alt, und ich bin doch erst achtundzwanzig! Wort achtundzwanzig! Nit wahr, gnädiges Fräulein, das haben Sie nit für möjelich jehalten?

Cäcilie war auf alles eher vorbereitet gewesen, als auf das. Sie wär nicht im stande zu antworten. Ein Antrag? Denn darauf lief es doch hinaus! Aber sie fand, daß er keiner den Vorzug gegeben. Und die Unsicherheit quälte sie so, daß sie mit der Frage herausplatzte:

— Welche ist es denn?

— Welche?

Er hatte einen derartig erstaunten Ausdruck angenommen, daß Cäcilie schon angst ward, sie hätte ihn überhaupt falsch verstanden. Nun meinte er ganz paff:

— Hat man denn dat nit jemerkt?

— Nein.

— Ist nit möjelich! Gegen die jute Marie ist ja nichts weiter zu sagen, aber dat andere Cousinchen, na,

jnädiges Fräulein, Hand aufs Herz, da kann man doch nit zweifelhaft sein.

— Ida?

Claus von Rangenhofen war ganz begeistert:

— Na, ist das nit ein famoses Mädche? Und wissen Sie, jerade, daß sie 'ne Rangenhofen ist, jefällt mir. Da weiß man doch, wat man kriegt! Ich bin kolossal für Familie. Übrigens weiß ich ja eben nit, ob ich sie kriegen würde. Nämlich jesprochen habe ich mit ihr nit, und eigentlich habe ich Angst — — —

Er wurde kleinlaut. Es fiel ihm auf die Seele, daß es ein wenig schnell gegangen war und er gar keine Sicherheit hatte, darum bat er plötzlich:

— Jnädiges Fräulein, seien Sie jut, legen Sie beim Cousinchen ein jutes Wort ein. Wat? Sie müssen doch sagen, ich bin riesig korrekt, wat? Mit dem Mädchen keinen Ton — alles vorher mit der Mutter — — —

Cäcilie hatte, als das Wort fiel, ein ganz eigenes Gefühl. Sie galt als Mutter einer erwachsenen Tochter. Bei ihr wurde angehalten. Sie sollte noch dazu den Freiwerber machen. Das bedeutete soviel wie: Übergang in die ältere Generation, Selbstaußerfragekommen. Dem Werber um ihre Nichte-Tochter gegenüber, empfand sie etwas, als wäre ein Abschnitt ihres Lebens nun endgiltig erledigt.

Die Szene trat vor ihr Gedächtnis, als ein anderer Rangenhofen, der Professor, vor wenigen Jahren noch sich um sie selbst beworben. Sie fühlte die Angst und Verlegenheit wiederkommen, als gölten die Worte jetzt ihr, und sie machte, nur um allein zu bleiben, sich besinnen zu können, ein paar flüchtige Redensarten. Sie wolle gern mit ihrer Nichte sprechen. Ohne den Vormund zu fragen, könne sie allerdings

nichts entscheiden. Die Hauptsache freilich bliebe Jdas Antwort, denn sie wäre entschlossen ihrerseits, jeden Mann willkommen zu heißen, den ihre Nichten wählten.

Cäcilie sagte das mit besonders gesetzten Worten und einem Nachdruck, aus dem hervorging, daß sie das Weib, das Selbstbestimmungsrecht der Frau nicht werde antasten lassen, soviel in ihrer Gewalt stände.

Er war hinaus, sie merkte es kaum. Und in Gedanken blieb sie sitzen. Sie fühlte sich verstört, nicht befriedigt. Jrgend etwas hatte sie enttäuscht.

Cäcilie hätte die Werbung anders gewünscht. Sie war ihr zu derb. Jn ihren Vorstellungen hatte sie sich diesen größten Schritt des Lebens anders gedacht, poetischer, verschleierter, träumerischer. Es war ein Begriff, wie er sich ihr aus Romanen gebildet, den ihre eigene Phantasie sich ausgemalt und ihre Mädchensehnsucht umkleidet mit Traum und Schönheit.

Eine Liebe hätte sie ersehnt, ein stilles Nahen, ein Getroffensein, ein Verstehen ohne Worte. Er durfte nicht zweifeln, ob das Mädchen seiner Wahl ihn wollte: er mußte es in ihren Augen lesen. Er hätte vor Cäcilie hintreten müssen mit der Erklärung: wenn sie nicht mein wird, töte ich mich. Und nun betonte er noch, wie korrekt er gehandelt.

So blieb sie thaten- und entschlußlos sitzen, beinahe etwas wie eine körperliche Verstimmung empfindend.

Jn ihrem Brüten dachte sie daran, daß des Professors Werbung um sie noch viel nüchterner gewesen. Also mußte das so sein? War die Wirklichkeit immer ein Nackenschlag allen Träumen? Sie war doch sonst nicht so phantastisch angelegt, aber es gab Dinge, die sich herausheben mußten, meinte sie, aus dem übrigen Leben. Dinge, die nur einmal wiederkamen: die Feiertage im Leben der Menschen.

Je weniger sie selbst vielleicht die Natur gewesen, ein hohes Lied der Liebe zu singen, desto mehr empfand sie, es müsse so sein.

Und sie gestand sich, nun wo die Zeit hinter ihr lag, daß sie für den Professor doch echt und recht geschwärmt, wie es zur Liebe eines deutschen Mädchens nun einmal zu gehören schien. Sie dachte, immer noch unbeweglich auf dem Sofa sitzen bleibend, an ihren Kultus, ihre Sammlung, ihr Museum, an all die Dinge, die verpackt und verschnürt als Abgeschlossenes im Schreibtisch lagen.

Ihr rotes Buch fiel ihr ein, und die Neugierde wandelte sie an, nun wo es ungefährlich war, wieder einmal einen Blick hineinzuwerfen.

Sie stand auf, löschte die Lampe und schickte die Mädchen zu Bett. Dann ging sie in ihr Zimmer. Das ganze Haus schlief jetzt. Sie lauschte hinaus auf den Gang: man hörte nur das einförmige Ticken der Küchenuhr. Einen Augenblick schien es ihr aber doch, als ob die kleine Cécile wach wäre. Sie lauschte abermals. Nein, sie hatte sich geirrt. Doch sie ließ ihre Thür angelehnt. Ehe sie einschlief, wollte sie noch einmal nachsehen.

Dann setzte sie sich an den Schreibtisch, suchte das Buch hervor und begann darin zu blättern. Zuerst nur auf gut Glück, wo sie gerade aufschlug. Dann ward sie gefangen von den Bekenntnissen früherer Jahre, die sie hier niedergelegt mit klopfendem Herzen, und konnte sich nicht trennen von den Seiten, aus denen ihre ganze Seele sprach, die Seele eines armen, demütigen, scheuen Weibesherzens, das in Stille und Bescheidenheit auch hatte teilnehmen wollen am Glücke der Menschen.

Allmählich, während sie las, begann sie sich zu entkleiden,

denn es war schon spät, und morgen mußte sie ja sofort zum Geheimrat, womöglich noch ehe er ins Ministerium ging.

Cäcilie hatte die Taille ausgezogen, nachdem sie die Schleife abgelegt und die Amethystbrosche im Nachttisch verwahrt. So blieb sie sitzen, obgleich sie dabei fröstelnd zusammenzuckte, denn es war ein kühler, regnerischer Tag gewesen.

Manches von dem, was sie da las, war ihr gänzlich entfallen, anderes fand sie wieder, wie man sich freut, jemand nach Jahren wiederzusehen, mit dem man einst freundschaftlich verkehrt. Und so wie es bei solcher Begegnung meist erst einer neuen Eingewöhnung mit dem alten Freunde bedarf, weil beide Teile sich in der langen Zeit verändert haben, so stieß Cäcilie manches auf, wie etwas ganz Fremdes. Sie mußte Seite auf Seite lesen bis sie sich hinein fand, bis ein Lächeln der Rührung über ihre Lippen flog.

Sie war so vertieft, daß sie nicht hörte, wie sich leise die Thür öffnete. Ida schaute herein, zum Schlafen angezogen. Nur einen Unterrock hatte sie umgeworfen, der jetzt in scharfer Linie an den Hüften einkerbte.

Als sie die Tante noch wach sah, wagte sie sich näher. Sie schlich sich mit bloßen Füßen, wie sie war, heran, immer näher, bis sie endlich hinter der ganz in das Buch Versunkenen stand. Dann hob sie die Arme und legte sie weich und liebkosend um Cäciliens Hals.

Die fuhr erschrocken empor:

— Mein Gott!

Unwillkürlich griff sie nach der Brust, zog sich das Hemd herauf und klappte ängstlich das Buch zu. Dann erst sagte sie erstaunt:

— Ida, mein Gott, schläfst du denn nicht?

— Ich kann nicht schlafen!

— Aber es ist schon spät! Denke dir nur . . . .

Sie sah nach der Uhr. Das junge Mädchen unterbrach sie, eng die Arme um die Tante schließend, während sie den Kopf verbarg:

— Tante Cäcilie, hat er etwas gesagt?

Cäcilie richtete sich auf:

— Woher weißt du denn davon?

Das Mädchen wurde noch verlegener:

— Ich . . ich . . . er ist doch noch dageblieben . . .

— Nun und . . .

Während Cäcilie ihr Buch fortlegte, in der Angst, Ida möchte fragen, was es bedeute, und das Schreibtischfach ängstlich zuschob, sagte das Mädchen:

— Tante Cäcilie, er muß etwas gesagt haben.

Ihr Ausdruck war so flehend, daß Cäcilie gepackt war. Was ging in dieser Mädchenseele vor? War das die Poesie, die sie vergeblich bei dem werbenden Manne erwartet? Doch nun gewann sie Interesse. Sie ahnte etwas. Sie drehte sich herum, suchte den Kopf, den Ida versteckte, frei zu machen, um ihr in die Augen zu sehen, und als sie einen Blick gewahrte, wie sie ihn an ihrer Nichte noch nie wahrgenommen, einen Blick halb voll mädchenhafter Scheu und Scham, halb schon von fast frauenhafter Sicherheit, sagte sie, und ihre Stimme zitterte dabei in leiser Bewegung:

— Er hat gesprochen. Er hat mir einen Auftrag gegeben. Komm her, mein Kind, ich will dich etwas fragen. Du sollst mir antworten, ganz wie dirs ums Herz ist, kein wenn und kein aber, dafür laß uns dann sorgen. Er will wissen, ob du seine Frau werden willst . . .

Ida blickte auf, ließ die Tante los und sagte:

— Ja!

— Darf ich ihm das sagen?

— Ja, Tante Cäcilie.

— Du hast es dir genau überlegt? Du kennst die Welt und die Menschen noch nicht. Wie Väterchen — dein Großvater — einmal zu mir gesagt hat, als ich so alt etwa war wie du — das ist nun schon, ach Gott, ach Gott, das ist nun schon über zwanzig Jahre her — da sagte Väterchen zu mir: „Nimm dir Zeit. Sieh sie dir alle die Männer an, die an dir vorbeikommen. Denke nicht gleich beim ersten besten: der ist es. Es giebt deren so viele, und es kommen noch mehr." Bei deiner alten Tante ist es nicht ganz so gekommen. Aber, meine kleine Ida, die alte Tante wird wohl selbst daran schuld gewesen sein. Doch nun zu dir. Was ich dir sagen wollte: überlege es dir, überlege es dir dreimal. Bist du deiner Sache auch ganz sicher?

Ida blickte auf, sah ernst die Tante an und sprach:

— Ganz sicher!

— Dann will ich dir auch helfen! — antwortete Cäcilie nur, und in tiefer Rührung, daß Gott ihren Lebensweg gnädig so weit geführt, daß sie die erste Pflegetochter einem Manne geben sollte, überwältigt vom Augenblick, in dem noch eigene Erinnerungen in ihrem Herzen nachzitterten, schloß sie die junge Braut in ihre Arme, und heiße Thränen perlten nieder auf die jugendlich runde Gestalt.

Die in der Jugend Blüte stand die dem Weibesberufe folgen sollte, preßte die Alternde an sich und sagte, weinend über fremdes Glück:

— Gottes Segen sei mit dir!

39.

Geheimrat von Brons hatte als Vormund nichts dagegen. Der Bräutigam gefiel ihm zwar persönlich nicht besonders, aber es war gegen ihn nichts einzuwenden, eingezogene Erkundigungen fielen sehr günstig aus, und die pekuniären Verhältnisse waren so gute, wie sie sich nur wünschen ließen für ein Mädchen, das außer einer bescheidenen Aussteuer nichts zu erwarten hatte.

Auf den Mangel an Vermögen hatte der Geheimrat Claus besonders aufmerksam gemacht, doch der antwortete fast beleidigt:

— Ich werde doch nicht nach Geld heiraten!

Das gefiel Herrn von Brons. Er erzählte es Cäcilie mit dem Urteil:

— Er hat mir nur zu wenig gelernt und findet das womöglich noch ganz in der Ordnung. Es fehlt ihm an Bildung, an Kultur, und er denkt, weil er Rangenhofen heißt, hat er's nicht nötig. Das schmeckt etwas nach Raubritterstandpunkt. In unsere Zeit paßt es nicht mehr. Aber andrerseits höre ich, daß er ein sehr guter Landwirt sein soll. Praktisch und im Umgang mit den Arbeitskräften vorzüglich. Dazu soll er den Getreidespekulanten, und Weinhändlern — er baut Wein — sogar völlig gewachsen sein. Na, gnädiges Fräulein, dann läßt sich am Ende nichts sagen, wenn er nicht weiß, wer Kant gewesen ist . . . . .

Die Verlobung brachte eine große Änderung zu Wege: Cäcilie sah davon ab, im Winter, der nun bald vor der Thür stand, Marie auszuführen. Sie wollte noch ein Jahr warten, bis Lilli mitgehen konnte, und sie that das um so ruhiger, als ihre älteste Nichte über die veränderten Umstände sich sehr glücklich zeigte.

Die Eifersucht zwischen den Schwestern verschwand völlig. Der Mann hatte gewählt, damit waren Unruhe und Unfrieden beseitigt.

Aber mit der glücklichen Braut ging eine Veränderung vor sich. Sie war immer geistesabwesend, in sich versunken. Wenn sie einmal etwas sprach, fuhr sie wie aus fernen Welten auf und redete von ihrem Claus, nur von ihrem Claus. War es je etwas anderes, so hing es doch wenigstens mit ihm zusammen, denn es betraf dann die zukünftige Einrichtung, das Leben am Rhein, das keiner von der Familie kannte, von dem Ida jedoch bereits, die übrigen belehrend, ein Bild entwarf, als ob sie dort erzogen worden wäre. Natürlich hatte sie es von ihrem Bräutigam, der schon dermaßen auf sie einwirkte, daß sie begann, gewisse Redensarten und Manieren von ihm anzunehmen. Sie sagte „nit" statt nicht, begann stumme „n" fortzulassen, schliff das „g" zum „j" ab.

Claus war nach Haus gereist, um den Versuch zu machen, seinen Stellvertreter auf dem Gute für längere Zeit festzuhalten. Es gelang ihm, er kehrte nach Dresden zurück und zog ins Hotel, mit der Absicht, bis zur Hochzeit dazubleiben.

Nun war er beinahe den ganzen Tag im Hause. Cäcilie merkte es am Wirtschaftsgeld; nicht bloß saß ein Esser mehr am Tische, sondern sie hielt es auch für nötig, ein ganz klein wenig von ihrer einfachen Lebensweise abzugehen. Hatten sie sonst nur ein Gericht gegessen, so wurde jetzt immer etwas eingelegt: nach der Suppe Pastetchen oder nach dem Fleisch eine süße Speise, die früher nur Sonntags auf den Tisch gekommen war.

Dazu gab sie täglich zu Mittag Käse, nachdem sie

gemerkt, daß Claus davon immer ein großes Stück nahm. Die Sparsamkeit kam insofern zu ihrem Recht, als der Käse nur für den Gast bestimmt war, denn er wurde zwar herumgereicht, aber von Cäcilie über Marie, Ida, Lilli, Ernst, Fritz bis zur kleinen Cécile ließ ihn jedes Tag für Tag sich zeigen, besah eine Sekunde den Teller und dankte.

Auch Kaffee gab es nach Tisch zu Ehren des Bräutigams. Die ersten Male standen mehrere Tassen auf dem Brett, allmählich jedoch wurde er einzeln serviert, denn die Kinder tranken jeden Morgen Kaffee, und bei sieben, mit den Dienstboten neun, Menschen ging davon, fand Cäcilie, genügend drauf.

Zucker nahm früh keines. Cäcilie hatte eingeführt, daß, wer sich des Zuckers enthielt, dafür jeden Morgen einen Pfennig für jede Tasse, also zwei Pfennige erhielt, die allwöchentlich am Sonnabend, als sei es Arbeiterzahltag, verabfolgt wurden.

Sie meinte, damit die Sparsamkeit zu fördern, und ahnte nicht, daß sie bei jedem der Kinder dadurch eine geheime Leidenschaft großzog. Marie und Ida, die in dem letzten Jahre allerdings ein kleines Taschengeld bezogen hatten, um Handschuhe, Schleier, Nähzeug, Bänder, Zwirn davon selbst zu beschaffen, hatten bisher ihre zusammen achtundzwanzig Pfennige wöchentlich stets in Malzbonbons angelegt. Lilli kaufte davon Kandiszucker, die kleine Cécile ließ sich von der alten Emma heimlich Gummibonbons mitbringen, und die beiden Jungen aßen auf dem Heimwege von der Schule in der Konditorei Kuchen.

So ward denn der entwöhnte Zucker regelmäßig abermals Zucker, nur in anderer Gestalt, und wider Cäciliens gute Absicht kam das Heimliche des Verfahrens erzieherisch schädigend dazu. Ja bei Fritz ward sogar Schlimmeres daraus.

Früher war mit ihm in der Schule immer etwas los gewesen. Klagen der Lehrer liefen bei Cäcilie und dem Vormund ständig ein. In der letzten Zeit ward das besser, sodaß Cäcilie dem Jungen sagte:

— Sieh mal, mein Fritzchen, ist es nicht viel schöner so? Es ist doch viel angenehmer für dich, wenns nicht immer zu zanken und zu ermahnen giebt, was?

Der große Bengel sah sie treuherzig an:

— Ja, Tante!

— Willst du nicht so bleiben?

— Ja, Tante!

Und sie that, was sie sonst bei den Jungen, seit sie größer geworden und schon die männliche Stimme bei ihnen fast ausgebildet war, nur sehr selten zu thun pflegte: sie küßte bewegt ihren Neffen, der ihr nun wohl keine Schwierigkeiten mehr machen würde.

Da kam schon am nächsten Tage der Geheimrat mit ernster Miene, während Lilli, Cécile und die Knaben in der Schule waren. Er setzte sich nicht erst, sondern fragte:

— Können Sie mir vielleicht aufklären, wo die Jungen Geld herhaben?

Cäcilie ward ängstlich bei der erregten Frage. Sie begriff nicht, was er wollte, und sagte zögernd:

— Geld . . .?

— Ja irgendwoher müssen diese verfluchten Bengel Geld haben. Wenigstens Fritz. Es handelt sich um Fritz. Ich gebe ihnen kein Geld in die Hand. Und Sie doch auch nicht, denn die Ausgaben werden doch alle durch die Wochenabrechnung erledigt. Der Fritz hat sich aber Geld zu verschaffen gewußt, das steht fest, und die Sache könnte ernst werden, denn er will nicht angeben, woher er das Geld hat.

Dabei ist es eine ganz merkwürdige Summe. Es handelt sich immer um vierzehn Pfennige . . .

Da fiel ihm Cäcilie ins Wort und erklärte, die Kinder erhielten von ihr aus der Wirtschaftskasse jeden Sonnabend für den Zucker je vierzehn Pfennige.

Der Geheimrat öffnete vor Staunen den Mund und stammelte:

— Wa . . wa . . was . . . Ach so . . . ach . . . ach . . na nun . . . verstehe ich . . .

Er war so in Gedanken über die Wendung, die dadurch die Angelegenheit genommen, daß er auf und abschritt, sich das Kinn streichend, und Cäcilie nichts erklärte. Endlich fragte sie. Er aber begann zu lachen und sagte, indem er ab und zu seiner Heiterkeit gar nicht mehr Herr werden konnte:

— Also denken Sie, Fräulein Cäcilie . . . ja so . . . ja so, erst das, also ich hatte nämlich die Befürchtung, der Junge könnte — ja irgendwoher mußte er doch das Geld haben, und gestehen wollte er es nicht, auch nicht Ernst, natürlich aus Corpsgeist — falsch verstanden ebenso natürlich — also kurzum, der Junge könnte — lange Finger gemacht haben.

Cäcilie hielt beide Hände an die Schläfen und stieß einen Schreckensruf aus, sodaß der Geheimrat sofort beruhigend fortfuhr:

— Nun, nun, es ist ja nicht geschehen! Aber nicht wahr, eine Erklärung muß man finden ... Sie beurteilen die Menschen immer viel zu gut, das habe ich Ihnen schon tausend Mal gesagt. Ja, mein Gott, in jedem von uns kann der Keim zu Bösem liegen. Warum sollte so ein junger Bursche nicht auf Abwege geraten? Meinen Sie, daß wir gerade dagegen gefeit sein müssen? So etwas ist schon vorgekommen und kann immer wieder vorkommen. Die Versuchung naht,

und so wie ein bis dahin ehrlicher, tadelloser Mann zum Beispiel als Bankdirektor Geld unterschlägt, nur um einen kleinen Verlust zu decken, der allmählich lawinenartig anschwillt, genau so kanns bei einem halben Kinde geschehen, das beim Konditor nascht und nascht, es nicht gestehen will und doch das Geld haben möchte. Das ernsteste dabei scheint mir, daß so was an dem späteren Menschen hängen bleibt. Es wird immer heißen: der hat mal als Knabe gemaust. Das wird nicht vergessen, und die Jugend gilt nicht als Entschuldigung ..... Und das giebt dann ein rettungslos verfehltes Leben, an dem wir schuld wären. Wir, Fräulein Cäcilie, Sie und ich. Na, und da es nun nicht ist, so bin ich so erleichtert, daß ich mir aus dem Consil nichts mache. denn Fritz hat nämlich das consilium abeundi erhalten . .

Cäcilie fühlte sich nicht erleichtert, wie der Geheimrat, sondern war zu Tode erschrocken. Sie wußte sehr wohl aus Schulerzählungen, was das bedeutete, daß es beinahe so viel hieß, wie: „hinausgeworfen". Darum fragte sie ängstlich:

— Um Himmelswillen, was hat er denn gethan?

Der Geheimrat, der die Fähigkeit besaß, sich über alles zu freuen, worin eine gewisse Komik lag, der vielleicht sogar über sich selbst als erster herzlich gelacht hätte, antwortete heiter:

— Denken Sie nur mal, was der Bengel anstellt. Wir haben uns doch gefreut, daß er seit einiger Zeit ein Musterknabe geworden ist. Nun wissen Sie, woher das kommt? Er ist auf die geniale Idee verfallen, den Ulk, den er bisher vollführte, durch einen anderen machen zu lassen. Er hat einen Mitschüler gefunden, einen gewissen Kobalski, einen fürchterlich gierigen Jungen, den hat er bestochen mit elenden vierzehn Pfennigen jeden Sonnabend, daß er irgend eine Dummheit

ihm und der Klasse vormachen mußte. So etwa, als ob einer sich eine Separatvorstellung geben läßt. Einmal mußte er beim Gedichtaufsagen sich in jeder Zeile versprechen, dann in der Geometrie sich mit dem Zirkel stechen und laut „Au" rufen, das letzte Mal ist er mitsamt der großen Wandtafel umgefallen. Fritz aber hat ruhig dabei gesessen, in der ersten Reihe des Parketts sozusagen — denn leider sitzt er ja als einer der letzten in der Klasse auf der vordersten Bank — und hat das Schauspiel genossen . . .

Der Geheimrat lachte jetzt fast bis zu Thränen, während Cäcilie den höheren Standpunkt, daß ein solcher Dummerjungenstreich sich im späteren Leben am Ende in Phantasie und Thatkraft umsetzen könne, nicht fand, sondern nur außer sich war über die „Ungezogenheit" ihres Neffen.

Sie fragte ängstlich:

— Aber wie ist es denn herausgekommen?

Nun begann der Geheimrat erst recht zu lachen:

— Unglaublich. Der Bengel hat ganz laut gerufen: „plaudite amici". Es war nämlich beim Lateinischen, und heißt frei übersetzt etwa: „Na nu macht mal Radau, ihr Kerls." Nun ist eine Untersuchung eingeleitet worden, und Kobalski hat gestanden. Fritz hat es zugegeben, hat aber nicht sagen wollen, woher das Geld käme. Warum, ist mir ganz unverständlich.

Damit stand er auf und ging, weil er dem Klassenlehrer sofort die ehrliche Herkunft der vierzehn Pfennige mitteilen wollte, damit auch nicht eine Stunde länger ein böser Verdacht auf dem Knaben ruhen könne.

Cäcilie begriff die ganze Sache noch immer nicht, vor allem nicht, daß der Vormund so hatte lachen können. War sie nur so schwer angelegt? Sie konnte sich eben nicht zum

Leichtnehmen zwingen. Sie fühlte drückend bei allem, was ihre Pflegekinder betraf, die Verantwortung. Und besonders quälte sie, daß durch ihren gutgemeinten Willen, die ihr Anvertrauten zur Bedürfnislosigkeit und Sparsamkeit zu erziehen, dies Unheil heraufbeschworen worden.

Ihre schwere Stimmung hielt an, bis die Knaben aus der Schule wiederkehrten. Aber sie empfing den Missethäter nicht mit bösen Worten, sondern ließ ihn allein auf ihr Zimmer kommen und fragte, indem sie sich vor Väterchens Schreibtisch in den alten Sessel setzte, während Fritz, halb wie ein armer Sünder, halb verlegen sich rekelnd, vor ihr stehen blieb:

— Warum hast du denn nicht sagen wollen, woher du das Geld hast?

Er gab keine Antwort. Sie begann wieder:

— Fritz, warum hast du's nicht gesagt?

Er schien mit sich zu kämpfen, aber es kam nichts heraus. Sie fragte von neuem. Sie drohte. Sie bat. Sie redete ihm ruhig mit Vernunftgründen zu — keine Möglichkeit, ihm ein Wort zu entlocken.

Da kam sie auf einen Gedanken:

— Hast du dich etwa geschämt?

Er richtete sich auf:

— Worüber, Tante?

— Nun zum Beispiel, daß du dir den Zucker absparst ...

Fritz schüttelte den Kopf. Er war wie nachdenklich geworden. Es schien, als wollte er sprechen, und richtig, er trat näher an die Tante heran, seine Augen hatten einen ganz eigenen Ausdruck angenommen, er begann:

— Tante, ich hatte nämlich ein Buch geborgt bekommen, ein wundervolles Buch. Tante, weißt du, das Buch ist großartig. Es ist Russisch. Natürlich die Übersetzung. Das

heißt Raskolnikow. Und es ist nämlich von Dostojewski. Und da kommt nämlich ein Untersuchungsrichter drin vor. Der Raskolnikow ist nämlich ein Mörder. Und der Untersuchungsrichter, der wills herauskriegen. Aber eigentlich kriegt ers nicht raus. Bloß weil der Raskolnikow am Schlusse schlapp wird und alles sagt . . .

Cäcilie folgte aufmerksam seinen Worten. Wo sollte das hinaus? Als er nun schwieg, fragte sie den zu Boden blickenden Knaben, der mit einer nur noch lose baumelnden Quaste des Stuhles spielte:

— Ja, aber was hat das mit dem Sagen und Nichtsagen zu thun?

Er antwortete hastig, und seine Augen hatten Feuer bekommen:

— Ich wollte sehen, ob ich auch schlapp werden würde!

Cäcilie war derartig betroffen von der Antwort, daß sie keine Entgegnung fand. Fritz hielt dadurch die Sache für erledigt, ward sofort wieder guter Laune, näherte sich ihr mehr und sagte, Feuer und Flamme, das große Verbrechen, die vierzehn Pfennige, das Consilium abeundi bei Seite lassend vor dem, was ihm viel wichtiger schien, da es tieferen Eindruck in seiner Seele gemacht, als die ganze Schule:

— Tante, das Buch mußt du lesen!

Ihr aber war es jäh, als hätte sie diesen Knaben, der unter ihrem Dache lebte und unter ihrer Obhut stand, noch nie gesehen, als erkenne sie ihn erst jetzt, ihn, der sich entweder gänzlich verändert hatte in dieser Stunde, oder dem sie bisher verständnislos wie eine Fremde gegenüber gestanden.

Was ging in dieser jungen Seele vor? Was wuchs da in der Stille heran? Ihrem Einflusse entzogen, denn sie, die ihn täglich sah, die darüber wachte, daß die Gespräche

für all die jungen Ohren erzieherisch klangen, die meinte, alles mit durchgelebt zu haben, was in den Seelen der Neffen und Nichten Wurzel schlagen sollte, sah jetzt, halb erstaunt und halb erschrocken, daß sie nicht einmal eine Ahnung hatte, welches Buch Einfluß auf ihn gewann.

Und sie, die alle Schularbeiten überwachte, die mit den Lehrern Rücksprache nahm, mit dem Vormund über die Neffen Rat hielt, die ihren Verkehr auszuwählen gesucht, die nur von dem zu sprechen geduldet, was ihr segen- und nutzenbringend dünkte für diese heranwachsenden Menschen, erkannte, daß alles vergeblich gewesen, daß sie doch eigentlich diesem jungen Mann vor ihr fremd und fern gegenüberstand.

Aber sie wollte sich ihm nähern, wollte gut machen, was sie vielleicht übersehen und verfehlt. Da kam sie ihm entgegen, und statt daß sie ihm an Elternstelle gegenüberstand, beugte sie sich unter seinen Rat, ließ sich, ihre Unbildung bekennend, gewissermaßen erziehen durch den Neffen und versprach:

— Gut, Fritz, gieb mir das Buch!

Ende des ersten Bandes.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Omptéda, Georg von
Title Deutscher Adel um 1900. [Vol. 5:-] Cäcilie von Sarryn. Vol. 1

DATE. | NAME OF BORROWER.